

116 2100
19

J. B. PORTA

DIE PHYSIOGNOMIE
DES MENSCHEN

Der Körper als Ausdruck

Schriftenreihe
zur Gestaltenkunde
1. Band

801

Dimitrije Mitrinović



Ex Libris

625790

uf 45263119

DER KÖRPER ALS AUSDRUCK

SCHRIFTLEHRE FÜR GESTALTENKUNDE

Herausgegeben von

PROF. DR. MED. ET PHIL. THEODOR LEBING

UND DR. MED. WILL. RINK



BAND

Verlag von Julius Springer

1904



19
DER KÖRPER ALS AUSDRUCK

SCHRIFTENREIHE ZUR GESTALTENKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. MED. ET PHIL. THEODOR LESSING

UND DR. MED. WILL RINK



BAND I

JOHANNES BAPTISTA PORTA

DIE PHYSIOGNOMIE DES MENSCHEN



ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT BY DR. MADAUS & CO., RADEBEUL/DRESDEN 1980

DRUCK VON DR. MADAUS & CO., RADEBEUL/DRESDEN

Einführung

Von allen Irrtümern der mechanistischen Naturwissenschaft, der Physik Newtons wie der Biologie Darwins, ist kein Bestandteil so schnell dem Zweifel anheimgefallen wie die alte Irrlehre: Vom Leibe und der Seele.

Die christlichen Jahrtausende hatten diese Kluft aufgerissen, eine für den Gedanken unversöhnliche Kluft, unüberbrückbar auch für die tätig Handelnden. Die besten Köpfe Europas versuchten einen Ausgleich, teils indem sie behaupteten, es gäbe eine Wechselwirkung, das heißt ein Verhältnis der funktionellen Abhängigkeit zwischen den Seelischen Erlebnissen und den Leiblichen Vorgängen; andernteils, indem sie behaupteten: Es gäbe einen Parallelismus zweier Reihen, welche zwar nie eine in die andere übergreifen, aber doch auf einander eingestellt seien wie gleichgehende Uhren.

Beide Behauptungen waren unbegreiflich! Weder läßt sich begreifen, wie denn aus der Mannigfaltigkeit molekularer Bewegungen je etwas Seelisches hervorgehen kann, noch auch läßt sich erklären, wie die „prästabillierte Harmonie“ der körperlichen und seelischen Reihe denn zustandekommt. Man durchhieb daher schließlich diesen schrecklichen Knoten mit dem einfachen Machtpruch: „Körperliche Welt und seelisch-geistige Welt seien ja nicht verschiedene Gegebenheiten. Sie seien immer das Eine, gesehen unter zweierlei Schaupunkt.“

Damit hatte man eine vorläufige Lösung des Rätsels, indem man den Widerspruch aus der Natur hinwegräumte und in das Denken von der Natur hineinschob. Die wirkliche Lösung aber brachte erst das Auffinden des Quellpunktes für jenes dialektische Gegensatzpaar: Hie ausgedehnte Außenwelt — Hie denkend-seelische Innenwelt.

Dieser antithetische Betrug nämlich entstieg nur dem Ausgangsort: Bewußtsein. Erst vom Bewußtsein aus spaltet sich das Gegebene in Erlebnis und Denknis. Hüben bleibt die denkende Lebendigkeit, drüben aber erschließt sich eine immer abstrakter verfestigte Dingwelt. Und wäre Bewußtsein „das Erste und Letzte“, dann freilich wäre Dualismus unser unvermeidliches Los. Denn Bewußtsein bedeutet: Intentional Gerichtetsein auf ein konstantes Etwas. Und diese Linearität der Spannung, dieser Weg auf das Ding zu wird beschritten, sobald das Subjekt w a c h t. Denn wachen heißt: denken und wollen. Nicht immer aber denken oder wollen die Geschöpfe. Nicht im Tiefschlaf, nicht in Versenkung und Versunkenheit, nicht in Hingegebenheit und Intuition, nicht im ästhetischen, musischen, religiösen Zustand. Und sobald die Psychologie auch diese Zustände jenseit von Wollen und Denken, also jenseit der linearen (zeitlichen und kausalen) ‚Gerichtetheit‘ zu untersuchen unternahm, da stieß sie auch schon auf den Boden des alten Abgrunds.

Man beruhigte sich nun zunächst bei vielerlei halben und vermittelnden Theorien. Man lehrte: Es gäbe Vermittlungsvorgänge zwischen Subjekt und Objekt, Vorgänge des Verschmelzens, der Sympathie und der Einfühlung, welche der subjektiven und der objektiven Seite zugleich zugehören und den Abgrund ü b e r b r ü c k e n. Als Brücke zum Wissen von fremden Ichen (so lehrte man) dienen die ‚Ausdrucksbewegungen des Leibes‘. Das Hineinfühlen der eigenen Lebenszustände auch in die anorganische Welt der toten Formen

vermenschliche diese Formen und beseele die Natur auch außerhalb der Menschenseele.

Dieser schlimmste Unsinn der Neuzeit, welcher die Belebung der Natur vom Menschen ausgeh ließ — also gleichsam den toten Fleck im Auge für den Punkt des Sehens erklärte — war der Ausgangspunkt meines Mißtrauens. Meine Ahmungspsychologie verkehrte das Verhältnis: Es gibt kein „Einfühlen eines Subjekts in Objekte“, sondern: Das Auseinandertreten in eine Lebens- und Bewegungssphäre hüben und in die objektive Ding-, Sach- und Gegenstandswelt drüben ist nur ein sekundäres und mittelbares Geschehnis, durch welches zerbrochen, ja abgetötet wird die im Fühlen immer lebendige und immer ursprüngliche Einheit jenseits der für das Bewußtsein unvermeidlichen Relation: Subjekt-Objekt.

Dieses Einssein mit allem Erfahrbaren füllt noch die Tage der Kindheit. Aber in den von Interessen und Bestrebungen immer mehr beherrschten Erwachsenen schwindet die Lebensnähe, ähnlich wie die Sterne nicht mehr sichtbar sind, weil die Sonne die Hinterwelten überglänzt. Dennoch beharrt das All-im-All-sein als unser Urzustand hinter dem Leben, sofern wir nur lebendig bleiben.

So wäre denn die alte Zwei-Welten-Lehre durchschaut und für die Theorie beseitigt. Aber immer noch zerklüftet sie die Praxis des tätig Handelnden. Alle Erfahrungswissenschaft zerfällt in zwei Hälften: eine psychologische und eine physikalische.

Die Psychologie setzte ihren Stolz darein, bei der Analyse unmittelbar gegebener Bewußtseinstatbestände so zu verfahren, als ob die Welt des Leibes und der Körper, die „materiale Außenwelt“ gar nicht da sei. Und so endete sie denn bei den als Phänomenologie bezeichneten reinen Begriffsanalysen der Logiker und Mathematiker. Die Physik dagegen setzte ihren Stolz darein, die

durchaus nur physische Natur ihrer Grundbegriffe gar nicht zu sehen. Begriffe wie Kraft und Energie wurden behandelt, als ob sie auch außerhalb der seelischen Erfahrung von Widerstand und Widerstandsüberwinden einen Sinn hätten. Die Kategorien Einheit, Ursächlichkeit, Zeit wurden naiv verwendet, ohne daß man sich ihrer anthropomorphen Bedeutung bewußt ward, und jede über das vermeintliche Körperhafte hinausgehende Methodik wurde von den Physikern abgetan mit dem Ekelwörtchen *M e t a - p h y s i s c h*.

Vollkommen verwirrend wurde der Kampf der physikalischen und der psychologischen Methode auf dem Grenzgebiet. Die *M e d i z i n* als eine praktisch angewandte Naturwissenschaft ist ein solches Grenzgebiet zwischen Physik und Psychologie. Aber sie nähert sich der reinen Seelenforschung immer mehr, je weniger die Krankheiten, Abnormitäten und Störungen, für welche wir Heilung suchen, durch physikalische Methoden zu begreifen sind. Schließlich versagt die wissenschaftliche Arbeitsteilung und das Spezialistentum gänzlich vor jenen Erkrankungen der Gesamtseele, die wir vergeblich als Krankheiten des Gehirns zu begreifen versucht haben. Die Psychiatrie ist denn nun heute noch nicht viel mehr als ein endloses Register klinischer Bilder und Erfahrungen, grob signiert mit weitmaschigen Nomenklaturen und hochtrabenden griechisch-lateinischen Benennungen. Wir wissen es längst, daß wir durch Nervenschnitte und Mikroskopieren des Gehirns die Krankheiten des Seelenlebens nicht ergründen und stehen nach vielen Irrfahrten vor der banalen Erkenntnis, daß das Gehirn überhaupt nichts mit Seelenleben zu schaffen habe und daß die Störungen im Apparate der Regelung und Willkür von Vorgängen nichts zu schaffen haben mit Gesundheit und Krankheit dieser Vorgänge selber.

Seit etwa 1900 ist ein sehr breites Schrifttum zur Seelenforschung von Medizinern ausgegangen.

Konstitutionsforschung, Psychoanalyse, differentielle Psychologie, Individualpsychologie, das sind die wissenschaftlichen Moden des Zeitalters, welche mangels originaler Tiefe und Sachkenntnis gar nicht bemerken, daß sie auf längst vorgebahnten Wegen weitergleiten. Denn wo gäbe es beispielsweise in den weitberühmten Schriften von Sigmund Freud nur einen einzigen Gedanken, der nicht längst von Herbart oder von Lipps strenger, schärfer, verantwortungsfähiger durchdacht worden wäre? Für die ganze medizinische und experimentale Seelenforschung gilt das Wort des Dichters: „In alle Seelen einzuschlüpfen gierig, blieb Deine eigne unbebaut und öd.“ Denn alle Mängel dieser Seelenforschung sammeln sich eigentlich nur in einem einzigen Mangel: Dem Mangel an Selbsterkenntnis, genauer gesagt: dem Ermangeln der erkenntnis-kritischen Prüfung schon vorausgesetzter S i n n - g e b u n g e n. Diese Pfuscherpsychologen arbeiten immer an Hand höchst allgemeiner und niemals ganz mangelnder Prinzipien. Ihre Prinzipien heißen Erotik, Libido, Geltungswille, Luststreben, Machtwille, Erfolgstreben, Lebenstrieb. Um diese Allgemeinheiten bauen sie deutende Ordnungen. Aber niemals fragen sie, ob denn diese zentrierenden Sinnordnungen nicht von der Analyse aus gestiftet werden. Die Befunde der Seelenforschung und die Ordnungsbegriffe, an Hand deren Etwas gefunden und erklärt wird —, dieses Beides vergessen sie zu scheiden. Und wenn die heute allverbreitete anekdotenvortragende Psychologie noch so viel erzählt von Ursachen und Akten im Seelischen, sie verfällt nie darauf, erst zu fragen, ob denn seelische Kausalität überhaupt möglich ist, ob unbewußte Vorgänge Ursachen haben können, oder was denn Zeitablauf im Vorbewußten eigentlich bedeute . . . Abseits von beiden Strömen — dem materialistisch-mechanischen und dem idealistisch-psychologischen

— wohnt heute wie eh eine kleine Schar bescheidener Naturfreunde. Sie kann nicht mittun auf dem Markte der Wissenschaft. Sammeln, Schauen, sinnendes Verweilen ist ihre Freude. In keinem Zeitalter ging diese ewige Naturforschung je verloren. Man kann sie die symbolische nennen im Gegensatz zur analytischen. Zuweilen freilich, am verhängnisvollsten zur Zeit der Schule Schellings, drohte wohl die dem ästhetischen Schauen verwandte Forschung auszuschweifen in spekulative Fantastik, aber zumal unter den denkenden Anatomen fanden sich stets nüchterne besonnene, darum aber nicht gefühlstote Augenmenschen, welche, statt nur zu zergliedern, die Gebilde als Ganzheiten erfaßten. Schöne Werke, wie die Plastische Anatomie von Siegfried Mollier oder der Grundriß der wissenschaftlichen Anatomie von Wilhelm Lubosch, bezeugen, daß auch heute noch unter den Anatomen der philosophische Eros lebt. Wir würden freilich irren, wenn wir unsere Gestaltenkunde als eine eigene Disziplin des Naturwissens neben andere Wissenschaften gestellt sehen wollten. Nein! Es handelt sich nicht um eine Wissenschaft unter Wissenschaften, sondern um eine andere Methode und Einstellung zur Natur. Um jene selbstlose Betrachtung, welche nicht die Erscheinungen nach Zielen und Ursachen befragt und fragend übermächtigt, sondern sich schauend dahingibt an ihr Sein und nur dem Wesen nachtrachtend, das unmittelbar den Sinnen Gegenwärtige zu schildern unternimmt. Ein solches Verfahren scheut nicht zu bekennen: Wir trachten nicht in Tiefen, wir halten uns an die Oberfläche. Wir wissen, daß es kein anderes Weltwesen gibt als einzig das uns durch die Sinne offenbare.

Die vorliegende Sammlung von Quellenschriften zur Gestaltenkunde stellt sich die Aufgabe, in einem Zeitalter wissenschaftlicher Barbarei die zarten Keime zeitloser Naturanschauung zu be-

hüten. Aber indem wir die Gestaltenkunde betreiben (für die wissenschaftliche Grundlegung verweise ich auf meine Schrift „Prinzipien der Charakterologie“, erschienen in der Deutschen Psychologie, verlegt bei Karl Marhold in Halle/S.), möchten wir vorsorglich der Gefahr von Verwechslungen begegnen.

Gestaltenkunde ist die Wissenschaft vom Leben. Sie fordert wie alles Biotische eine natürliche, nicht verschulte Fähigkeit zu ästhetischem Betrachten. Aber sie endet dort, wo das Erspüren des unmittelbaren Lebens seine Grenze hat. Nämlich bei der Welt der Formen und der Normen. Beim Machen, Schaffen, Können einerseits. Beim Werten, Wollen, Urteilen andererseits. Alles dieses ist keine unmittelbare Lebenserscheinung, keine Gestalt. Sondern eine gewollte, gewußte, mittelbare *Verwirklichung* am Leben. Lebensaufdruck, nicht Lebensausdruck. Die Sphären der Idee und der Bewußtseinswirklichkeit sind dem Gestaltenforscher verboten, wofern er wirklich in der Sphäre des Lebendigen bleibt.

Die Verwechslung der drei Gebiete ist heute sehr verbreitet. Ein bedeutender Gestaltenforscher schrieb eine Abhandlung „Hand und Handschrift“, ohne auch nur zu merken, daß ein morphologisches Gebilde wie die Hand Naturgebilde ist, die Handschrift dagegen als ein Werkzeug der Kultur (Artefakt) bereits Ziel- und Leitungsbilder des Geistes („Ideen“) voraussetzt. Graphologie also gehört auf eine andere Ebene als Chirognomik. Sie gehört nicht zu den Gestaltenwissenschaften, so wenig wie Stilkunde oder Tektonik, wie die Lehre von den Formen der Musik, von den Werkzeugen, den Maschinen oder überhaupt eine Wissenschaft von Gegenständen. Form ist durch Bewußtsein hindurchgegangene Gestalt. Und ebensowenig wie das ungeheure Reich der Formen (d. h. der bewußtseinswirklichen Gegenstände) gehört die Begriffswelt des Geistes in die

Wissenschaft vom Leben. Nur eine unklare Mode behandelt heute die Wissenschaft von den Völkern, Kulturen, Rassen, Gemeinschaften unter dem Namen Morphologie oder Phänomenologie. Völker, Kulturen, das ist weder ein im Leib geoffenbartes unmittelbares Leben noch auch ein durch Sinngebung und Tat gemodeltes Leben, sondern hier handelt es sich um Ideen, das heißt Anschauungen der Vernunft. Es ist gewiß richtig, daß ein und dasselbe, z. B. ein Baum oder eine Landschaft betrachtet werden kann einmal als Gestalt und Lebensausdruck, zu zweit als ein Gegenstand des wachen Bewußtseins und zu dritt als Idee der Vernunft, aber das gibt uns nicht das Recht, alle Grenzen der Erkenntniskritik zu überspringen und drei Gebiete zu verwirren. Leben, Wirklichkeit und Vernunft müssen klar geschieden werden.

Eine Quellensammlung zur Gestaltenkunde wird sich mithin in erster Linie zu befassen haben mit allen *Naturgestalten*. Also mit Physiognomik und Mimik von Mensch, Tier, Pflanze, Mineral. Sie kann auch Wolken, Klänge, Raumgebilde, kurz alles *unmittelbar* als Gestalt Mitzuahmende betrachten, nicht aber die durch den Willen geschaffenen und nur diesen Willen und seine Zwecke spiegelnden Gegenstände. Und ebensowenig ist es ihre Aufgabe, die im Geiste lebendigen Ideen zu untersuchen.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir in späteren Veröffentlichungen unserer Sammlung auch die Physiognomik der Formen, zumal die Graphologie, berücksichtigen oder die Morphologie der Gesamtheiten und Gestaltqualitäten, etwa der Nationen und Kulturen bereichern werden. Aber zunächst müssen wir, um nützliche Arbeit zu leisten, auf die Väter der Physiognomik des Organischen zurückgehen. Wir haben in Aussicht genommen die Wiedergeburt alter Anatomen und Ärzte, welche den menschlichen Leib als Ganzes erfaßt haben. Neben den noch nicht ganz ver-

gessenen Gratiolet und Piderit gehört in die vor-
derste Reihe der auch den Fachleuten nicht mehr
bekannte Huschke. Als erste Darbietung er-
neuern wir das denkwürdige Werk Johann Bap-
tista Portas, ein Hauptwerk der Gestaltenkunde,
welches Lavater die Grundbegriffe der Physio-
gnomik und Goethe Anregungen zur Farbenlehre
gab. Wie weit unsere Pläne Wirklichkeit werden,
und ob unser frische Quellen führender Aquädukt
sich ausbauen läßt, ach! es hängt ab von dem Maß
teilnehmenden Verständnisses. Ob diese Samm-
lung anwächst, ob sie, wie so manches rettende
Werk, früh versickert, daran möge die Zukunft
ermessen, ob vorurteilslose Wahrheit und echte
Naturerkenntnisse auf den Märkten der Barbarei
noch durchdringen und gewürdigt sind.

Theodor Lessing.

19

DIE PHYSIOGNOMIE DES MENSCHEN

VIER BÜCHER VON
JOHANNES BAPTISTA PORTA
AUS NEAPEL

ZUR DEUTUNG VON ART UND CHARAKTER DER MENSCHEN
AUS DEN ÄUSSERLICH SICHTBAREN KÖRPERZEICHEN. MIT
VORTREFFLICHEN, NACH DER NATUR GEZEICHNETEN BILDERN.
FÜR JEDERMANN ZU LESEN NÜTZLICH UND DANKBAR.

AUS DER LATEINISCHEN AUSGABE VON 1593 INS DEUTSCHE
ÜBERTRAGEN UND MIT ANMERKUNGEN VERSEHEN VON
DR. MED. WILL RINK, BERLIN



VERLAG DR. MADAUS & CO., RADEBEUL/DRESDEN

и 45544

DIE PHYSIOLOGIE DES MENSCHEN

VON
JOHANNES BAPTISTA PORTA
AUS NEAPEL

Die Physiologie des Menschen ist ein
ausführliches und vollständiges
Werk, das die Naturgeschichte des
Menschen in allen seinen Theilen
darstellt.

Das Buch enthält alle diejenigen
Sachen, die zur Kenntniss des
Menschen gehören.

DR. MED. WILH. REHM, BERLIN



VERLAG VON WILHELM REHM, BERLIN

Vorwort des Übersetzers

Diese Übersetzung erscheint in einer Sammlung von Quellenschriften der Charakterologie. Damit sind ihre Aufgaben festgelegt. Sie ist nicht für die Philologen bestimmt; deshalb habe ich die meisten der im Original zahlreich vorhandenen textkritischen Stellen, die nur für den Altsprachler größeres Interesse besitzen, fortgelassen. Der strafferen Form halber sind einige historische Beispiele, besonders solche mit unbekannteren Namen, und einige weitschweifig ausgeführte Anekdoten gestrichen. Im übrigen ist der Text unverkürzt gegeben, sodaß der hier interessierende Inhalt vollständig vorliegt. — Selbstverständlich soll diese Neuausgabe kein „Lehrbuch“ sein. Es wäre eine unmögliche Aufgabe gewesen, den Inhalt etwa in Form von Anmerkungen oder Ergänzungen dem heutigen Wissenschaftsbestand anzugleichen. Lediglich die quellengeschichtlich interessanten Daten sind in die Einleitung und die Anmerkungen aufgenommen worden. Bezüglich weiterer Nachweise und Belege verweise ich auf meine in der „Ztschr. f. Menschenkunde“ (Verl. Kampmann, Heidelberg) laufend erscheinende Bibliographie der Charakterologie, insbesondere auf die Abschnitte über Gestaltenkunde. Die beim Original im Text stehenden, sich oft wiederholenden Holzschnitte sind aus buchtechnischen Gründen in einem Bildanhang an den Schluß gestellt. — Die Übersetzung ist so geformt, daß sie auch dem verständlich bleibt, der mit vielen

Fachausdrücken nichts anfangen könnte. Ich habe mich bemüht, unter den großen Schwierigkeiten, die dadurch gesetzt waren, nicht die Klarheit des Sinnes leiden zu lassen.

Die Anregung zu dieser Arbeit verdanke ich Herrn Prof. Dr. Theodor Lessing, Hannover, meinem Lehrer und warmherzigen Förderer, dem an dieser Stelle zu danken Pflicht und Freude ist.

Berlin, Weihnachten 1929.

Will Rink.

Einleitung des Übersetzters

Johannes Baptista Porta lebte in jenen glücklichen Zeiten, wo es dem Einzelnen noch vergönnt war, sich neben seinem Spezialfach einen gewissen Überblick über den Gesamtbereich aller Wissenschaften zu erarbeiten, und zwar durch eigene Erfahrung und Gestaltung, nicht lediglich durch Lektüre und Einverleibung bereits geformter Kenntnisse und schon gedeuteten fremden Erlebens. Abgerundete, umfassende Ganzheit ist ein Grundzug in Portas Wesensbild, der sich ebenso in seinen Werken wiederfindet. Seine Schriften behandeln zwar sehr spezielle Themen, finden aber doch den Kontakt mit dem Lebensganzen und bemühen sich stets, das Einzelne in ein sinnvolles Bezugssystem einzugliedern. Wir wollen hier keine Leistungspsychologie treiben und den Charakter Portas nicht vom Werk her analysieren; auch ist hier nicht der Ort, allgemein-charakterologische Probleme aufzurollen und die Kasuistik um einen bescheidenen Fall zu vermehren. Es können nur einige Daten und Hauptgesichtspunkte zur Einführung in Portas Schaffen gegeben werden, insbesondere zum Verständnis des vorliegenden Werkes.

Porta entstammt einer alten, angesehenen italienischen Familie. Er wurde um das Jahr 1545 in Neapel geboren und bei seinem Onkel väterlicherseits, dem gelehrten Adrien Spatafores, erzogen. Ein günstiges Geschick ermöglichte es ihm, sein Leben unabhängig von materiellen Sorgen zu

gestalten. Er vertiefte sich in philosophische Probleme, die sich ihm stets nur im Zusammenhang mit Natur und Leben einstellten. Weite Reisen führten ihn durch Italien, Frankreich und Spanien. Überall suchte er die Gelehrten und Künstler des Landes auf, seine Wißbegier durchstöberte die Bibliotheken, in engster Berührung mit Land und Volk baute sich der Grund an, auf dem seine umfassende Gelehrsamkeit wuchs, unterstützt von guter Beobachtungsgabe und Lebensgewandtheit. Sein Redetalent erleichterte ihm jede Fühlungnahme, sein erfinderischer Geist verwertete alle Eindrücke, ein gewisses Expansionsbedürfnis fundierte seinen Hang zum Sammeln, zum Belegen: Beweisstücke mußten gesammelt werden, um sie vorzeigen und dann ad acta zum gesicherten Wissenschaftsmaterial legen zu können, neuem Erleben und Verstehen Platz zu machen. — Er besaß die auffallende Heimatliebe aller großen Männer. Es zog ihn nach seinem Geburtsort zurück. In der Umgegend von Neapel bewohnte er ein Landgut, das fern vom Lärm der Stadt, mitten in sorgsam gepflegten Gärten lag. Mit ihm lebte sein Bruder Vincent, ein gelehrter Altertumsforscher, dem er von Kindheit an in engster Freundschaft verbunden war. Das Schaffen beider Männer befruchtete sich gegenseitig in reichstem Maße. Johann Baptistas Studien wandten sich mit Vorliebe wunderbaren, geheimnisvoll erscheinenden Dingen zu, wie er sie schon früh in seiner „Natürlichen Magie“ bearbeitet hatte (s. unter Nr. 1 und 3 des Schriftenverzeichnisses). Sein Landhaus war der Mittelpunkt eines sehr exklusiven Gelehrtenzirkels, der sich „Di Secreti“ nannte und nur Forscher und Erfinder von einigem Ruf aufnahm. (Porta selbst konnte sich die Erfindung des Teleskops und der Camera obscura zuschreiben.) Ein zweiter „Gartenphilosoph“, genoß er das stille, ländliche Leben in geruhssamer Zurückgezogenheit. In seinen Mußestunden pflegte er die

Blumen seiner Gärten und baute Obst an. Und: „Les récréations d'un savant ne sont jamais stériles“: Die Frucht seiner Erholung war ein kleines, köstliches, anspruchsloses Büchlein, durchdrungen vom Erdgeruch seiner ruhigen Tage, das er „Villa“ nannte (s. u. Nr. 7 des Schriftenverzeichnisses). Sein ausgeglichener Charakter unterlag nicht der großen Gefahr solchen Lebens, menschen-scheu zu werden; stets blieb Porta ein lebenswürdiger, geselliger, in Welt und Leben verwurzelter Mensch. In Neapel war er eine bekannte, volkstümliche Gestalt. Daß er beim Adel des Königreichs Neapel große Beachtung fand, machte ihm viele Feinde, die sich an seine Schriften hielten, da sie an seine Person nicht heran kommen konnten, und da es unmöglich war, durch Intriguen sein Prestige zu schädigen. In seiner unpolemischen Art begnügte sich Porta damit, seinen Gegnern mündlich zu antworten. Die literarische Polemik nahmen hauptsächlich seine Schüler auf sich. Porta pflegte zu sagen, man solle die Opposition lieben, weil sie der Fels sei, an dem sich der Geist schärfe und der Charakter gestalte. Jedoch die Gehässigkeit der Vorurteile kennt keine Grenzen, und so nahm auch hier der Kampf gegen freie Geistigkeit bald höchst unerfreuliche Formen an. Im Verfolg seiner Studien über Physiognomik, deren Ergebnis das vorliegende Buch, die „Menschliche Physiognomie“, ist, mußte Porta, um Material zu bekommen, neben dem Quellenstudium auch praktische Untersuchungen betreiben. Er hielt in seinem Haus eine Art Sprechstunde ab, in der er die Menschen, die zu ihm kamen, auf Grund seiner charakterologischen Kenntnisse beriet. Er deutete Kopf- und Handformen, behandelte wohl auch Krankheiten und gab praktische Ratschläge, kurz er trieb theoretische und praktische Gestaltenkunde. Obwohl das auf durchaus rationeller Grundlage geschah, — er war sogar ein Gegner der Astrologie und Chiromantie — wurde er der

Zauberei und der Magie beschuldigt und kam vor das Inquisitionstribunal. Er verteidigte sich dort so gut, daß er freigesprochen werden mußte. Jedoch verbot ihm der Papst Paul III., in Zukunft Versammlungen einzuberufen und sich fernerhin mit den „verbotenen Wissenschaften“ zu beschäftigen. Porta löste den Zirkel „Di Secreti“ auf, setzte aber seine Studien unbeirrt weiter fort. Seine tief im Inneren verwurzelte Religiosität wurde durch diesen kirchlichen Mißgriff nicht beeinflußt. Das ruhige Gleichgewicht der Seele ließ er sich nicht nehmen. Auf einer Reise nach Rom befreundete er sich mit dem Kardinal d'Este, einem feinsinnigen Aristokraten, dem er seine „Physiognomie“ widmete. Trotz aller Feindseligkeiten begann sein Ruhm mehr und mehr zu wachsen. Er wurde Lehrer der Mathematik, Physik und Naturwissenschaften an einer im Jahre 1603 zu Neapel gegründeten Akademie. In den Gelehrtenkreisen der führenden Staaten war sein Name bekannt und geehrt. Ein Beispiel sei angeführt: Der deutsche Kaiser Rudolph II. schickte ihm durch seinen Hauskaplan einen äußerst verbindlichen Brief, in dem er ihn bat, einen seiner Schüler an den deutschen Hof zu schicken, damit man einen gleichsam autorisierten Vertreter des berühmten Gelehrten zur Hand habe. — Am 4. Februar 1615, im Beginn des 70. Lebensjahres, setzte der Tod dem fruchtbaren Schaffen Portas ein Ende. Er starb in Neapel, seiner Heimatstadt, dem Hauptplatz seines Lebens und Wirkens, und wurde in einer kleinen Kapelle aus weißem Marmor, die er in seinen letzten Jahren in der Kirche von St. Laurent hatte bauen lassen, prunkhaft beigesetzt, betrauert von der Gelehrtenwelt ganz Europas.

Während vor etwa hundert Jahren Portas Name und Werk in der Literatur noch des öfteren angeführt werden, sind sie heute nahezu vergessen. Wenn man aus der Auflageziffer eines Buches auf seinen Einfluß schließen darf, müssen Portas

Bücher eine sehr große Verbreitung und tiefgehende Wirkung gehabt haben. Es ist viel Interessantes in ihnen zu finden. Neben der Unmenge von Kleinarbeit im Zusammentragen von Material, die auf das Konto des Sammlers zu setzen ist, geht niemals die klare Linienführung des großen Geistes verloren, der mustert und sich dort, wo seine Erklärungsmöglichkeiten versagen, auf reinliche Niederschrift beschränkt, ohne sich von abstrusen Hypothesen sein Urteil trüben zu lassen, immer unmittelbares Erfühlen des Lebendigen in den Vordergrund stellend. Im Gegensatz zu anderen Schriften jener Zeit sind die seinen ausgezeichnet durch methodische Klarheit, systematische Sauberkeit und peinliche Genauigkeit, worauf sich wohl ihr didaktischer Wert und Erfolg zurückführen lassen dürfte. Betonte Empirie und zurückhaltende Theorie vereinigen sich harmonisch, gleichen ihre gegenseitigen Mängel ab und fundieren einen lebensnahen Rationalismus. Goethe schreibt in seiner „Geschichte der Farbenlehre“ über Porta: „. . . eine genauere Beachtung dessen, womit er sich beschäftigt, würde der Geschichte der Wissenschaften höchst förderlich sein. Will man ihn auch nicht für einen solchen Geist erkennen, der fähig gewesen wäre, die Wissenschaften in irgend einem Sinne zur Einheit heranzurufen, so muß man ihn doch als einen lebhaften, geistreichen Sammler gelten lassen. Mit unermüdlicher, unruhiger Tätigkeit durchforschte er das Feld der Erfahrung; seine Aufmerksamkeit reicht überall hin, seine Sammlerlust kommt nirgends unbefriedigt zurück. Nähme man seine sämtlichen Schriften zusammen, das physiognomische Werk und die Verheimlichungskunst (wahrscheinlich ist damit die unter Nr. 2 genannte Schrift gemeint, d. Hrgb.), und was sonst von ihm übrig ist, so würden wir in ihm das ganze Jahrhundert abespiegelt erblicken.“ Wobei erklärend zu bemerken wäre, daß Portas Sammeltätig-

keit keineswegs nur im Zusammentragen von Bruchstücken bestand; er war stets bemüht, das gesammelte Material in einen sinnbezüglichen Zusammenhang zu stellen. Wenn es ihm nicht gelang, „die Wissenschaften in irgend einem Sinne zur Einheit heranzurufen“, so hatte er doch einen umfassenden Überblick über den Gesamtbereich der Wissenschaften. Das bezeugt neben seinen vielen Schriften aus den verschiedensten Gebieten besonders die Niederschrift der „Scientiarum omnium sinopsis“, einer Art Encyklopädie, die leider nicht mehr erhalten ist. Außer den wissenschaftlichen Werken schrieb er etwa 24—25 Dramen und Komödien. Es würde sich lohnen, Leben und Werk Portas als eines Typus des mittelalterlichen Gelehrten ausführlich zu würdigen. Hier, wo wir nur einen flüchtigen Abriß geben können, muß uns eine kurze bibliographische Zusammenstellung genügen. Die Daten habe ich, wo sie nicht durch eine eigene Arbeit gewonnen sind, entlehnt aus: D . . . (Henri Gabriel Duchesne), Notice historique sur la vie et les ouvrages de J. B. Porta, Gentilhomme Napolitain. Paris, Anno 9 (1800/01), und aus: R. P. Nicéron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des Lettres Tome 43. Paris 1745.

Werke Portas:

1. *Magia naturalis sive De Miraculis rerum naturalium Libri 4.* Neapel 1555 (?) und 1558. Antwerpen 1560, 1561, 1564, 1570.

Dies Büchlein soll Porta angeblich im Alter von 15 Jahren geschrieben haben. Es ist der erste Entwurf der späteren *Magia naturalis* (s. Nr. 3). Goethe schreibt darüber in der „Geschichte der Farbenlehre“: „Dieses Büchelchen mit beständiger Rücksicht auf jene Zeit und auf einen so jugendlichen Verfasser zu lesen, ist höchst interessant. Man sieht dessen Bildung in der platonischen Schule, heitere mannigfaltige Kenntnisse,

doch die entschiedene Neigung zum Wahn, zum Seltsamen und Unerreichbaren.“ — Es existieren verschiedene französische Übersetzungen unter dem Titel „Magie naturelle“, die teilweise sehr ungenau sind, teilweise dieses erste Werk mit dem späteren gleichen Titels zusammenbringen und vermengen, ohne das anzumerken. Sie erschienen: Lyon 1565, 1571, 1650, 1678, 1688. — Rouen 1570, 1606, 1626, 1631, 1668. Eine italienische Übersetzung kam heraus unter dem Titel: *Miracoli e Maravigliosi effetti della natura*. Venedig 1560, 1579, 1628.

2. *De furtivis litterarum notis, vulgo de ziferis*. Neapel 1563, 1591, 1593, 1602. Handelt sehr ausführlich über chiffrierte Schriften, Geheimtinten usw. Bringt Beispiele und erläuternde Tabellen. Dasselbe Buch mit gleichem Inhalt läuft auch unter dem Titel: *De occultis Litterarum notis, seu artis animi sensa occulte aliis significandi aut ab aliis significata expiscandi enodandique Libri 4*. London 1591. Montis-Beli-Gardi 1593. Straßburg 1606.

3. *Magia naturalis*. Neapel 1569, 1588, 1589, Rothomagi 1588, 1650. Antwerpen 1576, 1585. Frankfurt 1591, 1597, 1607, 1619, 1644. Hanau 1619, 1644. Leyden 1644, 1650, 1651, 1652. Amsterdam 1664. Italienische Übersetzung Neapel 1677. Duchesne (a. a. O.) gibt an, eine gereinigte (s. u. Nr. 1) französische Übersetzung herausgeben zu wollen. Falls sie erschienen ist, was ich nicht feststellen konnte, muß sie etwa in den Jahren 1802—10 gedruckt sein. — Dieses vielgelesene Buch enthält interessante Aufsätze über allerhand Merkwürdigkeiten, z. B. Geheimschriften, kosmetische Mittel, Parfüms, Arzneien, Pyrotechnik, Verwandlung der Metalle, Erzeugung der Tiere usw. Auch über seine Erfindung des Teleskops und der Camera obscura berichtet Porta hier und ferner über Versuche, den Charakter des Menschen mit der Magnetnadel zu bestimmen. Goethe (a. a. O.) schreibt

über dies Werk: „Nach 35 Jahren (es liegt ein Versehen Goethes vor. Der Herausg.) gibt er das Buch (s. Nr. 1) zum zweiten Male heraus, da uns denn die Vergleichung beider Ausgaben einen schönen Blick verschafft, wie in dieser Zeit das Jahrhundert und er selbst zugenommen.“

4. *Phytognomonica. Octo libris contenta, in quibus nova facillimaque affertur methodus, qua plantarum, animalium, metallorum, rerum denique omnium ex prima extimae faciei inspectione quivis abditas vires assequatur.* Neapel 1583, 1588, 1591. Rouen 1650. Frankfurt 1591, 1608. Rothomagi 1650. Hanoviae 1654. —Es werden Ähnlichkeiten von Pflanzen, Tieren, Menschen, Metallen, Planeten usw. festgestellt und analogiemäßig Eigenschaften und Wirkungskräfte abgeleitet. Besonders eingehend, zumal in medizinischer Hinsicht, sind auf solcher Grundlage die Eigenschaften und Wirkungen der Pflanzen abgehandelt. Es finden sich Anklänge an die homöopathische Denkart. Das Buch ist mit vielen erläuternden Bildern geschmückt, die Pflanzen, Tiere und Menschen nebeneinanderstellen. Über die Vorliebe Portas für Analogieschlüsse siehe weiter unten bei der Besprechung der „Physiognomie“. Das Buch bietet außerordentlich viel Anregungen und verdiente wohl eine Neuausgabe als charakterologische Quellenschrift.

5. In der zeitlichen Reihenfolge der Werke käme jetzt *De humana Physiognomonia*. Näheres siehe unten.

6. *Della Chirofisionomia*. Neapel 1677. Ins Italienische übersetzt aus dem ungedruckten lateinischen Manuskript durch Jean Rosa (Sarnelli). Erschien als Anhang in der italienischen Übersetzung der *Magia naturalis* (Ausg. Neapel 1677). War ursprünglich als zweiter Teil der „Physiognomie“ gedacht. Fußt auf Beobachtungen an Gefangenen und Hingerichteten. Lehnt die Chiro-mantie ab und beschränkt sich auf Charakter-

deutung aus der Handform nach deren jeweiliger Tierähnlichkeit. Auch auf die Formen und Linien der Füße wird hingewiesen. Interessant ist es, wie Porta die astrologisch orientierten Bezeichnungen der Chiromantie aus gewissen Analogien abzuleiten versucht.

7. *Villae Libri 12.* Frankfurt 1592, 1612. — Das 5. Buch dieses Werkes wurde schon 1583 für sich unter dem Namen „*Pomarium*“ in Neapel herausgegeben. Die Schrift handelt von Landleben, Ackerbau, Forstwirtschaft, Gartenbau, Obstveredelung, Weinbau, Blumenpflege usw. Sie stützt sich viel auf Theophrast.

8. *De Refractione, Optices parte Libri 9.* Neapel 1593. — Bringt die Gesetze der Optik, die Physiologie des Auges und des Sehens, die Brechung des Lichtes durch Linsen und eine Farbenlehre nebst einer Betrachtung über den Regenbogen.

9. *Coelestis Physiognomoniae Libri sex.* Unde quis facile ex humani vultus extima inspectione poterit ex coniectura futura praesagire. In quibus etiam Astrologia refellitur, et inanis, et imaginaria demonstratur. Neapel 1601, 1603, 1606. Straßburg 1606. Leyden 1645. Rouen 1650. — Italienische Übersetzungen: Neapel 1616. Padua 1623. Venedig 1644. — Porta lehnt die Deutungen der Astrologie ab. Er führt den Charakter des Menschen auf die verschiedenen Mischungsverhältnisse der vier Grundelemente Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit zurück, die 14, den doppeldeutigen 7 Planeten entsprechende Dispositionen bilden sollen. Den genau dargelegten Lehren der Astrologen stellt er im einzelnen seine Meinung gegenüber. Einen Zusammenhang mit den Gestirnen ergibt lediglich die Analogie der äußeren Erscheinung der Planeten und gewisser nach ihnen benannter Menschentypen. Eine Abhängigkeit des Menschen von den Planeten verneint er. In beschränktem Umfange lassen sich die Schicksale der Menschen aus ihrer äußeren Körperbeschaffenheit und Ge-

sichtsform vorherbestimmen. Pernetty nahm sehr viele Zitate aus diesem Buch in sein Werk auf, ohne Porta zu nennen.

10. *Pneumaticorum Libri tres*. Neapel 1602. — Italienische Übersetzung unter dem Titel: *I tre libri de spiritali cioe d'inalzar aqui per Forza dell'aria*. Neapel 1606. — Eine physikalische Abhandlung über die Theorie der hydraulischen Maschinen.

11. *Elementa curvilinea*. Neapel 1602. Rom 1609, 1610. — Über Euklidische Geometrie und die Quadratur des Zirkels.

12. *Ars Reminiscendi*. Neapel 1602. — Über Gedächtnis und Erinnerung und verschiedene Methoden zu ihrer Stärkung.

13. *De Distillatione*. Rom 1608. Straßburg 1609. — Deutsche Übersetzung Frankfurt 1611. — Über Wesen und Methoden der Destillation und ihre Anwendung zur Herstellung von wohlriechenden Wässern, Ölen, Pflanzenextrakten usw.

14. *De Munitione*. Neapel 1608. — Über den Bau von Festungen und Zitadellen.

15. *De Aeris Transmutationibus*. Rom 1610, 1614. Venedig 1615. — Meteorologische Abhandlungen.

Ich füge eine kurze Aufzählung der Dramen und Komödien Portas an: *Gli due Fratelli Rivali*. Venedig 1601. — *La Fantesca*. Venedig 1597. — *Olimpia*. Venedig 1597. — *La Trappolaria*. Venedig 1597. — *La Sorella*. Venedig 1607. — *La Carbonaria*. Venedig 1628. — *La Chiappinaria*. Rom 1609. — *La Cintia*. Venedig 1628. — *La Turca*. Venedig 1606. — *La Furiosa*. — *L'Astrologo*. — *Il Moro*. — *La Penelope*. (Ort und Zeit des Erscheinens der vier letzten sind mir unbekannt.) Bei den folgenden Stücken ist Portas Autorschaft zweifelhaft: *I Simili*. — *La Notte*. — *Il Fallito*. — *La Striga*. — *L'Alchimista*. — *La Buffalaria*. — *Gl'Intrigi*. — *San Georgio*. — *Santa Dorotea*. — *Santa Eugenia*.

Als weitere Werke, die mit großer Wahrscheinlichkeit von Porta stammen, aber verlorengegangen oder überhaupt nicht gedruckt sind, werden angeführt: 1. *Catoptrica*. 2. *Theologumena sive de numeris* (?). 3. *Thaumatologia*. 4. *Scientiarum omnium sinopsis* (s. oben). Die Echtheit der *Perspectiva*, Rom 1555, die ihm bisweilen zugeschrieben werden, ist sehr zweifelhaft.

Das physiognomische Werk, das uns hier besonders interessiert, erschien unter dem Titel: *De humana physiognomonia Libri 4. Qui ab extimis, quae in hominum corporibus conspiciuntur, signis, ita eorum naturas, mores et consilia (e gragiis ad vivum expressis iconibus) demonstrant, ut intimos animi recessus penetrare videantur.* — Frankfurt 1591. Hanoviae 1593. (Diese Ausgabe wurde zur vorliegenden Übersetzung benutzt.) Ursellis 1601. Rothomagi 1650. Leyden 1655. — Italienische Übersetzung unter dem Titel: *Della Fisionomia dell' huomo*. Padua 1623, 1627. Rom 1637. Venedig 1644, 1652 (sehr selten), 1668. (In der Ausgabe von 1668 sind beigedruckt: Spontone: *Aggiontovi da nuovo la Metoposcopia*. G. Ingegneri: *La Fisionomia naturale*. Porta: *Coelestis Physiognomonia*.) — Französische Übersetzung: Rouen 1650, 1655, 1660. Ein Auszug ohne Angabe von Druckort und Jahreszahl erschien unter dem Titel: *La physiognomie humaine, par J. B. Porta Néapolitain.* — Eine andere Ausgabe von 1789, die in Carus-Lessing, „*Symbolik der menschlichen Gestalt*“ zitiert wird, war mir nicht zugänglich. Sie soll den Titel haben: *Le physionomiste ou l'observateur de l'homme considéré sous les rapports de ses moeurs et de son caractère.* — Deutsche Übersetzung unter dem Titel: *Menschliche Physiognomy das ist ein gewisse Weiß und Regel, wie man aus der äußerlichen Gestalt, Natur und Form des menschlichen Leibs und dessen Gliedmaßen abnehmen, urtheilen und schließen könne, wie derselbige auch innerlich von Gemüt geschaffen,*

gesinnet und geartet sey. Frankfurt 1601. (Gekürzte Ausgabe. Name des Übersetzers nicht angegeben.) Ferner soll 1812 in Leipzig als „Neue Ausgabe“ erschienen sein: J. B. Bella Porto: Charakteristische Parallelköpfe, worin die Ähnlichkeit von Menschen mit gewissen Tieren dargestellt wird. — Diese Ausgabe war mir trotz vieler Bemühungen nicht zugänglich.

Die bisher angeführten Ausgaben sind in vier Bücher eingeteilt. Daneben existiert eine Reihe von Ausgaben in sechs Büchern: Frankfurt 1592 (unter dem Titel: *De humana Physiognomonia Libri 6, in quibus dicitur, quomodo animi proprietates naturalibus remediis compesci possint.*). Frankfurt 1618, 1621. Lugduni 1645. Neapel 1602. Venedig 1603, 1618, 1621. — Italienische Übersetzung: Neapel 1598, 1610, 1611, 1614, 1616, 1624. (Die Übersetzung von 1610 stammt wahrscheinlich von Porta selbst.) Über die verschiedenen Ausgaben vergleiche neben Duchesne und Nicéron auch Haller, *Bibl. med.* 2. pag. 126. Die sechsteiligen Ausgaben unterscheiden sich von der ursprünglichen vierteiligen nur unwesentlich. Buch 1, 2 und 3 sind zum Teil erweitert. Buch 4 ist zusammengestellt aus einigen früher im 2. Buch stehenden Kapiteln und allgemeinen Anmerkungen über Haar, Fleisch, Farbe usw. Buch 5 entspricht dem 4. Buch der ursprünglichen Ausgabe. Das 6. Buch ist neu beigefügt und berichtet darüber, wie man durch allerlei Mittel, z. B. veränderte Lebensweise, Nahrung, Luft, Übung usw. den Charakter eines Menschen abändern könne. „Ce dernier livre, comme l'on voit, appartient moins à l'art physiognomonique qu'à la médecine morale.“ (Duchesne a. a. O.)

Den Inhalt des Werkes brauche ich hier nicht zu erörtern. Nur noch einige Worte über Bedeutung und Wert des Buches. Duchesne nennt es (a. a. O.) ein „ouvrage, qui a sur celui de Lavater le mérite d'être antérieur de deux siècles.“ In der

Hauptsache besteht es aus einer Aneinanderreihung von Zitaten aus Aristoteles, Polemon, Adamantius, Rhases, Avicenna, Albertus Magnus usw. Porta selbst hat nur wenig Eigenes hinzugefügt. Seine Hauptaufgabe war, eine systematische Zusammenstellung und kritische Auslese des gesamten physiognomischen Wissens seiner Zeit zu liefern. Der große Wert des Buches beruht in der konsequenten Durchführung dieser Aufgabe, die eine bis dahin nicht vorhandene gründliche Durcharbeitung des ganzen Gebietes ergab. „An Vollständigkeit steht Porta keinem nach. Ich wüßte keinen, auch noch so beträchtlichen Teil des Körpers, keine Eigenheit desselben in Ruhe und Bewegung, außer dem Schläfe, die nichtmitgenommen wäre.“ (Fülleborn in seiner Geschichte der Physiognomik.) Für die ältere Literatur ist die Einflechtung vieler textkritischer Stellen von Bedeutung. Wie sich schon aus den verwirrend vielen Ausgaben schließen läßt, gehörte das Buch zu den vielgelesenen und hatte auf das spätere Schrifttum der Physiognomik einen sehr großen Einfluß. Es wurde außerordentlich häufig benutzt und ist daher eines der wichtigsten Quellenwerke zur Gestaltenkunde. Carus schreibt über Porta und sein physiognomisches Werk (in seiner grundlegenden „Symbolik der menschlichen Gestalt“, neu herausgegeben mit vorzüglichen Ergänzungen von Theod. Lessing, Celle 1925): „ . . . nur ein Mann tritt mit merkwürdiger Ahnung einer wirklich philosophischen Richtung entschieden hervor, und dies ist Joh. Baptista Porta . . . Diesem Geiste war nämlich nicht nur die weiter oben von mir besonders hervorgehobene Anschauung von einem sehr wohl nachzuweisenden Parallelismus zwischen den unendlichen Verschiedenheiten der menschlichen Individualität und der ebenso unermesslichen Mannigfaltigkeit in den Geschlechtern des Tierreichs sehr bestimmt aufgegangen, . . . sondern er ver-

breitete seine physiognomischen Untersuchungen auch zuerst über den gesamten Bau des Menschen und alle seine äußeren Organe. — Erwägt man daher diese seine, wenn auch in der dunkeln Zeit mit vielem Wunderlichen und Irrigen vermischten Betrachtungen recht, erkennt man, wie er von der Gesamtbildung ausgeht und die Bedeutung deren verschiedener Verhältnisse bespricht, sieht man dann, wie nichts seiner Betrachtung entgeht, wie er bemüht ist, in allem eine gewisse seelische Bedeutung nachzuweisen, wie er vom Kopfe und Kopfhaar anfängt, dann alle Teile des Antlitzes, des Stammes, der Glieder, bis zu den Nägeln der Finger und Zehen durchgeht, und nirgends den erklärenden und zugleich beweisenden Rückblick auf die Tierwelt beiseite setzt, so bekommt man eine wahre Achtung vor einem Geiste, welcher in einer im allgemeinen so wenig wissenschaftlichen Zeit einen großen Gedanken erfassen, verfolgen und in dieser Weise aussprechen konnte. — Jedenfalls verdient er als der erste und bis auf die neueste Zeit einzige betrachtet zu werden, welcher des Gesamtbegriffs dessen, was ich nun mit einem umfassenden Namen die Symbolik der menschlichen Gestalt genannt habe, wirklich fähig war, und es ist nur eine ganz gerechte Anerkennung, wenn Broussais in seinen „Leçons de phrénologie“ von Portas Buch sagt: „Ce livre contient des vues beaucoup plus philosophiques qu'on ne pourrait en supposer dans ce temps éloigné.“ — Da diese vorliegende Neuausgabe hauptsächlich die Eigenschaft als Quellenschrift hervorhebt, erübrigt sich eine eingehendere sachliche Kritik. Natürlich wäre vom heutigen Standpunkt der Wissenschaft rückschauend sehr vieles zu bemängeln. „Seine Kritik ist nicht die vorsichtigste: denn wo ihm Aristoteles, Polemon oder Adamantius nicht zu passen, da nimmt er sogleich seine Zuflucht zu der Vermutung, daß der Text verdorben sei.“ (Fülle-

born a. a. O. S. auch Anmerk. 26.) Diese Autoritätsgebundenheit teilt Porta mit den meisten Gelehrten seiner Zeit. Nur auf einen Punkt sei zum Schluß noch hingewiesen, da sich von ihm aus Beziehungen zu Gedankengängen der gegenwärtigen Charakterologie aufweisen lassen. Charakteristisch für Portas Buch ist die Vergleichung gewisser Menschen- und Tiertypen, die durch Gegenüberstellen zahlreicher entsprechender Holzschnitte verdeutlicht wird. Diese Vergleiche Portas fußen eigentlich nur auf Analogieschlüssen. Die Vorliebe Portas für die Analogie als Forschungsprinzip wurde bereits oben betont (s. Nr. 4, 6 und 9). Demgegenüber muß hervorgehoben werden, daß man, soll nicht eine recht oberflächliche Wesenskunde resultieren, der Analogie nur eine Rolle als heuristisches Prinzip zuerkennen darf (in welchem Sinne sie dann allerdings recht fruchtbar werden kann), daß es aber keinesfalls erlaubt ist, sie zur alleinigen Methode zu erheben. Das ist eine Gefahr, der man in einer Wissenschaft, welche die reine Anschauung in den Vordergrund stellt, nur zu leicht erliegt. In der Gegenwart hat sie z. B. Rud. Kassner nicht ganz vermieden, dessen Versuche nach Utitz in der Linie Lavaters liegen: „Trotz des bewußten Gegensatzes zu Lavater empfindsam, schwärmerisch, intuitiv packend, aber unmethodisch.“ Auch die zwingendste Intuition sollte prinzipiell die Möglichkeit einer Mehrdeutigkeit desselben Ausdrucks in verschiedenen Sinngefügen, wie sie doch zweifellos z. B. Mensch und Tier oder selbst Mensch und Mensch darstellen, offen lassen. Man müßte hier den ganzen Problembezirk des Evidenzerlebnisses und absoluten Geltungsgefühles und seines Objektivitätswertes aufrollen, um auf unserem Gebiete weiterzukommen. Das Vorhandensein einer Aehnlichkeit zwischen Tier und Mensch kann unter Umständen Schlüsse von einiger Stringenz ermöglichen, braucht es aber nicht. Das

tierhafte Aussehen eines Menschen kann bei ihm einen ganz anderen „Sinn“ haben wie bei dem entsprechenden Tier. Porta war auf eine rein äußerliche Betrachtungsweise eingestellt, — wenn er z. B. „rauhe Kehle“ sagt, meint er die außen von rauher Haut bedeckte Kehlgegend (s. auch Anm. 9) — war also naturgemäß diesen Gefahren der vagen Analogie in besonders hohem Maße ausgesetzt. Den Gegenpol zu diesem, vorsichtig gehandhabt, sicherlich „fruchtbarsten Gedanken der Physiognomik“ (Lessing) bildet eine heute vielfach beliebte übertriebene „Sinnggebung“. Es ist unerfindlich, woran sie sich methodisch orientiert, wenn nicht eben auch an einer intuitiven Deutung der Dinge. Man muß vermeiden einerseits einen Ein-Bildungs-Kult, der mehr in die Objekte hineingeheimnißt und hineinbildet als in ihnen liegt, und andererseits einen Aus-Drucks-Kult, der mehr aus den Objekten herausdrücken und herauslesen will als in ihnen liegt. Beides wäre Vergewaltigung, keine Wissenschaft. Diese in der Geschichte der Physiognomik von Anbeginn bis heute immer wiederkehrenden Fehler haben wohl ihren letzten Grund in einer anthropomorphen Betrachtungsweise. Man darf sich nicht in die Dinge „einfühlen“, um sie in ihrer Eigengesetzlichkeit zu begreifen, dazu ist der Mensch allzusehr sinn- und wertdeterminiert, man muß sie „ahnen“, wie Theodor Lessing mit einem schönen Worte sagt. Die reichsten Erkenntnisse auf dem Gebiet, in das dieses Buch Portas gehört, sind noch nicht erschlossen. Wollen wir zu ihnen vorstoßen, wird es darauf ankommen, das in der Intuition sicher enthaltene Objektive von den anhaftenden subjektiven Komplexen scheiden zu lernen, die in der jeweiligen Konstitution des Individuums und seiner Erlebnisweise begründet sind.

In diesem Sinne gehandhabt, hat die Bearbeitung der Quellenliteratur nicht nur rein historische Werte, sondern läßt sich mit Erfolg für die

Problematik auch der heutigen Charakterologie fruchtbar machen.

Bezüglich des Spezialthemas der Tierphysiognomik verweise ich auf eine andere Arbeit von mir: „Fragmente zur Geschichte der Tierphysiognomik“ in Bd. V des Jahrbuches der Charakterologie, herausgegeben von E. Utitz, Pan-Verlag, Charlottenburg, 1928.

**DIE
PHYSIOGNOMIE
DES
MENSCHEN**

VON

J. B. PORTA

Dem geneigten Leser

Unser Wissen ist nur Annäherung und erreicht nicht immer das erstrebte Ziel. Die menschlichen Neigungen lassen sich bestimmen, nicht aber die Handlungen unseres freien Willens, weder die guten noch die bösen. Der Begriff von Gut und Böse gilt nur für die Handlungen, die in unserem freien Ermessen stehen, jedoch nicht für die Neigungen, die nicht unseres Willens sind.

Vorhalle

Bekanntlich sind einige berühmte und hervorragende Philosophen der Ansicht, daß kein Tier geselliger sei als der Mensch. Wer die Charaktere seiner Umgebung erkennen oder deren geheimste Eigenschaften denkend durchforschen und vergleichen will, muß entweder sein ganzes Leben darauf verwenden oder wird immer wieder betrogen werden, da der meisten Menschen Freundschaft verderblicher ist als vieler, selbst mächtiger Menschen Feindschaft. Denn die Gesinnung des Menschen wird, wie M. Tullius Cicero schreibt, von vielen Hüllen der Heuchelei verdeckt, und wie mit Schleieren ist eines jeden Natur verhängt: es lügen die Stirn, die Augen, das Gesicht, am meisten aber die Worte. In der Menschengestalt, sagt Seneca, steckt ein tierischer Sinn, schrecklicher noch und furchtbarer als bei wilden Tieren. Sokrates wünschte sich daher ein Fenster in der Brust des Menschen, damit sich nichts Heimliches verbergen könne, sondern jeder Wille und Gedanke, bis ins Innerste erschlossen und aufgetan, offenbar werde. Diesem Übelstand kam die erhabene Wissenschaft der Physiognomik zu Hilfe, die von den besten Männern überall mit höchstem Eifer und größter Genauigkeit studiert wurde und auf Grund äußerer Körpermerkmale Art, Charakter und Absichten der Menschen gleichsam bis in den tiefsten Seelenwinkel und die letzte Herzfaser aufdeckt. Die Güte eines geneigten Gottes ließ also geheime Bräuche und verborgene

Gemütsbewegungen der Menschen kenntlich und offenbar sein, damit ein jeder für sein Wohl Sorge und sich zuverlässigen und rechtschaffenen Menschen geselle, die schlechten und unredlichen aber meide, wie uns denn der Lehrer der Weisheit lehrte: „Mit einem Zornigen wohne nicht zusammen und mit einem Neider speise nicht. Gehe nicht in den Rat der Gottlosen und der Eitelkeit. Wenn sie dich rufen werden: „Komm mit uns!“, gehe nicht zu ihnen!“ Polemon¹⁾ sagt: Wenn etwas den Menschen helfen kann, so die Physiognomik. Niemand wird ein Gut oder einen Schatz oder eine Frau dem anvertrauen, eine Freundschaft mit dem eingehen, den zum Nachbar sich wählen, an dem er die Zeichen der Ausgelassenheit, der Unzuverlässigkeit oder eines anderen Fehlers bemerkt hat. Denn wie die Kunst der Seher oder die Orakel der Götter zeigt uns diese Wissenschaft als schnellste Art der Weissagung auch ohne längere Bekanntschaft, wie wir die Art der Rechtschaffenen erkennen und das Unrecht und die Schandtaten der Frevler meiden können. Mit größtem Eifer müssen wir daher unser künftiges Recht zu erlernen trachten. Von der Stirn, aus dem Gesicht, sagt Adamantius²⁾, spricht die Natur, wenn auch der Mund schweigt. Nach Zeno behauptete der Philosoph Cleanthes, man könne an dem Aussehen den Charakter erkennen. Jamblichus erzählt, bei den Pythagoräern³⁾ habe der Brauch geherrscht, die als Schüler Kommenden erst zuzulassen, wenn man Gestalt, Gang und Körperbewegungen genau betrachtet hatte, um lediglich aus den äußeren Zeichen ihrer Natur zu erkennen, ob sie sich zur Lehre eigneten oder nicht, da ja die Natur der Seele den Körper baue und ihr geeignete Werkzeuge schaffe und im Körper uns das Bild der Seele zeige, durch das ihre Anlage erkannt werden könne. Auch Sokrates suchte zum Studium der Philosophie Menschen von ansehnlicher Beschaffenheit aus, wie wir von Plato wissen, und nach dem Bericht Plutarchs hat er dem

Alcibiades aus seiner Gestalt und aus seinen ebenmäßigen, harmonischen Körperproportionen die höchste Stelle im Staat prophezeit. Plutarch erzählt auch, nach dem Brauch der Spartaner habe ein Vater kein Recht gehabt, sein Neugeborenes zu erziehen, sondern er habe es vor die höchstgeborenen Gaugenossen bringen müssen, die ein schön und kräftig gestaltetes Kind großziehen, ein schlaffes und mißbildetes aber an einer Stelle des wilden Taygeton aussetzen ließen, da ja das Leben dessen, der von Geburt wenig schön und wohlgestaltet und kräftig war, weder für ihn selbst, noch für den Staat von Nutzen sein werde. Die Natur habe den Lebewesen einen ihrem Charakter entsprechenden Körper gegeben, schreibt Plato und nach ihm Aristoteles⁴). Wie nun jedes Werkzeug seinen Zweck hat und auch die einzelnen Körperteile aus irgend einem Grund entstanden sind, und wie der Zweck, wozu etwas entsteht, eine bestimmte Tätigkeit ist, so ist auch die Einheit unseres Körpers zum Zweck einer höheren Tätigkeit zusammengebildet: denn nicht des Messers wegen ist der Schnitt, sondern des Schnittes wegen ist das Messer erfunden worden. Also ist der Körper der Seele wegen gebaut, und seine einzelnen Teile der Werke und Aufgaben wegen, für die sie die Natur gebildet hat. In diesem Sinne zeigte auch Galen⁵) in seinem Buch über den Zweck der einzelnen Körperteile, daß alle Gliedmaßen der Seele dienten, deren Werkzeug ja der Körper sei, und da die Seelen sehr verschieden seien, müßten auch die entsprechenden Tiere sehr unterschiedlich sein. Der Theologe und Philosoph Lactantius Firmianus geht in seinem Buche „Von den Werken Gottes“ denselben Gedankengang. Bei Homer schließt Nestor aus der auffallenden Gesichtsähnlichkeit Telemachs auf die Seele: „. . . Bester Knabe, Nachfahr eines solchen Mannes! Staunen hält mich ganz gefangen, wenn ich deine klaren Augen sehe und den Mund, das Ebenbild des Vaters. Wie, und auch die Sprache ist die seine? Wel-

der Zweite könnte also reden als der Sproß des herrlichen Odysseus?“ Alexander der Große verbot den Durchschnittskünstlern, sein Bild mit ihren Werken zu entweihen, und Horaz sagt: „Niemand durfte es malen außer Apelles, niemand außer Lysipp in Erz gestalten das hehre Gesicht Alexanders“, damit in den Statuen, Bildern und Reliefs in gleicher Weise sein starker, kriegerischer Sinn, sein hoher ehrenhafter Geist, die Rüstigkeit seiner Jugend und die Anmut seiner erhabenen Stirn offenbar werde. Unsere Wissenschaft wird nicht nur für den Anblick anderer, sondern auch unser selbst von größtem Vorteil sein können, sodaß wir gleichsam unsere eigenen Deuter werden. Und so finden wir in alten Schriften erwähnt, der Philosoph Sokrates habe einen Spiegel als Erziehungsmittel gebraucht. Auch Seneca überliefert dieselbe Lehre, der Mensch solle sich selbst ansehen, denn so komme er zu Selbstkenntnis und eigener Einsicht. Wer sich im Spiegel betrachtet und einen schönen Körper erblickt, wird Sorge tragen, die körperliche Anmut nicht durch seelische Häßlichkeit zu entweihen, wer aber aus seiner Körpergestalt eine keineswegs als Empfehlung dienende Seele erschließt, wird eifrig bemüht sein, die Nachteile des Körpers durch seelische Erstarkung aufzuheben. Denn die Triebe und Leidenschaften der Seele, Wehleidigkeit, Jähzorn, Neid usw., sind auch bei ungünstiger Körperbeschaffenheit zu veredeln: so berichtet Cicero, daß Sokrates den Zopyrus, der sich erboten hatte, eines Jeden Charakter aus seiner Gestalt zu deuten, und der ihm öffentlich viele Laster angehängt hatte, gegen das Gelächter der anderen, die diese Fehler bei Sokrates nicht kannten, in Schutz nahm, indem er das Vorhandensein einer Anlage zu diesen Lastern zugab, die er lediglich durch seine Willensanstrengungen überwunden habe. Eine ähnliche Geschichte berichtet Aristoteles von Hippokrates⁶⁾, dessen auf Wunsch seiner Schüler gemaltes und gut gelungenes Konterfei Philemon gezeigt wurde; dieser

sagte nach eingehender Betrachtung, er sehe einen schwelgerischen, wollüstigen und trügerischen Menschen, wofür er von den unwilligen und aufgebrachten Schülern beinah mit Stöcken geschlagen wurde. Als man aber dies Urteil Hippokrates erzählte, gestand er, Philemon habe durchaus die Wahrheit gesagt; nur durch Liebe zu Weisheit und Tugend hätte er alle Leidenschaften seines Herzens unterdrückt und durch Eifer und Genügsamkeit zum Leben erweckt, was früher seiner Natur vor-enthalten war. Diese Wissenschaft der Physiognomik finden wir in den Schriften der pythagoräischen und sokratischen Philosophen aufs sorgsamste aufbewahrt. Aristoteles empfahl dem Alexander, sie als nützlich und notwendig zu lernen, und forderte ihn auf, seine Beamten nach dem Gesichtsausdruck zu wählen. Avicenna⁷⁾ wies ihren Nutzen für die Aerzte nach, die mit ihrer Hilfe aus dem Gesicht und den Augen Krankheiten erkennen können. Um diese Wissenschaft also wollen wir uns bemühen und sie freundlich bei uns aufnehmen als die wahrhaft unsrige, dieweil sie ja von uns selbst handelt. Wer sie nicht liebt und ihr nicht zugetan ist, liebt weder die Philosophie, noch sorgt er für die Bedrängnisse seines Lebens.

ERSTES BUCH

1. Kapitel:

Über die Wechselbeziehungen zwischen Körper und Seele.

Die Erfahrung lehrt, daß einerseits die Seele von Körperbewegungen nicht unbeeinflußt bleibt und daß andererseits der Körper von seelischen Leidenschaften mitgenommen wird, daß also Körper und Seele einander stören oder ergänzen und wechselseitig an einander leiden. Jeder weiß, daß der Geist bei körperlichen Krankheiten mit dem Körper leidet und aus der Fassung kommt, daß er z. B. in der Trunkenheit von seinen geraden und angemessenen Wegen abgedrängt wird, daß er bei akuten Krankheiten geradezu verwirrt wird und nicht mehr seine Pflicht tut, sodaß der Mensch wie ein Irrsinniger erscheint. Ebenso wankt der Körper in den Stürmen der Seele: vom Brand der Liebe entzündet und aufgebracht, verändert sich der Körper bis zum Siechtum. Virgil singt von Dido: „Gänzlich verstandesberaubt rast sie entflammt durch die Stadt, schwärmend wie Thyas, erregt vom leidenschaftlichen Fest.“ Die Stiefmutter des Apulejus, die toll verliebt war in ihren Stiefsohn, wird also beschrieben: Entstellende Blässe, eingefallene Augen, schlaffe Knie, ruhig und unruhig zugleich, ein feuriger Geist, von Hemmung gequält. Dasselbe kann man bei Tieren beobachten, an denen die Brunst zehrt. Virgil schreibt: „Langsam schwinden die Kräfte vor Brunst nach Besitz eines Weibchens, und die Erinnerung stirbt an Wälder und Kräuter und Wiesen.“ Heftige Mißgunst bringt

dem Körper schlimme Magerkeit. Ovid beschreibt die Mißgunst in der Gestalt des Neiders mit folgenden Worten: „Blaß sieht er aus am Mund und mager am ganzen Körper und genießt nicht des Schlafs, gepeinigt von wachenden Sorgen.“ Übertriebene Trauer hat schon viele Leute trotz ihrer Weisheit verunstaltet. Als der Hekuba nach dem Verlust von Mann und Söhnen auch noch der Tod Polydors gemeldet wurde, soll sie wie ein Hund geheult haben. An maßloser Freude ist schon mancher gestorben. Diagoras aus Rhodus, der seine drei Söhne in Olympia an einem Tage mit dem Siege bekränzt sah, starb vor Freude in den Armen der Söhne, wie uns Gellius berichtet. Als bei Kannä das römische Heer geschlagen war, sank eine alte Frau auf die Nachricht vom Tode ihres Sohnes in tiefste Trauer; die Nachricht aber war falsch gewesen, und als kurz darauf der Jüngling aus der Schlacht zurückkehrte, starb die Alte bei dem plötzlichen Anblick des Sohnes an der Größe der unverhofften Freude. Aristoteles bestätigt in den „Physiognomonika“, daß die Seele das Aussehen des Körpers verändern kann, wie andererseits der Körper auch den Charakter. Ist die Seele traurig, zeigt der Körper den zur Traurigkeit gehörigen, ist sie froh, zeigt er den zur Freude gehörigen Ausdruck, und ein zerrütteter Körper deutet auf eine zerrüttete Seele. Salomon sagt: „Ein trauriger Geist läßt das Gebein verdorren, eine heitere Seele macht froh.“ Eine Manie ist zwar ein seelisches Leiden; indem die Ärzte aber für den Körper sorgen, befreien sie die Seele von der Manie; so wird durch Körperpflege die Fessel gesprengt und der Geist befreit, weil den Eigenschaften des Körpers die Kräfte und Mächte der Seele entsprechen. Und so sehr entsprechen Körper und Seele einander, daß die meisten Leiden ihren Grund in einer Störung dieses Verhältnisses haben. Niemals schuf die Natur ein Tier, das den Körper des einen und die Seele des anderen hatte: niemals wurde ein Wolf oder ein

Schaf mit der Seele des Hundes oder des Löwen gesehen, immer werden Wolf und Schaf die ihnen entsprechenden Seelen besitzen. Es ergibt sich also die Folgerung, daß ein bestimmter Körper immer eine ganz bestimmte Seele haben muß.

2. Kapitel:

Über die Beurteilung der Anlagen unvernünftiger Tiere nach ihren Körpermerkmalen.

Auch die Eigenschaften und Anlagen der Tiere kann man aus dem Körperbau erkennen. Jäger und Vogler wählen nach Xenophons Bericht zur Jagd und Zucht große, stattliche Hunde aus und bevorzugen die, welche leichte Köpfe haben, platte Nasen, kräftige Muskeln, stolze, schwarze glänzende Augen, große, breite Stirnen, kurze, zarte Ohren, ein schlankes Hinterteil und biegsame, lange, schmiegsame Häuse. Plato, Oppianus und Pollux loben ein aufrechtes und wohlgegliedertes Pferd mit hartem Schädel, kleinen Kinnbacken, feurigen, tiefglühenden, vorstehenden Augen, die sie für wachsamer halten als tiefliegende, mit schwarzem Leib, kurzen, kleinen Ohren, großem Haarwirbel und gebogener Schnauze; weit offene Nüstern schätzen sie höher als geschlossene, da der Atem dann einen größeren Zugang habe. Der Hals solle nicht zu kurz ansetzen und wie beim Schwein vor der Brust abwärtshängen, sondern sich wie bei den Vögeln nach oben strecken und schlanker werden, damit der Kopf beweglich sei; der Hals des Pferdes gehöre vor den Reiter, die Augen aber müßten nach unten schauen. Virgil beschreibt folgendermaßen die Vortrefflichkeit eines Pferdes: „Immer mit stolzer Brust und biegsam elastischen Schenkeln springt auf der Weide das Füllen. Kühn läuft's zuerst auf der Straße, schwimmt durch den drohenden Fluß und vertraut sich der fremden Brücke. Kein Geräusch macht es scheu, es hat einen stolzen Hals, edel geformten Kopf, einen

straffen Bauch und gerundeten Rücken.“ Die Zeichen und die Gestalt, die für die Hirten bei der Wahl der Rinder maßgebend sein sollen, beschreibt er also: „Das ist bei weitem das beste Rind, das ein riesiges Haupt hat. Massig sein Nacken, und bis zum Knie muß hängen die Wamme. Nichts ist zierlich an ihm, sondern alles ist groß, auch die Füße. Hinter den trotzigen Hörnern verbergen sich struppige Ohren. Wohl gefällt mir, mit vielen Flecken gezeichnet, ein weißes, welches wohl gar das Joch abschleudert und wild wie ein Stier ist. Schreitend peitscht ihm der Schweif die eigenen Spuren im Sande.“ Varro verlangt von Schafen, die sich zur Zucht eignen sollen, einen ansehnlichen, schmiegsamen Leib mit viel Wolle und dichtem, reichlichem Zottelhaar am ganzen Körper, besonders an Hals und Nacken, auch einen behaarten Bauch, niedrige Beine und Schwänze, dick wie bei den italienischen und kurz wie bei den syrischen Schafen. Den Widdern soll das Haar in die Stirn hängen, krumme, zum Maul herab gebogene Hörner sollen sie haben, fahle, von Wolle bedeckte Augen und große Ohren; Brust, Schultern und Hinterteil sollen breit sein und der Schwanz dick und lang. Auch auf den Stammbaum soll man Wert legen. Ferner sollen die Hirten bei der Wahl der Schweine darauf achten, daß die Tiere starke Glieder und Hufe haben und am Kopf einfarbig sind und nicht gefleckt; ebenso sollen die Eber beschaffen sein und besonders einen starken Nacken besitzen und gute Setzlinge haben, was man übrigens schon aus ihrem Stamm und ihrer Heimat erkennen könne. Der Vogelsteller Demetrius aus Konstantinopel wählte zur Beize nur solche Habichte, die einen kleinen und flachen Schlangenkopf haben; rundlich oder eckiggeformte zieht er den länglichen vor; eine schwarze Zunge müssen sie haben, dreizehn Federn am Schwanz, kleine, geschuppte Krallen und schwarze Nasenflecke. Die Geier sollen einen mittleren Kopf haben, einen langen, schmalen Schna-

bel, ähnlich wie die Adler, einen weiten Rachen und Schlund, große, tiefe Augen mit kleiner, runder, schwarzer Öffnung, einen langen Hals, eine starke Brust, zähes Fleisch, lange, starke Krallen, große, muskelbedeckte Hüftknochen und kurze Beine. Die Falken sollen einen großen, aber nicht übermäßig groben Kopf haben, kurze, runde, bewegliche Schnäbel, viel Galle (ihre Aufgabe ist nämlich, schnell und sicher auf die Beute zu stoßen, doch sind sie kühner als sie kräftig sind) und einen kurzen Hals, der aber nicht so klein sein darf wie bei den Nachtulen, deren kalte Ruhe und nüchterne Traurigkeit in der Kürze ihres Halses zum Ausdruck kommt. Der Schwanz sei nur so lang, daß die zusammengelegten Flügel ihn überragen, denn ein langer Schwanz ist das Zeichen eines feuchten Rückenmarkes und deutet auf Furchtsamkeit. Ihre Brust sei groß und kräftig und mit starken Knochen geschützt, damit sie rascher auf die Beute stoßen können. Die Oberschenkel sollen grob sein, die Unterschenkel kurz, so können sie Kraniche und große Vögel greifen. Gute Zuchthühner wird sich der Verwalter anschaffen, der sich gelbe oder schwarze aussucht mit gedrungenem Körper und viereckiger Brust, großen Köpfen, geradem, rotem und womöglich doppeltem Kamm, weißen Ohrflecken und ungleichen Krallen. Sie sollen keinen Sporn haben, denn die Tiere mit einem solchen männlichen Merkmal sind widerspenstig und lassen die Männchen nicht an sich herankommen. Die Landleute unterscheiden sogar fleißige und träge Bienenstämme durch äußere Merkmale. Virgil sagt: „Die einen sind trefflich zur Arbeit mit Rüssel und rötlichen Schuppen, die andern sind träge im Werk, es hindert der dicke Bauch sie.“ Plinius bezeichnet den Schweif als besonderes Kennzeichen der Seele des Löwen (wenn er ihn ruhig und still halte, sei er gutmütig, peitsche er aber mit ihm die Luft, so sei er zornig und wild), die Ohren als besonderes Kennzeichen der Seele des Pferdes. So-

gar Fische, Kräuter und Pflanzen tragen die Zeichen ihrer guten, heilkräftigen oder schlechten, giftigen Art an sich, wie wir in einem anderen Buche zeigen, worin jeder Lernbeflissene die vielen verschiedenen Eigenschaften der Pflanzen finden kann.⁸⁾ Und so läßt sich die Art jedes Wesens aus bestimmten Merkmalen erkennen. Wenn dem so ist, — und wir glauben, es bewiesen zu haben — muß die Physiognomik wahr sein.

3. Kapitel:

Ansichten des Altertums über die Physiognomik.

Wir wollen jetzt Gegner und Anhänger der Physiognomik kennenlernen und sehen, was man früher von dieser Wissenschaft dachte und was uns davon erhalten blieb. Die Stoiker — um ganz vorn anzufangen — (Chrysippus war einer von ihnen) waren weit von der Wahrheit entfernt, da sie an eine Seelenwanderung glaubten, und ließen unsere Wissenschaft ganz außer Acht. Die Pythagoräer wähten, daß ihre Seelen nicht nur in andere Menschenleiber, sondern auch in Tiergestalten übergingen. Pythagoras erzählte, er sei einstmals Aethalides, dann der von Menelaus verwundete Euphorbus, zuletzt Pyrrhus gewesen und dann Pythagoras geworden; als Aethalides sei er der Sohn Merkurs gewesen, und seine Seele habe von ihm die Kraft empfangen, dauernd in beliebige Baum- oder Tiergestalten überzugehen. So singt Ovid: „Ewig leben die Seelen und immer in neuer Wohnung werden sie gastlich empfangen. Alles wandelt sich dauernd, endlos wandert der unstete Geist in beliebige Formen, aus dem tierischen Leib in unsere Menschengestalten wandert er und zurück, und nie geht etwas verloren.“ Phraenitius und Possidonius, zwei Astronomen, lehrten, wie überliefert ist, eine Abhängigkeit des Charakters von den Sternen. Ihre Ansicht scheint auch Plinius zu teilen, der Aristoteles und Trogus, beides

sehr tüchtige Männer, angreift und ihre Schriften inhaltlos und vorschnell geschrieben nennt. Da die Ansichten der oben Erwähnten so sehr von der Wahrheit abirren und sich nur auf Worte und leere Meinungen stützen, halte ich es für überflüssig, sie zu widerlegen.

4. Kapitel:

Wie unsere Meister die Physiognomik gesehen und überliefert haben.

Wenden wir uns den Pionieren unserer Wissenschaft und ihren Methoden zu. Zunächst glaubte man, aus der Zusammensetzung der Körperbestandteile auf den Charakter schließen zu können. Es war eine feststehende Ansicht der alten Gelehrten, daß der Charakter sich nach der Körpermischung⁹⁾ richte, und zwar nicht nur nach der angeborenen, sondern auch nach der durch Zeit und Nahrung oder sonstwie veränderten. Empedokles aus Agrigent¹⁰⁾ meinte, der Charakter sei an die Beschaffenheit der Körperelemente nicht nur gebunden, sondern die Seele bestehe in der Harmonie der Elemente. Als Beweis dafür führt er an, daß jeder Ausdrucksentfaltung ein bestimmter Körperzustand entspreche, z. B. sei der Zorn das Wallen des Herzblutes, die Sanftmut dessen ruhiges Fließen, die Kühnheit treibe das Blut unter die Haut und die Furcht ziehe es zum Herzen zurück. Plato äußert im Timäus, die Seele leide an der Körperverfassung, scharfer Schleim und flüssige Galle liefen durch den Körper, und wohin sie auch ihr Feuer brächten, immer wirkten sie auf die Seele ein und benachteiligten den Geist in verschiedener Weise (so entstanden Verwegenheit, Furchtsamkeit, Vergeßlichkeit und Stumpfheit, und Torheit und Rohheit der Seele hätten in der verderblichen Einwirkung des Körpers ihren Grund), und die Menschen seien um so klüger, je weniger ihr Leib mit Säften beladen sei. Aristoteles berich-

tet in seinem Buch „Von den Körperteilen der Tiere“, die seelischen Eigenschaften hingen von der Körpermischung ab. Dickes, heißes Blut bringt größere Körperstärke, dünnes, kaltes Blut dagegen läßt leichter denken und erkennen. Genau denselben Einfluß hat die Blutmenge, weswegen die Bienen und andere blutarme Tiere talentvoller sind als selbst manche Tiere mit kälterem Blut. Am besten ist es um die Tiere bestellt, die warmes, dünnes, reines Blut haben. Die Art der Tiere ist also gemäß der Beschaffenheit ihres Blutes verschieden. Der Stier und der Eber z. B. sind so mutig, weil sie glühendes Blut haben. Galen meint in seinem Buch „Die gegenseitige Abhängigkeit der Strukturen von Seele, Charakter und Körper“ zu der innigen Verbindung von Körper und Seele, es hänge die Seele nicht nur von der Zusammensetzung des Körpers ab, sondern sei selbst die gleichmäßige Mischung aller Körpersäfte, der Feuchtigkeit, Trockenheit, Wärme und Kälte. Die richtige Mischung habe einen guten, die schlechte einen schlechten Charakter zur Folge. Seine Lehre wurde fast überall mißbilligt, und einmütig war man der Ansicht, der Charakter wandle sich nicht nur mit dem Aussehen des Körpers, sondern hänge auch von der Art der Nahrung, der Wohnung usw. ab, aus übermäßig viel phlegmatischem Schleim im Gehirn entstehe der Irrsinn, aus schwarzer Galle der Trübsinn und aus dem Phlegma, einer zähen, wässerigen Flüssigkeit, die Schlafsucht. Andere glaubten richtiger nach festen Zeichen urteilen zu sollen als nach der Mischung der Säfte. Nach Hermes¹¹⁾, der sich zu den Physiognomikern rechnete, sind alle Charakterzeichen auf Eigenschaften der Grundbestandteile zurückzuführen und können keine anderen Ursachen haben, als die zugrundeliegende Eigenart. Oft seien Choleriker, die doch ihrer Mischung nach vor Betrübniß vergehen müßten, guter Laune und heiter und Sanguiniker, die warmherzig und großzügig sein müßten,

kleinlich und genau, und zwar komme das nicht von ihrer Körpermischung, sondern hänge von ihrer jeweiligen besonderen Art ab. Lüstlinge erkenne man nicht an Wärme oder Kälte, sondern an bestimmten Zeichen ihrer Erscheinung, z. B. an dem zur Seite geneigten Kopf. Wieder andere haben nach Aristoteles „Physiognomonika“ drei Methoden der Charakterforschung, die alle zu demselben Schluß kommen. Die erste Methode hat zwei Seiten. Einmal beschreibt man die Gestalt jeder Tierart und bestimmt die ihr zukommenden Eigenschaften und Triebe. Der Löwe, die stärkste und mutigste Art, muß irgendein Merkmal haben, an dem man seine Tapferkeit und Beherztheit erkennen kann, und zwar sind das die breite Brust, die starken Schultern und großen Pranken. Hieraus schließt man: Alles, was eine breite Brust, starke Schultern und große Gliedmaßen hat, ist tapfer und beherzt. Andererseits räumt man jedem Tier neben seinem Körper eine eigene Seele ein und glaubt, daß sein Charakter ganz oder teilweise seiner Gestalt oder seinen Körperteilen entspreche, und so bei jedem Tier: z. B. sei die Gestalt des Hundes entwürdigend und Zeichen der Schamlosigkeit, das Aussehen des Schafes zahm und harmlos. Beide Betrachtungsweisen sollen von Plato stammen, nach dessen Ausspruch dem Körper eine der Stufe seiner Stofflichkeit entsprechende Seele gegeben wird. Die zweite Methode, über die Trogus¹²⁾ berichtet, ist nicht sehr von der ersten verschieden. Sie schreibt nicht nur allen Tiergattungen, sondern auch den einzelnen Menschenrassen einen der Körperbeschaffenheit angemessenen Charakter zu. Ein jedes Land bilde einen besonderen Leib und besondere Leidenschaften, und wer einen solchen Leib habe, müsse auch die entsprechende Seele haben. Mit den Ländern und dem Klima seien auch die menschlichen Charaktere verschieden. Und drittens übte man sich, wie z. B. Philon aus Lakedaemon¹³⁾, in unserer Wissenschaft,

indem man die Erscheinungen studierte, die ein bestimmter Charakter am menschlichen Körper ausprägte. Hinter den Gewohnheiten eines jeden stehe der ihnen angemessene Charakter, z. B. sei sinnlich, wer die Augen dauernd nach oben drehe, weil beim Liebesakt die Augen nach oben verdreht würden. Blasse Farbe deute auf Furcht, weil die Furchtsamen erblassen. Wer wild vor sich hinstiere, sei zornig, weil die Zornigen diesen Ausdruck zeigen. Und so verwertete man jeden Charakterzug.

5. Kapitel:

Wie man aus der Komplexion des Organismus auf die Charakterart schließen kann.

Es scheint nicht unangebracht, hier über das Verhältnis von Körpermischung und Charakter zu berichten, wobei wir auf die Erfahrungen der Ärzte besonderen Wert legen wollen. Als Kennzeichen einer überwiegend hitzigen Mischung erwähnt Galen folgende: Heiß und rau anzufühlende Haut, geringes Fettpolster, rote Farbe, schwarze Haare. Andere tragen noch nach: Schneller Wuchs, sichtbare Adern, lauter Atem, wilde, laute Stimme, leichtes Schwitzen, guter Appetit und gute Verdauung, dichte, lockige Haare, üppige Natur. Zeichen einer kühlen Mischung sind: Dürftiger Haarwuchs, Fettpolster, kalte Haut, rötliche, oder — bei großer Frostigkeit — bleiche, fahle Haut- und Haarfarbe. Andere fügen noch an: Langsamer Wuchs, leiser, spärlicher Atem, feine, scharfe Stimme, geschlechtliche Schwäche, mäßiger Appetit, schlechte Verdauung, langes, glattes, feines Haar, weiße Farbe, seltenes Schwitzen, scheue und schwächliche Natur. Eine überwiegend feuchte Mischung des Körpers hat folgende Merkmale: Weiche, glatte, fleischige Leiber, runde Gelenke, Glatzen, tränende Augen, gelbe Haarfarbe, schwächliche, gutmütige, furchtsame und üppige

Natur. Eine trockene Mischung zeigt einen schlanken, zähen Leib, rauhe Haut, eckige Gelenke, dichte, struppige Haare, mäßigen Appetit und mäßige Verdauung, Beharrlichkeit. Wir kommen nun von den einfachen zu den zusammengesetzten Komplexionen. Eine hitzige und trockene Komplexion hat eine heiße, trockene, rauhe und zähe Haut ohne Fettpolster, eine schlanke Gestalt und schwarze Haare. Eine hitzige und feuchte Mischung hat eine weiche, warme und fleischige Haut: wenn die Hitze überwiegt, ist die Haut rauher und heißer, die Haare sind schwarz, das Fettpolster fehlt; herrscht die Feuchtigkeit vor, so ist der Leib fleischiger und schmiegsamer, blaßrot gefärbt und fühlt sich nicht so heiß an. Wo Kälte und Feuchtigkeit sich mischen, zeigt sich eine weiße, weiche, feiste, dicke Haut ohne Haare und eine rote Haut- und Haarfarbe. Kälte und Trockenheit endlich haben einen zähen, schlanken, glatten Körper mit kalter Haut und mäßigem Fettpolster. Das Durchschnittstemperament zeigt eine aus weiß und rot gemischte Farbe, fahlgelbe, mäßig gelockte Haare, mittlere Beileibtheit, die Haut ist weder weich noch zäh, weder kalt noch heiß, weder rau und dick noch glatt und zart.

6. Kapitel:

Von den Merkmalen der Herzkomplexion.

Nachdem wir bisher nur von der Mischung des ganzen Körpers gehandelt haben, müssen wir noch Einiges über die hauptsächlichsten Organe nachtragen. Wir beginnen mit dem Herzen und stützen uns auf Galen. Ein heißes Herz erkennen wir an dem tiefen Atem und dem schnellen Puls, an Kühnheit und Unverzagtheit, in höheren Graden an der Neigung zu Zorn und verwegener Wut, wobei dann der Leib, besonders Brust und Seiten rau behaart sind. Ein breiter Brustkasten deutet auf Hitzigkeit, wenn das Gehirn kein Gegen-

gewicht abgibt. Als weitere Merkmale werden angeführt: Kargheit im Geben, Hartnäckigkeit, Rechtschaffenheit und Üppigkeit. Ein kühles Herz zeigt sich in kleinerem Puls, entsprechender Atmung und zartbehaarter Brust. Solche Naturen sind zur Trauer geneigt, träge und wenig unternehmungslustig. Auf ein trockenes Herz deuten rauher Puls und ein zornmütiger, wilder und friedloser Geist. Ein feuchtes Herz äußert sich in weichem Puls und Wankelmut, leicht in Zorn umschlagend, stets zur Versöhnung bereit, weiterhin in Furchtsamkeit, Stumpfheit und Ungeschicklichkeit. Auf ein hitziges, trockenes Herz deuten: Rauher, schnellender, jagender Puls, tiefe, rasche Atmung, stärkste Behaarung von Brust und Seiten, Ausdauer, Raserei, Schnelligkeit, Schamlosigkeit, herrische Art, Neigung zu Zorn und Unversöhnlichkeit. Eine heiße, feuchte Mischung des Herzens macht weniger rauh, doch geschickt und, wenn auch nicht gerade barbarisch, so doch zum Jähzorn geneigt und hat einen weichen, vollen, schnellen Puls und entsprechende Atmung. Eine kalte, feuchte Mischung des Herzens bringt einen weichen Puls mit sich, wenig Wagemut, Furchtsamkeit, Trägheit, zarte Haare an der Brust und keinerlei Neigung zu Wut und Zorn: entfachter Zorn wird bald bezähmt und unterdrückt.

7. Kapitel:

Von den Merkmalen der Gehirnkompexion.

Die Merkmale der Beschaffenheit eines anderen wichtigen Organes, des Gehirns, entnehmen wir wiederum den Schriften Galens. Ein heißes Gehirn macht den Kopf rot und warm; an den Augen treten die Adern hervor. Die Haare wachsen schnell, sind bei großer Hitze des Gehirns zuerst rötlich, dann dunkel und fallen mit der Zeit aus; in Rachen, Nase, Augen und Ohren bildet sich ein wenig eingedickter Schleim. Ein kurzer, leichter Schlaf ge-

nügt diesem Temperament, für das noch folgende Merkmale angeführt werden: Reicher, dichter, strähniger Haarwuchs, weit und scharf sehende Augen, Schönheitsliebe und Hang zum vornehmen Leben. Wenn das Gehirn eine kalte Mischung aufweist, so fließt aus seinen Ausgängen (z. B. Rachen, Nase, Ohren usw. *) viel Schleim; die Haare sind strähnig und rötlich und stehen gerade nach oben; als Kinder sind solche Leute sehr zart und scheinbar schlecht genährt, sie erkälten sich bei jedem Anlaß und werden von Schnupfen und Verstopfung der Nase geplagt, ihre Haut fühlt sich nicht sehr warm an, immer sind sie kraftlos und schläfrig, und um die Augen herum sind keine Adern sichtbar. Bei einer überwiegend trockenen Zusammensetzung des Gehirns fließt kein Schleim aus seinen Ausgängen; solche Menschen besitzen große Scharfsinnigkeit, geringes Schlafbedürfnis und starkes, schnell wachsendes, mehr krauses als glattes, früh ausfallendes Haar, nach anderen Schriftstellern ferner einen harten, leeren Kopf, häufig Kopfschmerzen, ruhigen Gang und mäßige Beweglichkeit. Bei großer Feuchtigkeit des Gehirns sind die Haare schlicht und fallen spät aus, die Sinne sind verfinstert, das Schlafbedürfnis ist sehr groß, und es ist übermäßig viel Schleim vorhanden. Andere merken noch an: Völlerei, mäßige Geistesstärke, im übrigen Gottesfurcht, Barmherzigkeit, Einfältigkeit und eitle Lebensart. Nach den einfachen Mischungen des Gehirns kämen die zusammengesetzten. Auf ein hitziges, feuchtes Gehirn deuten: gute Hautfarbe, starke Adern in der Augengegend, viel Schleimausfluß, glatte, gelbliche und nicht leicht ausfallende Haare, Anfälligkeit für Feuchtigkeit und Wärme, besondere Empfindlichkeit gegen den Südwind; derartige Leute vertragen den Nordwind besser, sie können nicht lange wachen, werfen sich im Schlaf hin und

*) Man glaubte früher an eine direkte Kommunikation dieser Organe untereinander. — R.

her, haben viele Traumbilder und einen leicht erkrankenden Geist. Wenn die Hitze des Gehirns mit Trockenheit verbunden ist, wird der Schleimaufluß gering, der Geist ist gesund und wenig schläfrig, die Haare wachsen sehr schnell und erstarken bald, sind bis zur Zeit der Mannbarkeit rötlich, später schwarz und rauh und fallen früh aus, die Kopfhaut fühlt sich warm an. Wer ein kaltes, trockenes Gehirn hat, besitzt keine sichtbaren Adern in der Augengegend, leidet leicht unter Kälte, hat in der Jugend zwar gesunde, fast unanfechtbare Sinne, verblüht aber schnell mit dem Vorrücken der Zeit und hat langsam wachsende, fahle, schnell bleichende Haare. Eine kalte, feuchte Gehirnkomplexion macht schläfrig, schlaftrunken und stumpfsinnig, verursacht häufigen Schnupfen und Verstopfung der Nase und erhält lange die Haare. Wer eine mittlere Mischung hat mit entsprechenden sinnlichen Kräften und mäßigem Schleimaufluß aus Rachen, Ohren und Nase, wird nicht leicht durch äußere Mißlichkeiten belästigt. Solche Leute haben als Kind rötliche, als Knabe gelbliche und als Mann blonde, kraus werdende, spät ausfallende Haare. Nach der Ansicht mancher Gelehrten hängt von der Mischung des Gehirns auch die Wirksamkeit der geistigen Kräfte ab, das Vorstellen, das Nachdenken und das Gedächtnis. Durch eine hitzige Mischung werden Vorstellungen und Gedanken verdorben; kommt noch gallige Flüssigkeit dazu, so ist grundlose Furcht mit schlechten Gedanken die Folge. Traurigkeit ist Furcht vor unmöglichen Dingen, und wenn der Mensch allzuviel Galle hat, bekommt er einen tierischen Charakter, und alles, was er tut, ist unrecht und mit Furcht vermischt. Solchen Einfluß übt die dunkle Galle auf die Seele aus, weil der Körperzustand die Seelenart bestimmt; der schwarze Gallensaft bringt der Seele Furcht, gleichwie sich der Mensch im Dunkeln ängstet. Aus der Wärme und Feuchtigkeit des Gehirns

wächst des Menschen Gedächtnis bzw. Vergeßlichkeit; wenn es weder zu heiß noch zu kalt ist, sondern die Mitte einhält, entsteht ein gutes Gedächtnis, wenn es aber kalt ist, entsteht Vergeßlichkeit, gleichwie ein kühles Gehirn schläfrig macht, brennendes Fieber aber verwirrt. Lukrez sagt hierüber folgendes: „Hitzig im Zorn brennt die Seele, im Auge funkelt ein Feuer. Furcht hat ein kaltes Herz und zieht die Glieder zusammen. Ruhiger Atem und Geist gehören zum ernstesten Gesicht. Wer große Hitze hat, ist zornig und unüberlegt. Etwa der hitzigen Löwen schrecklicher Zorn und Wut hat in der Brust keinen Platz und befreit sich in gräßlichem Brüllen. Aber die kältere Seele der Hirsche läßt sie erschauern, furchtsam zittern sie dann und beben an allen Gliedern. Zwischen beiden lebt ruhig das Rind mit gelassener Seele, weder Feuer noch qualmender Rauch noch schreckliche Pfeile, nichts raubt die Ruhe ihm, immer bewahrt es den Gleichmut.“

8. Kapitel:

Von unseren Körpersäften und ihren Beziehungen zum Charakter.

Viererlei Feuchtigkeiten finden sich im menschlichen Körper: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle. Quelle des Blutes ist das Herz. Blutreiche Menschen haben einen wohlgenährten Leib und hellrote, gesunde Farbe, sie sind schön von Gestalt und Gesicht, lieblich anzusehen und heiter und fröhlich. Daher sagt Hippokrates, Traurigkeit und Heiterkeit hätten ihren Grund in der Beschaffenheit der Elemente; wer reines Blut habe, sei auch freudig gestimmt. Homer leitet die Fröhlichkeit aus der Menge der Wärme her. Plinius nennt die Tiere mit vielem fettem Blut zornmütig, die mit dickem tapfer, mit dünnem verständig; furchtsam nennt er die Tiere mit wenig Blut, stumpf und dumm aber die, welche gar keins haben; die Esel

hätten das fetteste Blut, die Menschen das dünnste. Beim Menschen ändert sich die Wirkung des Blutes mit den Gemütsbewegungen, z. B. Scham, Zorn, Furcht oder anders begründetem Erblassen und Erröten. Die Röte des Zornes ist anders als die der Sittsamkeit. In der Furcht flieht das Blut und ist nirgends mehr zu sehen. Der Schleim hat seinen Sitz im Gehirn. Bezeichnend für ihn sind blasses Fleisch bei im übrigen dunkler, safrangelber Farbe, Beweglichkeit, Leichtsinn, schneller Verstand und Neigung zu Zorn. Zu viel dunkle Galle macht braun, träge, kleinmütig und furchtsam. Zwar haben solche Leute einen scharfen Verstand, lassen sich aber leicht von Zorn und Wut hinreißen, wie Plato in seinem Buch „Über die Wissenschaft“ schreibt. Demokrit bestätigt, daß die geistreichsten Menschen oft von der größten Wut geplagt sind. Loxus¹⁴⁾ nennt die Schwarzgalligen traurig und schwermütig, weil ihr Geist dunkel sei und ihre Wärme gering und der ins Gehirn dringende Dunst schreckliche Gebilde und Erscheinungen hervorrufe. Die Blutvollen nennt er heiter wegen der Klarheit ihrer Seele, die Phlegmatiker seien träge und durch keine Gefahr aus der Ruhe zu bringen, da ihre kalte Feuchtigkeit nicht aufwallen und kochen könne. Die Schwarz- oder Gelbgalligen hält er für sehr zornmütig. Die schwarze Galle hat zwei Arten, die natürliche und die gebrannte. Die natürliche Galle ist der dickste und trockenste Teil des Blutes, die gebrannte Galle wird in vier Unterabteilungen geschieden, je nachdem sie entsteht aus dem Brand der natürlichen Schwarzgalle oder des reinen Blutes oder der gelben Galle oder des salzigen Schleimes. Diese vier Arten schaden der Urteilsfähigkeit durch Wut, Leidenschaft, Tollheit und Dummheit. Die natürliche schwarze Galle allein schärft das Urteil. Jedoch ist das nicht falsch zu verstehen: wenn sie nur schwarz und dick ist, ruft sie Stumpfheit hervor, mit Schleim vermischt erzeugt sie Trägheit; wenn zu wenig von

ihr da ist, wird der Mensch unbeständig und vergeßlich; wenn zu viel da ist, belästigt sie die Verdauung. Sie soll ziemlich dünn und in richtiger Menge vorhanden sein und zu der gelben Galle im richtigen Verhältnis stehen, auch darf die schleimige Flüssigkeit nicht fehlen, auf daß aus allen dreien die richtige Mischung entstehe, die acht Teile Blut und je zwei Teile gelbe und schwarze Galle enthält. Die schwarze Galle soll sich entzünden, aber nicht verbrennen, sondern entzündet glühen. Aristoteles sagt in seinen „Problemen“, alle Menschen, die durch ihre Geistes-schärfe oder Philosophie oder Amtsführung oder Dichtungen oder andere Künste berühmt wären, seien schwarzgallig gewesen, und viele von ihnen hätten an den Krankheiten gelitten, die von der schwarzen Galle kommen, z. B. Herkules, der fall-süchtig war. Lysander aus Lakedämon bekam vor seinem Tode viele Geschwüre, wie sie durch die schwarze Galle entstehen. Ajax verlor den Verstand, Bellerophon ging in die Wildnis und Einöde, wovon Homer also singt: „Bellerophon irrt‘ umher und scheute den Anblick der Menschen. Einsam auf weitem Feld verlor er so ganz den Verstand, daß er mit wildem Grimme versehrte sein eigenes Herz.“ Wir wissen, daß außer den meisten Helden der Vorzeit auch Empedokles, Sokrates, Plato und andere vortreffliche Männer und auch sehr viele Dichter solche Leiden gehabt haben, z. B. Eurilochus, der im übrigen wie alle anderen Schwarzgalligen sehr scharfsinnig war. Phavorinus nennt daher diese Krankheiten „Heldengebresten“; sie können ebenso bei warmen wie bei kalten Körpermischungen vorkommen. Die schwarze Galle selbst kann sehr heiß und sehr kalt werden, doch ist sie für gewöhnlich keins von beiden, sondern ist von Natur mäßig kalt. Wird sie sehr kalt, macht sie den Menschen töricht, unverständlich und verstockt oder ängstlich und furchtsam. Erhitzt sie sich, so entsteht Sorglosigkeit und Singlust bis zur Ver-

rücktheit, und viele Geschwüre brechen auf. Die Dummen und Feigen also haben viel kalte schwarze Galle, durch viel heiße Galle aber entsteht Erregung, Scharfsinn, Wollust, Neigung zu Zorn, Redseligkeit und Leidenschaftlichkeit; manche kommen ganz von Verstand und verfallen großer Trauer wie z. B. die Wahrsagerinnen und Schwärmenden und alle die, welche von einer besonderen göttlichen Kraft veranlaßt glauben, was doch nur durch eine Maßlosigkeit der Natur entsteht. Markus aus Syrakus dichtete am schönsten, wenn sich sein Geist verschleierte. Wer nicht gar so heiße Galle hat, ist viel klüger und vortrefflicher in den Wissenschaften, den Künsten und dem Staatsdienst. Solche Körpermischung läßt die Gefahren besser überwinden; manche zwar trauen sich wieder zuviel zu, wie Archelaus, der König von Mazedonien. Auf jeden Fall sind also die Schwarzgalligen sehr verschieden und ungleich, weil die Galle heiß und kalt sein kann, was von großem Einfluß auf den Charakter ist. Wenn nur ein Teil der Galle kälter oder heißer ist, so hat das zur Folge, daß der Mensch nicht durch Krankheit, sondern von Natur einen eigenen Geist hat. Galen lehrt: Die Mageren mit schwarzen, rauhen Haaren und breiten Adern speichern am stärksten schwarze Galle auf; manchmal verfallen auch rot haarige, seltener gelbhaarige Menschen der Schwarzgalligkeit, besonders wenn zu angestregtem Wachen und vieler Arbeit noch Kummer und knappe Kost kommen.

9. Kapitel:

Widerlegung Platos; was man aus dem Körper der Tiere schließen kann.

Plato meinte, daß ein Mensch, dessen Körper dem Bilde eines Tieres gliche, auch den Charakter dieses Tieres haben müsse, was wir nicht ohne weiteres gelten lassen können. Kein Mensch gleicht

ganz und gar einem Tiere; wo eine Ähnlichkeit vorhanden ist, gilt sie nur für einzelne Teile. Die Artmerkmale der Tiere und ihre Charaktereigenschaften sind teils dem jeweiligen Tier eigentümlich, teils sind sie allgemeiner Natur; die eigentümlichen kommen nur einer Tiergattung zu, z. B. den Hunden die Sucht, jedem an die Beine zu fahren, den Eseln die Unempfindlichkeit gegen Schmerzen; die allgemeinen sind bei allen oder doch den meisten anzutreffen, z. B. haben alle Tiere bis zu den Ameisen den Trieb, sich zu wehren, ferner den Geschlechtstrieb, der fast überall, besonders aber bei den Eseln und Schweinen zu finden ist. Und so entsprechen den eigentümlichen Trieben eigentümliche Merkmale, den allgemeinen allgemeine. Die allgemeinen Zeichen nützen dem Gelehrten nur sehr wenig oder überhaupt nichts, weil sie ja nur allgemeine Eigenschaften aufdecken, die Löwe, Hirsch und Wildschwein in gleicher Weise haben; und wenn man nach diesen gemeinen Merkmalen Vergleiche anstellen will, kann man jeden ebensogut mit einem Hirsch oder Wildschwein vergleichen wie mit einem Löwen. Also kämen nur die besonderen Kennzeichen in Betracht. Allein auch die bringen einen nicht weiter, denn sie eignen nur dem jeweiligen Träger und sind nur bei ihm zu finden und zeigen nur seine Anlagen; wenn man sie bei einem anderen Tier anträte, wären sie keine eigentümlichen Zeichen mehr. Da es keine Eigenschaft gibt, die ein Tier allein hätte, das für die Physiognomik in Frage kommt, so wird es auch keine entsprechenden besonderen Zeichen geben. Der Löwe ist nicht allein tapfer, sondern auch der Stier und das Wildschwein, nicht nur der Hirsch ist furchtsam, sondern auch der Hase und die Katze, so daß, wer sich an die allgemeinen oder eigentümlichen Merkmale hält, sich vergeblich anstrengt, zum Ziel zu kommen. Dagegen sollte man die Tiere vornehmen und genau ansehen, die eine gemeinsame Eigenschaft haben und bei ihnen die

Merkmale heraussuchen, die nur diesen Tierarten und nicht anderen gemeinsam sind. Dann sollte man Merkmal und Eigenschaft abwechselnd daraufhin untersuchen, ob jedes Tier mit diesem Merkmal auch die entsprechende Eigenschaft hat und jedes Tier mit dieser Eigenschaft auch das entsprechende Merkmal, und ob jedes Tier ohne diese Eigenschaft auch das entsprechende Merkmal vermissen läßt. Um klarer zu sein, scheint es mir ratsam, ein Beispiel herauszugreifen. Wenn man beim Löwen als Zeichen seiner Stärke große Gliedmaßen findet, wird man auch bei anderen starken Tieren diese Zeichen antreffen müssen, also z. B. bei Stier, Pferd und Wildschwein, die ebenfalls große Glieder haben und stark sind. Daraus kann der Physiognomiker den Schluß ziehen, daß alles stark ist, was große Glieder hat. Um aber bei der Wahl der Zeichen nicht fehl zu gehen, müssen wir, da doch mehrere Eigenschaften und Zeichen vorhanden sind, zunächst überlegen, welches Zeichen dieser oder jener Eigenschaft entspreche. Der Löwe hat z. B. die Eigenschaften Freisinn und Stärke und die Kennzeichen hohe Stirn und große Glieder. Um nun nicht lange zu schwanken, ob die hohe Stirn Freisinn oder Stärke bedeute, muß man folgendermaßen vorgehen. Man wird Stier, Pferd und Wildschwein und andere starke Tiere aufmerksam betrachten, und wenn man sieht, daß sie große Glieder haben und weder freisinnig sind noch hohe Stirnen haben, wird man erkennen, daß eine hohe Stirn Freisinn und nicht Stärke bedeute. Danach sind dann andere freisinnige Tiere zu suchen, die auch hohe Stirnen haben. Daher sollten alle, die diese Wissenschaft treiben wollen, mit viel Sorgfalt die Entwicklung der Tiere studieren, um ihre Eigenschaften und Gewohnheiten und ihren Körper und seine einzelnen Teile genau kennen zu lernen, denn da liegt der Angelpunkt unserer Kunst. Man soll auch nicht außer Acht lassen, daß manche Zeichen angeboren sind, manche aber erworben;

angeboren sind die, welche wir mit auf die Welt bringen und bis zum Tode behalten, z. B. eine breite Stirn, flache Nase und dergl.; erworben die, welche mehr oder weniger zufällig entstehen, z. B. Blindheit und Gesichtsfarbe. Die angeborenen Zeichen bedeuten die inneren Neigungen und sind naturgegeben wie Heiterkeit und Furcht; die erworbenen Seelenneigungen aber, wie Liebe zur Arithmetik oder Medizin oder Theologie, können wir nicht aus äußeren Zeichen erkennen. Hier wäre auch zu erwähnen, was Aristoteles dem Alexander schrieb: Gott habe kein edleres Geschöpf erschaffen als den Menschen, in ihm seien alle Arten und Eigenschaften der Tiere zusammengefaßt: denn er sei kühn wie der Löwe, furchtsam wie der Hase, freimütig wie der Hahn, reizbar wie der Hund, hart und unfreundlich wie der Rabe, sanft wie die Turteltaube, boshaft wie die Löwin, häuslich wie die Taube, arglistig wie der Fuchs, sanft wie das Lamm, behende wie der Rehbock, schleichend wie der Leopard, faul wie der Bär, gemein und unverständlich wie der Esel, willfährig wie der Pfau, schwatzhaft wie der Spatz, nützlich wie die Biene, unbeständig wie die Ziege, unbändig wie der Stier, widerspenstig wie der Maulesel, stumm wie der Fisch, verständig wie ein Engel, schamlos wie das Schwein, böse wie der Uhu, nützlich wie das Pferd, schädlich wie die Maus. Kein Gewächs, kein Gestein, noch sonst etwas gebe es, das nichts mit den Menschen gemein habe. Adamantius lehrt: Jede Tierart erscheint in einer ihrem Charakter entsprechenden Gestalt; so hat der zornige und starke Löwe auch die ihm angemessene Gestalt. Der Leopard hat ein sinnliches Gesicht, von Natur ist er zornig, tückisch, listig, furchtsam und frech zugleich, welchem Charakter denn auch seine Gestalt entspricht. Die Bärin ist grausam, listig, der Keiler unbedachtsam vor Wut, das Rind ernst und einfältig, das Pferd stolz und ehrgeizig, der Fuchs listig und heimtückisch, der Affe spaßig und

betrügerisch, das Schaf dumm, der Bock träge, das Schwein unflätig und gefräßig, und also stimmt auch das Bild der Vögel und Kriechtiere mit ihrer Art überein. Ähneln ein Mensch mit irgendeinem Körperteil irgendeinem Tiere, so muß er dem auch in seiner Art irgendwie entsprechen. Schöne, mächtig tiefe Augen werden an den Löwen erinnern, sehr tief liegende eignen einem boshafte Sinn wie bei den Affen, große, flache gleichen den Kuhaugen, vorstehende endlich wie die der Esel deuten auf Unverstand und Unbilligkeit.

10. Kapitel:

Widerlegung des Trogus; die Abhängigkeit des menschlichen Charakters von verschiedenen Himmelsgegenden.

Trogus benutzt bei der Bestimmung des Charakters nach den verschiedenen Eigentümlichkeiten des Himmels eine ähnliche Methode wie die soeben erörterte, die die Eigenschaften der Menschen nach dem Aussehen und der Art der Tiere untersucht. Um nun den Verdruß des Lesers nicht durch eine weitere neue Lehre zu erregen, wollen wir sie hier nicht in ihrer ganzen Länge auseinandersetzen, sondern nur, soweit es nötig ist, kurz darlegen, was unsere berühmtesten Ärzte und Philosophen über das Verhältnis der Charakterarten und Körpergestalten zu den verschiedenen Himmelsaspekten geschrieben haben. Hippokrates bezeugt in seinem Buch „Luft, Wasser und Landschaft“, daß sich das Aussehen und die Art der Menschen nach dem Charakter der Landschaft richte. Die Bewohner Asiens seien friedfertig und feingebildet durch den Einfluß des Klimas, da Asien unter dem Aufgang der Sonne zur Morgenröte hin liege. Die Leute aber, die an dem Fluß Phasis unter rauher Sonne wohnen, seien bäurisch und träge, was in dem Klimawechsel seinen Grund habe: denn es sind

dort sehr hohe Berge, und die ganze Gegend liegt hoch. Wieder anders sei die Bevölkerung um den Mäotischen Sumpf, Skythen oder Sauromaten genannt, mit ihrer gedrungenen Gestalt von schwammigem Bau und ihrer Trägheit, die ihre Arme unvermögend macht, einen Bogen zu spannen und ein Geschöß abzuschießen. Die Europäer seien wegen der Unterschiede des Klimas sehr ungleichmäßig gestaltet, sie seien kühn, von vollendeter Bildung, großmütiger als die Asiaten und scheuten keine Schwierigkeiten. Von den Lehren Platos wollen wir hier nur folgende anmerken: Nach den verschiedenen Himmelsgegenden seien auch die Charaktermischungen verschieden. So sei die griechische Landschaft geeigneter, gelehrte Menschen hervorzubringen als eine andere, und die Bewohner Phoeniciens seien geschaffen, Hab und Gut aufzustapeln. Weiterhin wollen wir die Ansichten von Polemon und Adamantius anführen: Die Völker des Nordens haben einen schlanken Körper, blasse Farben (nach Adamantius genauer hellgelbe, weiche Haare und graublau Augen), platte Nasen, kräftige, ziemlich große Schenkel, lockeres Fleisch und große Bäuche, sie sind einfältig, beherzt, leichtfertig, unbedacht und töricht. Polemons Text ist mit der Zeit oft verfälscht worden, und wir müssen ihn aus dem Adamantius ergänzen. Die Völker, die im Mittag wohnen, haben schwarze, krause Haare, dunkle Augen und schlanke Schenkel und sind den Wissenschaften wenig geneigt. Als weitere Merkmale erwähnt Polemon: Wankelmut, Leichtsin, Lügenhaftigkeit, List und Dieberei, bei dem Einzelnen mehr oder weniger ausgeprägt, je nachdem sie mehr oder weniger nahe beieinander wohnen. Die Völker, die in der Mitte zwischen den beiden genannten Volksarten wohnen, bewegen sich auch in ihrer Gestalt, ihren Kennzeichen und ihrer Geistesart auf einer mittleren Linie. Die Bewohner des Ostens und des Westens unterscheiden sich desto mehr von einander, je weiter nach Nor-

den oder Süden sie leben. Die Völker an den Grenzen Libyens, die Nomaden, Hiberer und Libyer, sind den Aethiopiern ähnlich. Zusammenfassend könnte man also sagen, daß bei den südlichen Völkern das trockene, heiße Element vorherrscht, bei den nördlichen das feuchte, kalte. Je mehr sich eine Landschaft der Art des Nordens oder Südens nähert, desto ähnlicher sind ihre Bewohner dem entsprechenden Volk an Temperament, Gestalt und Charakter. Mancherlei Ausnahmen haben ihren Grund darin, daß viele Völker ihren Wohnsitz änderten und sich mit anderen vermischten, so zogen z. B. die Thraker nach Italien und die Italiener nach Thrakien, die Perser nach Assyrien, die Assyrer nach Persien. Der gelehrte Ptolemäus¹⁵⁾ leitete den Charakter der Menschen von der Stellung der Sternbilder ab, doch können wir manche seiner Bemerkungen hier ganz gut gebrauchen; so sagt er, die nördlichen Völker seien wild, hartnäckig, rauh und unfreundlich; die Italiener und Griechen nennt er vortrefflich, gütig, freundlich, tapfer, vornehm und freiheitlich gesinnt, kriegerisch, gesetzliebend und tüchtig im Regieren der Völker; die Araber seien diebisch, hinterlistig, knechtisch, unbeständig und gewinnsüchtig, die Armenier leichtbeweglich und gottlos, die Sauromaten tierisch, die Phrygier leichtsinnige Weibsknechte, die Afrikaner liebestoll, meineidig und unbedachtsam; nach ihm nennt Maternus die Skythen grausam, die Italiener königlich gesittet, die Gallier unverständig und unbesonnen, die Griechen leichtfertig, die Afrikaner hinterlistig, die Syrier geizig, die Asianer unkeusch, die Sizilier pfiffig, die Spanier hochtrabend und großmütig, die Ägypter weise, die Babylonier verständig. Auch Vitruvius ist derselben Meinung und sagt: Die Völker kalter Gegenden haben große Körper, glänzende Gliedmaßen, glattes, rötliches Haar, graublau Augen und viel Blut infolge ihres Reichtums an Körpersäften; die Kälte des Himmels hat sie so gebildet. In den von der Sonne ausgedörr-

ten Ländern findet man kleinere Körper mit dunkler Farbe, gewelltem Haupthaar, dunklen Augen, schwachen Schenkeln; sie haben infolge der großen Sonnenglut nur wenig Blut und sind daher im Kampf furchtsam, setzen aber mit ihrer hitzigen Seele ihre Anschläge schnell und behend in die Tat um. Die nördlichen Völker sind durch die dicke, kalte Luft ihres Himmels etwas tölpisch, wie auch die Schlangen in der Winterkälte erstarren, während sich in der Wärme die Erstarrung ihrer Säfte löst und schneller Beweglichkeit Platz macht. Die südlichen Völker sind also sehr scharfsinnig und unerreichlich in der Gewandtheit ihrer Anschläge, zugleich sehr ungestüm im Streit, auch wenn sie unterliegen, weil alle Kräfte ihrer Seele von der Sonnenglut entbrannt sind. Die Völker kalter Gegenden sind geschickter zum regelrechten Kampf und greifen alles furchtlos und kraftvoll an, ihr Geist aber ist langsamer, ungewandt rennen sie los und verwickeln sich in ihre eigenen Pläne. In mittleren, mäßig warmen und kalten Gegenden findet man eine entsprechende Ausgeglichenheit der Körper- und Seelenkräfte ihrer Bewohner, z. B. bei den Italienern, besonders den Römern, die zu ihrem ewigen Ruhm die Gewalt der Barbaren gebrochen und mit starker Hand die Anschläge der Südländer zunichte gemacht haben. Also ließ göttliche Weisheit die Stadt Rom in gemäßigttem Klima entstehen, damit sie die ganze Welt beherrsche. Neben diesen Ursachen legt Plinius noch besonderen Wert auf die direkten Einflüsse des Himmels: Zweifelsohne würden die Aethiopier, weil sie den Gestirnen zunächst wohnen, durch deren Ausstrahlungen gedörrt und verbrannt und bekämen so krause Bärte und Haare. An der entgegengesetzten, kalten Seite der Welt wohnten Menschen mit blasser Hautfarbe und blonden Haaren, die durch die Kälte ihres Himmels eckige Bewegungen bekämen. Jener Körpersäfte stiegen wie ein leichter Dunst nach oben, bei diesen senkten sie sich nach unten wie eine

schwere Feuchtigkeit. Beide hätten große Körper, jene durch den Reiz ihrer Hitze, diese durch ihre ernährende Feuchtigkeit. Die in der Mitte liegenden Länder haben das richtige Mischungsverhältnis, sind zu allem fruchtbar und zeigen angemessene Körpergestalten mit mittlerer Farbe, sanften Sitten, klaren Sinnen und fähigem, umfassendem Verstand. Ihnen gehört die Herrschaft, die niemals den anderen Völkern zufiel. Nach Vegetius sollten als Soldaten nur Nordländer angeworben werden: wer von der Sonne gebrannt sei, wisse zwar mehr, habe aber weniger Geblüt und scheue wohlwissend den Anblick von Wunden. Die vollblütigen Nordländer dagegen seien äußerst kampflustig, aber, da sie fern von den Glutten der Sonne lebten, unverständiger. Hierzu sagt Lucian: „Wer unter warmer Sonne im Morgenlande geboren, sanft und klar ist sein Sinn, der Milde des Himmels entsprechend. Wessen Wiege jedoch in kaltem, eisigem Land stand, der ist zum Kampf bestimmt und bis zum Tode beherzt.“ Ovid schildert die sittenlosen Thraker in der Person des Tureus mit folgenden Worten: „Schön ist er von Gesicht, doch tief in Geilheit versunken, wie auch sein ganzes Geschlecht in Unzucht und Laster erstickt.“ Was bisher aus den Schriften der Gelehrten zitiert wurde, braucht nicht restlos zu stimmen, doch wird man sich in den meisten Beziehungen darauf verlassen können. Apulejus¹⁶⁾ z. B. macht darauf aufmerksam, daß der weise Anarcharsis unter den trägen Skythen geboren wurde und der törichte Melecides unter den verständigen Athenern. Was wir von den Menschen sagten, kann man auch bei den Tieren sehen: die Habichte, Falken und Adler sind größer und stärker in den nördlichen Ländern; in kalten Gegenden entstehen große Körper, die viel Blut und kräftigen Geist haben mit großer Kühnheit und Wildheit, und in anderen Ländern äußern sich Stärke und Kühnheit entsprechend anders.

11. Kapitel:

Widerlegung Philons; die Beurteilung des Charakters aus dem Antlitz.

Philon aus Lakedämon, der lediglich aus dem Gesichtsausdruck der Menschen ihren Charakter erkennen wollte, wird von Aristoteles folgendermaßen widerlegt: Der Starke und der Unverschämte haben beide durchweg das gleiche Gesicht; dieser tut alle Scheu von sich, jener alle Furcht, beide sehen trutzig aus. Wenn nun der Charakter allein im Antlitz sich offenbarte, wie sollte man dann zwei so verschiedene und entgegengesetzte Eigenschaften wie Stärke und Unverschämtheit erkennen können? Ferner, wenn man den Gesichtsausdruck als immer und jederzeit stimmendes Kennzeichen der menschlichen Art annimmt, so müßte eine heitere Natur stets eine lachende Stirn zeigen und dürfte niemals einen verdrießlichen und traurigen Tag haben, ein trauriger Mensch wiederum dürfte niemals einen frohen, singenden Tag erleben. Es gibt nur sehr wenige Eigenschaften, die man aus dem Gesichtsausdruck allein erkennen kann; Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Scharfsinn z. B. können gar nicht auf diese Weise erkannt werden. Die Regel Philons stimmt also nicht immer; und doch kann sie uns von großem Nutzen sein, wenn wir neben dem Gesichtsausdruck sorgsam erkunden, ob noch andere, mit ihm übereinstimmende Zeichen vorhanden sind, und uns nicht durch ein einzelnes Merkmal täuschen lassen, wie eben gezeigt wurde. Polemon sagt hierüber: Es ändert sich die Gestalt der Menschen bei großer Freude oder bei Schmerz oder Zorn oder Furcht oder, wenn sie satt oder hungrig sind oder heftige Begierde nach etwas haben oder von etwas gefesselt werden oder scharf angesehen werden oder genau auf etwas horchen; zwar wird nicht die Gestalt als solche verändert, sie bleibt unverrückt und unbewegt, aber die einzelnen Merkmale wandeln sich, nicht in gleicher Weise bei allen, sondern

wie es eines jeden Natur gemäß ist. Man soll dabei darauf achten, daß die angeborenen festen Zeichen eine größere Stärke der entsprechenden Eigenschaften bedeuten, z. B. werden die Zeichen der Bedachtsamkeit an einen klugen und planvollen Menschen denken lassen, die Zeichen der Betrügerei und List an einen hinterlistigen und falschen, auch wenn diese Eigenschaften im Augenblick künstlich verdrängt werden. Ebenso kann man einen zornigen Menschen an den Merkmalen des Zornes erkennen, selbst wenn er gerade nicht zornig tobt, und ähnlich ist es auch mit anderem.

12. Kapitel:

Wie wir den Charakter aus Gegensätzen beurteilen können.

Aristoteles lehrt in seinen „Physiognomonika“ neben anderen Methoden der Physiognomik, wie man aus dem Gegenteil eines Zeichens deuten könne. Zur Erläuterung ein Beispiel: Wenn wir wissen, daß harte Haare ein grimmiges Herz bedeuten, so dürfen wir daraus schließen, daß weiche Haare Schwächlichkeit bezeichnen. Ein dichter Haarwuchs auf der Brust deutet, da er seinen Grund in der Hitze des Herzens und Geistes hat, die zum Zorn veranlagt, auf Neigung zum Jähzorn. Wenn er fehlt, so können wir Gelassenheit und Sanftmut erwarten. Wenn große Gliedmaßen auf Tapferkeit deuten, so kleine auf Furcht und Kleinmut. Und so kann man weiter auch bei anderen Zeichen und Eigenschaften verfahren.

13. Kapitel:

Von den körperlichen und geistigen Unterschieden bei Mann und Frau und ihren Beziehungen zur Charakterbeurteilung.

Wir wollen nun mit Aristoteles das ganze Tierreich in zwei Teile scheiden, in männlich und weib-

lich und deren Unterschiede bzw. Übereinstimmungen besprechen und neben dem Körper auch die Eigenschaften der Lebewesen betrachten, ob sie herzlich oder furchtsam, redlich oder unredlich usw. sind.

Fig. 1 Der Mann hat einen großen Körper, ein breites Gesicht, gebogene Augenbrauen, große Augen, viereckiges Kinn, dicken, kräftigen Hals, starke Schultern und Rippen, breite Brust, gewölbten Bauch, sichtbare, knochige Hüftbeine, kräftige, wohlgegliederte, starke Arme und Beine, harte Knie, dicke Unterschenkel und Knöchel, gewölbte Waden, wohlgeformte, große, muskulöse Füße und Hände, große, kräftige, auseinanderstehende Schulterblätter, großen, starken Rücken mit ebensolchen Rippen, knochige, starke Lenden, zwischen Rücken und Lenden viel Fleisch, mäßig großes Gesäß, hartes, trockenes Fleisch, langsamen Gang, grobe und laute Stimme. Sein Charakter weist Großmut, Unerschrockenheit, Gerechtigkeit, Einfalt und Siegeslust auf.

Fig. 2 Wir betrachten jetzt die Gestalt des Löwen, der vor allen anderen Tieren im ganzen wie im einzelnen dem Manne ähnlich ist. Der Löwe hat einen mittelgroßen Kopf, ein viereckiges, nicht sehr knochiges Antlitz, viereckige, erhabene, in der Mitte etwas eingebogene Stirn, vorstehende, wie Wolken gegen die Nase ziehende Augenbrauen und klare Augen, die nach einer alten Schrift nicht sehr beweglich sind und nicht weit vorstehen (Geßner übersetzt aus dem Text nicht „vorstehend“, sondern „länglich“. Wenn wir den Löwen daraufhin betrachten, sehen wir, daß er weder tiefliegende noch vorstehende Augen hat. Ich glaube daher, daß der Text des Aristoteles verfälscht ist und man ihn nach Adamantius verbessern muß, der von den Augen des Löwen schreibt, sie seien klar und mittelmäßig tief und rund). Aber wir wollen uns an unser Thema halten und betrachten die weiteren Kennzeichen des Löwen: Die Augenbrauen sind

ziemlich groß, die Nase ist eher dick als dünn, der Oberkiefer steht nicht vor, sondern ist gleich groß wie der Unterkiefer. Weiter hat er dünne, am Mundwinkel sehr weiche Lefzen, deren obere über die untere hängt, einen durch viele Knochen gefestigten Nacken, starken, nicht allzu dicken Hals, kräftige Brust, an der Kehle mehr lockeres als festes Fleisch, schlanken Bauch, starke, sehnige Schenkel und glatte, gelbe Haare. Der ganze Leib ist wohlgegliedert, nicht zu zäh und nicht zu weich. Mit langen Schritten geht er ruhig umher und bewegt bei jedem Tritt die Schultern mit. Seine Seele ist edel, großmütig, siegeslustig, sanftmütig, gerecht und freundlich gegen die, mit denen er zusammenlebt.

Im Gegensatz dazu hat das Weib einen kleinen Kopf, weiche Haare, schmales Gesicht, niedrige Stirn, starke Augenbrauen, kleine, glänzende Augen, gerade, gegen das Gesicht sich schlecht absetzende Nase, fleischiges Antlitz, dünne Lippen an kleinem, freundlichem Mund, rundes, glattes Kinn, schlanken Hals, starre, fast unbewegliche Schlüsselbeine, engen, schwächlichen Brustkasten, fette Hüften, fleischige, nach innen gebogene Kniee, weiche, ungegliederte Unterschenkel, dünne Arme, schwache Schultern, schmalen, schwachen Rücken, fleischige Lenden, fettes Gesäß; die ganze Gestalt ist eher klein und zart als groß, das Fleisch ist vollsaftig, die Stimme fein und der Schritt klein. Der Geist des Weibes ist kleinmütig, diebisch und hinterlistig, nach des Adamantius Ansicht weichlich, jähzornig, trügerisch, furchtsam zugleich und frech.

Die Gestalt des Pantherweibchens gleicht am meisten von allen Tieren an Form und Art dem Weibe mit Ausnahme der Pranken, die es tapfer zu seiner Verteidigung gebraucht oder um andere Tiere anzufallen. Der Panther hat ein kleines Gesicht, großen Rachen (das Weib dagegen hat einen kleinen Mund), kleine, glänzende, bewegliche

Augen, ferner (nach der alten ziemlich ungenauen Übersetzung) eine lange Stirn und mehr zusammengekrümmte als flache Ohren (Geßner übersetzt ganz falsch: eine längliche Stirn, die gegen die Ohren zu mehr rund als flach ist), einen sehr langen, dünnen Hals, eine Brust mit kleinen Rippen, langen Rücken, fleischige Hinterbacken und Oberschenkel, flachen, weder gewölbten noch eingefallenen Bauch und scheckige Farben. Die Gestalt im ganzen ist ungleichmäßig und schlecht gegliedert. Der Charakter ist weibisch, weichlich, jähzornig, hinterlistig, trügerisch, furchtsam zugleich und frech. Die Gestalt entspricht also durchaus dem Charakter. Daher zeichneten die weisen Ägypter einen Panther, wenn sie einen Menschen andeuten wollten, der seinen frevelhaften und böartigen Sinn zu verbergen suchte, um nicht durchschaut zu werden; denn der Panther verfolgt alle anderen Tiere heimtückisch und läßt sich dabei sein Unge-
stüm und seine Blutgier nicht merken. Adamantius fügt noch hinzu, von den Vögeln und Kriechtieren sähen Adler und Drache am männlichsten aus, Rebhuhn und Schlange am weiblichsten.

Fig. 5

Dies wären also Gestalt und Charakter von Mann und Weib. Die zahmen Tiere sind uns durch ihren Anblick wohlbekannt, die wilden kennen wir durch die Hirten, Jäger und Gelehrten. Die Art der Frauen ist immer sanfter und milder und deswegen zweifellos weniger zornmütig und unverständlich als die der Männer. Jeder weiß es von sich selbst: Wenn uns der Zorn übermannt, sind wir zwar kühner, zugleich aber unverständlich und achten keiner Gefahr, sondern trachten nur nach dem Ziel unserer Wut. Die Weiber hinwiederum sind gottloser, mutwillig, unfreigebig, furchtsam, schwächlich und ungerecht. Ähnlich hat man nach Polemon die Männer von weibischer Gestalt zu beurteilen, die an ihren Augen und sonstigen Körperteilen kenntlich sind, an denen man die Merkmale der Wollust und Unzucht findet: solche Männer

sind weibisch, leichtfertig, schamlos, verschlagen, treulos und betrügerisch (eigentlich lauter weibische Eigenschaften). — Wir haben männliche und weibliche Gestalten beschrieben und können uns in Zukunft für die Beurteilung des menschlichen Charakters auf das Gesagte beziehen.

14. Kapitel:

Wie durch bestimmte Eigenschaften auch andere gefunden werden können.

Es gibt noch eine weitere Methode, den Charakter kennenzulernen, die Aristoteles zuerst angewandt hat, wie er selbst in den „Physiognomonika“ angibt. Diese Methode folgert aus zwei oder mehr Eigenschaften die übrigen und ist bei den Rednern viel in Gebrauch. Ein Beispiel: Dieser ist arm, also auch zuvorkommend und freundlich. Wenn ein Mensch als zornig, traurig und ungeschlecht gekennzeichnet ist, so können wir daraus leichtlich schließen, er müsse auch mißgünstig sein, selbst wenn wir kein Zeichen dafür an seinem Gesicht und Leib finden. Diese Methode bezeichnet Aristoteles als die logische: Drei Eigenschaften z. B. werden als gegeben gesetzt, und aus ihnen wird eine vierte erschlossen. Wenn wir jemand als rücksichtslos und wortkarg kennen, können wir folgern, daß er auch diebisch und knauserig ist: diebisch wegen seiner Rücksichtslosigkeit, knauserig wegen seiner Wortkargheit; denn aus Unverschämtheit erwächst leicht Dieberei, aus Wortkargheit Unfreigebigkeit. Darin, daß so das Eine dem Anderen entspricht, hat eine nützliche Methode der Charakterdeutung ihren Grund.

15. Kapitel:

Von dem Einfluß der Ammen auf den Charakter.

Es erscheint nicht unangebracht, obwohl es nicht direkt zur Physiognomik gehört, kurz darauf ein-

zugehen, wie man von der Art der Ammen und von der Erziehung eines Menschen auf seinen Charakter schließen kann; denn gute und schlechte Sitten trinken die Kinder mit der Milch. Bei Gellius lesen wir als Meinung des Philosophen Phavorinus: Wie die Kraft und Art des Samens großen Einfluß auf die Gestaltung des Leibes und der Seele hat, so auch die Art und Eigenschaft der Milch. Avicenna sagt, man müsse sorgsam auf den Charakter der Amme achten, der gut und löblich sein solle und den Leidenschaften des Zorns, der Traurigkeit, der Furcht usw. nur schwer zugänglich; denn alles das verschlechtert die Körperzusammensetzung und geht in die Milch über, daher denn manche einer Törin das Säugen verbieten. So ist es auch beim Vieh; wenn man ein Böcklein mit Schafmilch, ein Lamm aber mit Ziegenmilch aufzieht, so bekommt letzteres eine härtere Wolle, jenes weichere Haare. Es ist nicht verwunderlich, daß manche Kinder ihren Eltern weder an Leib noch an Seele gleichen, da ja der Geist der Amme und die Art der Milch auf die Bildung des Charakters einen so großen Einfluß haben. Homer sagt von Achilles: „Peleus kann nicht dein Vater sein, nicht Thetis die Mutter, stammen muß du vom Meer und den Felsen, so rauh ist dein Herz.“ Und ähnlich Virgil im vierten Buch der Aeneis: „Nicht von göttlich erhabenen Eltern bist du erzeugt, das verrät mir dein treuloser Sinn, eher stammst du von schrecklichen Felsen, und Tiger säugten dich einstmals.“ Chrysippus¹⁷⁾ wünschte daher für die Kinder nur gute, verständige Ammen. Scotus¹⁸⁾ erzählt, ein lange mit Schweinemilch genährtes Kind habe sich später als Knabe samt seinen Kleidern im Dreck gewälzt und wie die Schweine Kot gefressen; ein anderer Jüngling, der mit Ziegenmilch großgezogen sei, wäre wie ein Böcklein umhergesprungen und habe die Rinde der Bäume benagt. Eine Wölfin säugte Romulus und Remus: so seien sie und ihre Nachkommen, die Römer, räuberisch wie die Wölfe geworden. Ebenso sollen Ly-

kastus und Parrhasius von einer Wölfin und Telephus, des Herkules und der Agane Sohn, von einer Hündin gesäugt sein. Die Bauern und Hirten wissen das alles sehr wohl und lassen daher junge Hunde, um ihre edle Gestalt zu bewahren, niemals von einer fremden Hündin säugen, da nur die Milch der Mutter das Wachstum von Körper und Geist fördert; wenn der Mutter die Milch ausgeht, geben sie statt dessen bis zum vierten Monat Ziegenmilch.

16. Kapitel:

Von den für die Charakterdeutung wichtigsten Zeichen.

Es bleibt noch zu zeigen, auf welche der bisher angeführten Zeichen man besonders achten muß, und welche man übergehen kann, welches die starken und welches die schwachen sind. Man teilt ja die Merkmale ein in eigentümliche und allgemeine, wie schon oben erwähnt wurde. Die eigentümlichen Merkmale sind unbedingt mit den entsprechenden Eigenschaften verbunden; sind solche Merkmale da, müssen auch die angemessenen Eigenschaften vorhanden sein: wenn jemand z. B. große Gliedmaßen hat, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß er tapfer ist. Die allgemeinen Zeichen werden von den täglichen Gewohnheiten, von der Gegensätzlichkeit und dgl. mehr abgeleitet und werden allgemein genannt, weil sie sich nicht mit den entsprechenden Eigenschaften zu verändern brauchen. Die Merkmale, die man der Form der Körperteile entnimmt, sind deshalb wichtiger als die, so man den Gewohnheiten und dgl. entnimmt, weil sie direkt am Körper geformt sind, die anderen aber, wie Farbe, Milde usw., nicht unmittelbar eine gestaltliche Grundlage haben; denn die Physiognomiker urteilen auch nach den Bewegungen, Farben und Gewohnheiten, die im Gesicht, in der Stimme, im Fleisch, in der ganzen Gestalt und in einzelnen Körperteilen erscheinen. Von den festen Zeichen der

Körperteile sind wiederum die wichtiger, die an edleren Stellen sind, d. h. an den Augen, an der Stirn, am Gesicht und Schädel. Danach erst kommen die Zeichen an Schulter und Brust, dann die an Beinen und Füßen, und zuletzt die ziemlich unbedeutenden an Bauch und Unterleib. Den Grund dafür gibt Aristoteles an: Die Kennzeichen am Kopf sind dem Verstand und den Sinnen am nächsten, und das Gehirn ist der Urgrund aller Bewegungen und Sinne. Nach Galen sind die Augen sogar ein Teil des Gehirns. Daher ist das vordere Körperende als das haltvollere bedeutender als das hintere, das gleichsam nichtssagend ist. Apulejus sagt sehr schön, das Gesicht sei der ganze Mensch, weil dort der Verstand wohne, an zweiter Stelle komme die Brust, der Sitz des Herzens und der Gefühle, danach die Beine und Füße als Werkzeuge der Sinne und der Bewegung, zuletzt der Bauch mit den unedlen Teilen, die in keiner Beziehung zu Weisheit und Charakter stehen. Adamantius schreibt am Anfang seiner „Physiognomonika“: Um die einzelnen Körperteile auszu-deuten, muß man genau auf Farbe, Bewegungen, Atem, Stimme usw. achten. Man darf nicht glauben, aus einem oder zwei Zeichen die Wahrheit erschließen zu können, sondern man muß mehrere vornehmen und zwar möglichst wichtige, und sehen, ob sie übereinstimmen. Die Kennzeichen der Augen sind die wichtigsten; nach dem Verhalten zu ihnen müssen die anderen Merkmale beurteilt werden, die bei Übereinstimmung mit den Augenzeichen unser Urteil festigen können. Nach den Augen bieten die benachbarten Körperteile wichtige Zeichen, also Stirn, Nase, Mund, Wangen und Schädel. Danach kommen Hals und Brust, an dritter Stelle Arme und Hände, Beine und Füße, zuletzt die Bauchgegend. Am weitesten kommt man, wenn man auf das Verhältnis aller dieser einzelnen Zeichen zu einander an der ganzen Gestalt achtet. Das Gesamturteil gründet sich nicht auf ein einzelnes Zeichen, sondern auf alle zusammen; erst in ihrer Zusammenfassung liegt

die Wahrheit beschlossen. Nach anderen Autoren ist das Vorderteil für den Charakter wichtiger, weil dort die Sinnesorgane sind, während die Zeichen der Hinterseite mehr auf Stärke und Beweglichkeit deuten, weil an ihr muskelstarke Gliedmaßen sitzen. Wieder andere meinen, man müsse den größten Wert auf die Zeichen der Körperteile legen, durch die die entsprechenden Eigenschaften vorzugsweise zum Ausdruck kommen, z. B. müsse man den Zorn, der seinen Sitz im Herzen habe, mehr aus der Herzform deuten als aus den Rippen, der Brust oder anderen Teilen, und ebenso erkenne man Stärke und Tapferkeit an Schultern und Armen, Hüften und Beinen. Vor allem ist nach Aristoteles daran zu denken, daß man sich nicht auf ein einziges Zeichen verlassen solle, besonders wenn es ein allgemeines ist, sondern daß man, um sicher urteilen zu können, das Verhältnis mehrerer zu einander betrachten und für eine Deutung immer mehrere Belege anführen müsse, wie auch Galen betont, nach dessen Ansicht die Physiognomiker sich oft täuschen werden, wenn sie sich auf ein einzelnes Zeichen verlassen, außer wenn es etwa ein ganz bestimmtes, eindeutiges ist.

17. Kapitel.

Was die Physiognomik sei.

Um eine Definition der Physiognomik zu geben, müßte man sagen, sie ist ein Weg, aus festen, dem Körper anhaftenden Zeichen unter Berücksichtigung zufälliger Abwandlungen dieser Zeichen die ursprüngliche Art des Charakters zu erkennen. Wir sagen „die ursprüngliche Art des Charakters“, damit niemand an zufällige, mit der Zeit erworbene Seeleneigenschaften denkt, z. B. an den Beruf, daß also etwa jemand Arzt ist oder Mathematiker; dergleichen kann man aus den Körperzeichen nicht erschließen. Wir sagen ferner „unter Berücksichtigung zufälliger Abwandlungen dieser Zeichen“ und meinen damit solche Zeichen, die der Körper nicht dau-

ernd von Natur hat, die erst auftreten, wenn der Körperzustand sich irgendwie ändert, z. B. im Zustand der Furcht oder Scham: wenn die Seele die Scham nicht mehr ertragen kann, so wird das Blut unter die Haut getrieben, und das Gesicht wird dunkelrot. In der Furcht zieht sich das Blut in seine Burg, in das Herz, zurück, und das Gesicht wird blaß. Röte und Blässe sind also Zeichen, die sich leicht und zufällig abwandeln können. Und wenn wir „Charakter“ sagen, so wollen wir darunter die durch die Sinne begründeten Gewohnheiten verstanden wissen, die Menschen und Tiere in gleicher Weise haben können. Die Ansicht des Trogus und Philon, die auch im Pflanzenreich Zeichen für die Werke der gestaltenden Seele finden zu können glaubten, ist trügerisch. Da diese gestaltende Kraft nach ihrer Ansicht allem Lebendigen innewohnt, fanden sie z. B. folgende Zeichen für Langlebigkeit aus den Pflanzen: Wer lange, starke Haare habe, sei langlebig, da auch die langlebigen Pflanzen, z. B. Fichte und Steineiche, feste, unvergängliche Blätter hätten. Das Wort Physiognomik ist zusammengesetzt aus den griechischen Worten Physis, d. h. Natur, Art, Wesen und Gnome, d. h. Erkenntnis, bedeutet also Wesenskunde, wie nämlich nach gewisser Regel und Ordnung der Natur einer bestimmten Körpergestalt eine bestimmte seelische Art entspreche.

18. Kapitel:

Von dem Schluß der Physiognomik.

Wir haben bewiesen, daß Körper und Seele aneinander leiden und sich gegenseitig abwandeln, daß am Körper bestimmte Zeichen vorhanden sind, durch die man die Charakteranlagen erkennen kann, und daß somit die Physiognomik wahr ist. Um nichts Wissenswertes auszulassen, müssen wir noch den Schluß besprechen, mit dessen Hilfe die Physiognomiker solche bestimmte Zeichen auffinden und

dessen auch Aristoteles in seinen „Analytischen Büchern“ gedenkt. Zum Nachweis solcher Zeichen muß man zunächst eine Tierart vornehmen, die insgesamt eine bestimmte Eigenschaft hat, und dann andere Tierarten, von denen nicht alle, sondern nur einige Vertreter diese Eigenschaft besitzen. Danach muß man nach einem Merkmal suchen, das alle Tiere mit dieser Eigenschaft haben und alle Tiere ohne diese Eigenschaft nicht haben: ein solches Zeichen wird das dieser Eigenschaft eigentümliche Zeichen sein. Um z. B. ein der Stärke eigentümliches Zeichen zu finden, betrachten wir zunächst alle Tierarten. Bekanntlich sind die Löwen die stärksten Tiere. Ferner ist ein Teil der Pferde, Stiere und Menschen stark. Endlich suchen wir ein Merkmal, das alle starken Tiere haben und das allen schwachen fehlt, und finden als solches: große, starke Gliedmaßen. Alle Löwen und starken Pferde und Stiere und Menschen haben große Glieder; die schwachen Tiere haben keine großen Glieder: Also sind große Glieder ein der Stärke eigentümliches Zeichen. Man schließt nun so: Jedes Tier mit großen Gliedern ist stark. Alle Löwen und bestimmte andere Tiere haben große Glieder, also sind alle Löwen und bestimmte andere Tiere stark. So können wir auch Hektors Stärke erschließen: Alles, was große Glieder hat, ist stark. Hektor hatte große Glieder, also war er stark.

ZWEITES BUCH

Vorrede

Bisher war von den Methoden der Charakterdeutung die Rede. Wir wollen nun im einzelnen die bestimmten Merkmale des Körpers beschreiben. Wir möchten nicht verfehlen, bisweilen unter Zuhilfenahme der Philosophie die natürlichen Begründungen dieser Zeichen beizufügen, um auch denen gerecht zu werden, die unserer Wissenschaft skeptisch gegenüberstehen. Wir teilen den ganzen Körper nach dem Vorgang des Aristoteles in vier Abteilungen: Kopf, Hals, Brust und Gliedmaßen. Beim Kopf als edelstem Teil und Sitz der Sinne und der Seele werden wir beginnen. Hier sind Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack auf engem Raum zusammengedrängt, und auch die Ahnungen der Menschen haben ihren Sitz im Haupt. Die Brust müssen wir entblößen, um sie sehen zu können, der Kopf ist stets sichtbar. In Platos Timaeus lesen wir, der Kopf sei der ganze Körper, nicht nur ein Bestandteil von ihm; alles andere sei nur sein Anhängsel. Platos Schüler sagten, Gott habe den Kopf rund gemacht wie die Welt und ihm den Kreislauf der Seele geschenkt, er sei der edelste und beste Teil, dem der ganze Leib untertan sein und gehorchen müsse. Nach Lactantius¹⁹⁾ wohnt der Verstand im höchsten Teil des Körpers, nämlich im Kopfe, wie in einer Burg, von wo aus er alles betrachten und wahrnehmen könne. Hippokrates wurde stets mit einem Hut auf dem Kopf abgebildet, zum Zeichen, wie sehr man diesen Körperteil pflegen und verwahren müsse als den Sitz der Seele und des Verstandes.

1. Der Kopf.

Unter Kopf verstehen wir nach Aristoteles alles das, was auf dem Halse ruht. Zuerst betrachten wir den Kopf als Ganzes, danach seine einzelnen Teile, die Stirn, die Augen, die Augenbrauen usw. Galen beschreibt den Kopf nach Masse und Gestalt: die Verschiedenheit der Masse beruht auf seiner Größe oder Kleinheit. Wir wollen zuerst die Masse des Kopfes besprechen.

Sehr große Köpfe:

Fig. 6

Polemon und Adamantius bezeichnen in ihren Büchern über die Physiognomik den übermäßig großen Kopf als Merkmal eines dummen und ungelehrigen Menschen. Albertus²⁰⁾ sagt in seiner Schrift über die Tiere, ein Kopf, der so groß sei, daß er auf die Schultern hänge, habe weder Sinn noch Verstand, und an einer anderen Stelle schreibt er, sehr große Köpfe seien dumm, unverständlich und ungebildet. Aristoteles meint in seinem Buch „Vom Schlafen und Wachen“: Menschen mit zu großem Haupt sind schläfrig, denn je größer ein Gefäß ist, desto mehr kann es an Stoff fassen. Bei Leuten mit kleinen Gliedern oder bei Zwergen steigen viele Dämpfe in den verhältnismäßig großen Kopf auf, da ein größeres Glied auch mehr Nahrung nötig hat; was in großen Mengen aufsteigt, muß auch reichlich wieder absteigen, aber langsamer, weil die angeborene Wärme eine so große Menge von Dämpfen nicht schnell genug durchkochen kann. In den „Physiognomika“ eignet Aristoteles den Gestalten der Schläfrigen

große Köpfe zu. Die Größe des Kopfes deutet mehr auf die Menge des Stoffes als auf die Tüchtigkeit des Geistes. Ich möchte die großköpfigen Menschen den Eseln vergleichen, die albern sind, dumm, furchtsam und gemein, ferner den Nachtvögeln und dem Uhu, die sehr große Köpfe haben und ungeschickt auf ihren Füßen laufen, als ob ihnen ihr Kopf zu schwer sei. Ovid schreibt von dem in einen Uhu verwandelten Ascalaphus: „An dem Kopf, nachdem er besprengt mit des Phlegeton Wassern, wachsen ihm Schnabel und Federn und Augen groß wie beim Uhu. Braune Flügel entstehn, und mächtig wächst ihm der Kopf.“ Kein Vogel hat einen größeren Kopf als der Uhu. Wenn er sich bei Tage blicken läßt, rupfen ihm die anderen Vögel wegen seiner Trägheit die Federn aus. Die Falken mit großen Köpfen gelten als minderwertig, da sie den großköpfigen Nachtvögeln gleichen, die furchtsam sind. Unter den Fischen ist der, den man wegen seiner nach oben gerichteten Augen Uranoskop, d. h. Himmelsgucker, nennt, mit seinem großen Kopf und seinem breiten Scheitel bei weitem der trägste; daher sagt Oppianus von ihm: „Träger ist er und dümmer als alle Tiere des Meeres.“ Auch die Meertiere, die ihres großen Kopfes wegen Cephalus oder Capito, d. i. Großkopf, heißen, sind träge und von Natur lächerlich, denn sie verstecken, wie Aristoteles erzählt, wenn sie sich fürchten, den Kopf und glauben, so ganz verborgen zu sein. Ferner haben alle Tiere mit viel Feuchtigkeit und wenig Wärme einen großen Kopf und sind, wie wir wissen, dumm und stumpfsinnig. Große Köpfe halten wir für mangelhaft wegen der Menge ihres Stoffes, nicht des Inhaltes, besonders wenn noch eine formlose Verunstaltung hinzukommt, denn das beweist eine beeinträchtigte Denkkraft und zeigt, daß solch ein Mensch nichts oder nur sehr wenig versteht. Ein Tier, das einem anderen äußerlich ähnlich ist, gleicht ihm auch an Art und Charakter. Daher halten wir alle Großköpfigen für träge, ungeschickt und furchtsam. Oft

rufen wir aus: „Was für ein Kopf, und doch hat er keinen Verstand!“ Der Kaiser Vitellius hatte so einen riesigen Kopf, wie wir auf seinen Bildern sehen, und war sehr ungeschickt und unverständlich.

Köpfe, die etwas größer sind als die Norm:

Fig. 7

Aristoteles sagt in den „Physiognomonika“: Wer ein großes Haupt hat, ist feinfühlig und scharfsinnig wie die Hunde, die einen sehr feinen Spürsinn haben. Aristoteles erwähnt die Hunde des öfteren und nennt sie bald großmütig und edel, bald schmeichlerisch, zänkisch, anfahrend und mißgünstig, bald umherschweifend, töricht, spür- und jagdlustig. Daraus darf man nicht schließen, daß er sich selbst widerspreche oder seinen Schülern eine falsche, trügerische Lehre vortrage, sondern man denke daran, daß es verschiedene Hundarten gibt, die zu unterscheiden Aristoteles nicht für notwendig hielt, da sie uns von Haus aus bekannt und vertraut sind. Manche Hunde sind groß und stark, edel, kühn und scharfsinnig, spüren mit ihrem Geruchsinn leicht das Wild auf und werden Bracken genannt; manche können gut laufen, sind jagdlustig, wachsam und nützlich, bellen jeden an oder schmeicheln gern; sie alle haben verschiedene Gestalt und Art. Die Gestalt der Jagdhunde wird von Blondus und anderen folgendermaßen beschrieben: sie haben einen wohlgeformten Kopf, etwas größer als die Norm, ferner herabhängende Ohren usw. Daran wollte ich erinnern, damit sich niemand in Unkenntnis des Unterschiedes der verschiedenen Arten irreführen lasse. Kehren wir nun zu unserem Ausgangspunkt zurück. Nach Polemon ist ein Kopf, dessen Größe den Durchschnitt etwas überschreitet, ein Zeichen des sinnvollen und unfreigebigen Menschen. Aber der Text ist verfälscht und aus dem Adamantius so zu verbessern: Ein Kopf, etwas größer als der Durchschnitt, deutet auf Verstand, Tapferkeit und Hochherzigkeit, überschreitet er aber die Norm an Größe zu sehr, so zeigt er zwar Scharfsinn und Unfreigebigkeit an, aber keine männlichen Eigenschaften.

Albertus zitiert folgende Stelle aus Loxus: Ein Haupt, das das mittlere Maß etwas an Größe überschreitet, bedeutet einen Zuwachs an Verstand, Tapferkeit und Großmut. Die Aegypter stellten den Anubis, der dem Merkur entsprechen soll, mit einem Hundekopf dar und deuteten damit an, kein Tier sei scharfsinniger als der Hund. Um ein Beispiel aus dem Vogelreich zu erwähnen, so haben die Papageien verhältnismäßig große Köpfe; daher lernen sie nicht nur sprechen, sondern auch nachsinnen. Galen meint in seiner Schrift von der „Aerztlichen Kunst“, es sei gewagt, über ein großes Haupt ein Urteil abzugeben. Die Größe sei nicht notwendig das Zeichen einer guten Konstitution: nur wenn sie durch die Stärke der angeborenen Kraft entstanden sei, die eine große Menge des besten Stoffes hervorbrachte, und wenn die äußere Gestalt und ihre Teile wohlbeschaffen und schön seien, also der Nacken kräftig, starkknochig, muskulös und gleichmäßig gebaut, die Augen scharfsichtig usw., sei sie ein gutes Zeichen. Und in seinem Buch „Von den gemeinen Krankheiten“ schreibt er: Wie eine breite Brust geeigneter ist, in großer Höhlung zwei edle Organe, Lunge und Herz, vor jedem Druck zu schützen, so enthalten ein großer Kopf und eine entsprechend große Wirbelsäule ein vortreffliches, leistungsfähiges Gehirn und Rückenmark. Diese Stelle wird von Avicenna zitiert. Johannes Alexandrinus sagt in seiner Auslegung des Hippokrates: Das Haupt erfordert eine große Weite, weil es die vielen Fähigkeiten des Verstandes und der Bewegungen in sich fassen muß. Wenn das Gehirn groß ist und den Massen des Kopfes entspricht, so ist die Wirkung der Wärme gut. Große Wirbelkörper und starke Brustknochen beweisen eine gute Kräfte-mischung und eine darauf beruhende Trefflichkeit des ganzen Körpers. Nach den marmornen Standbildern zu urteilen, ist der Kopf Platos im Verhältnis zum übrigen Körper ein wenig zu groß, wofür auch sein klarer und starker Verstand Zeugnis gibt.

Sehr kleine Köpfe:

Fig. 8

Menschen mit kleinen Köpfen sind nach Aristoteles unverständlich und Eseln vergleichbar. Da die Esel aber, wie oben gesagt, keinen kleinen, sondern einen großen Kopf haben, glaube ich, daß hier der Text verfälscht ist, zumal da Polemon und Adamantius nichts davon bringen. Sie nennen zwar ein zu kleines Haupt unverständlich, und sprechen ihm menschliche Fassungskraft ab, aber vergleichen es nicht mit dem des Esels. Der Frauengestalt schreibt Aristoteles einen kleinen Kopf zu, vergleichbar dem des Panthers, nicht dem des Esels. Eher könnte man denken, Aristoteles habe mit dem kleinen Kopf den geringfügigen Inhalt und schwachen Verstand gemeint, denn der scheinbar große Kopf des Esels ist nur durch seine Knochen, die bedeckenden Muskeln und die dicke Haut so groß, sein Gehirn ist sehr klein, und zwar relativ am kleinsten von allen Tieren. Rhases²¹⁾ berichtet dasselbe wie Adamantius. Avicenna sagt: Ein kleiner Kopf deutet, besonders wenn er unförmlich ist und wenn außerdem Hals und Rücken schwach sind, auf einen Mangel an natürlicher tierischer und sittlicher Kraft; daher wird ein solcher Mensch treulos, jähzornig und unzuverlässig sein. Ich möchte die Kleinköpfigen mit dem Strauß vergleichen, der einen besonders kleinen Kopf hat, während der Hals lang und der Leib sehr groß ist. Seine Dummheit ist auffallend. Trotz seiner Körpergröße glaubt er, wenn er dem Jäger nicht mehr anders entgehen kann, sich dadurch verbergen zu können, daß er den Kopf hinter einen Strauch hält oder im Schatten versteckt. Aristophanes vergleicht in den „Vögeln“ Rhea, die Göttermutter, wegen ihrer Größe mit einem Strauß. Und im Buche Job steht: Gott nahm dem Strauß die Weisheit und gab ihm keinen Verstand. Bei dem Suida nennt ein Sprichwort sehr große Leute „libysche Vögel“, weil aus Libyen Vögel von seltener Größe kommen. Der Übersetzer des Aristophanes bemerkt, das gehe auf die furchtsamen Barbaren.

Die größten Menschen sind nämlich gemeinhin furchtsam. Galen sagt, ein kleiner Kopf sei ein sicheres Zeichen von schlechter Beschaffenheit des Gehirns und deute immer etwas Schlimmes an. Als Grund dafür führt Hali Rhodan²²⁾ die Raumbeschränkung und das Zusammendrücken der Gehirnkammern an: so habe der Geist keinen freien Durchgang, und alles, was seinen Ursprung in ihm habe, würde geschwächt, denn aus einer kleinen Wurzel könne nichts Großes wachsen. Der heilige Thomas sagt bei der Besprechung der Schrift des Aristoteles „Vom Sinn und Sinnlichen“: Kopf und Herz sind einander entgegengesetzt, damit die Hitze des Herzens durch die Kälte des Gehirns gemäßigt werde; daher sind Menschen, die einen im Verhältnis zu der Größe ihrer anderen Körperteile kleinen Kopf haben, ungestüm und gewaltsam; denn die Hitze des Herzens wird nicht genügend vom Gehirn ausgeglichen. Der Philosoph Meletius²³⁾ sagt sehr fein: Der Kopf sei für das Gehirn geschaffen, wie ja jede Form ihres Inhaltes wegen geworden sei. Ein Kopf mit kleinem Rauminhalt deutet auf ein schlechtes Gehirn. Da nun alle Tätigkeiten unseres gesamten Körpers mit Hilfe des Gehirns verrichtet werden (wenn auch nur der kleine Zeh am Fuß bewegt wird, kann diese Bewegung ihren Ursprung nur im Gehirn haben), so können die Menschen mit einem kleinen Kopf eben wegen dessen Kleinheit nicht alles ebenso gut tun wie die Menschen mit einem großen Kopf; denn ein kleines Werkzeug kann nicht allen Geist fassen. Da ein kleines Haupt nur geringen Rauminhalt hat, muß in seiner Enge die Kraft der Sinne untergehen und erlöschen und mit ihr alle Handlungen, die ihre Ursache in den Sinnen haben. Man muß also daraus schließen, daß ein kleiner Kopf immer gering einzuschätzen ist.

Köpfe, die ein wenig größer sind als die ganz kleinen:

Der Mensch, sagt Aristoteles in seinen „Problemen“, ist von allen Tieren das vernünftigste, da er im Verhältnis zum übrigen Körper ein sehr kleines

Haupt hat; die Menschen mit kleinen Köpfen sind klüger als die mit großen. Unter großen Köpfen versteht der Philosoph hier ein Übermaß von Größe und unter kleinen Köpfen magere, die etwas größer sind als die sehr kleinen; in diesem Sinne widersprechen sich die beiden Stellen nicht, und was früher verworfen wurde, wird hier nicht etwa anerkannt. Avicenna sagt: Ein kleines Haupt, gepaart mit starker, gestaltender Kraft, ist das beste.

Köpfe durchschnittlicher Größe:

Fig. 9

Aristoteles rühmt Alexander dem Großen ein mittelgroßes, sich zwischen den Extremen haltendes Haupt, und auch Polemon und Adamantius halten es für lobenswert. Ich möchte es mit dem Kopf der Löwen vergleichen, der im Verhältnis zum Körper eine mittlere Größe einhält, wie man im Aristoteles bei der Beschreibung der Löwengestalt nachlesen kann. Albertus schreibt hierzu: Ein mittelgroßer Kopf deutet auf Geist und Verstand, vermischt mit etwas Furchtsamkeit und Freigebigkeit. Ich möchte statt Furchtsamkeit lieber Kühnheit und Großmut setzen, da man ja den Vergleich mit einem Löwen ziehen kann.

Köpfe mit eingedrücktem Vorderhaupt:

Fig. 10

Nach der Größe besprechen wir die Gestalt des Kopfes. Hippokrates und Galen unterscheiden fünf Arten, eine naturgemäße und vier unnatürliche und verbildete. Bei der ersten unnatürlichen Form ragt das Hinterhaupt vor, dagegen fehlt die schöne Stirnwölbung. Umgekehrt ist bei der zweiten Form das Hinterhaupt flach, die Stirn aber springt vor. Die dritte Form ist der Gegensatz der natürlichen, bei ihr fehlen die Vorsprünge. Bei der vierten Kopfform sind nach Hippokrates auf beiden Seiten an den Ohren Vorwölbungen, während sie vorn und hinten fehlen. Die fünfte Form ist die natürliche, länglichrund, mehr nach vorn und hinten gestreckt. Wenn das Vorderhaupt eingedrückt ist, so ist das nach Albertus ein Zeichen für List und Zorn; ich

würde es mehr als schlechte Beschaffenheit der Sinne und der Einbildungskraft deuten. Jedes Land hat sein eigenes Schönheitsideal der Kopfform; nach Hippokrates drücken manche Völker die Köpfe ihrer Kinder zusammen, weil sie längliche Kopfform für schön halten, und so kommen schließlich solche Formen auch angeboren vor.

Köpfe mit eingedrücktem Hinterhaupt:

Bei Polemon und Adamantius lesen wir, die Leute mit eingedrücktem Hinterhaupt seien furchtsam. Galen sagt hierzu: Bei einem auffallend kleinen Hinterhauptecker muß man auf Muskeln, Genick und Knochen achten: sind sie gut beschaffen, so ist die Kopfform auf einen Mangel des Stoffes, nicht der Kraft zurückzuführen, sind sie aber nicht gut im Stande, so sind alle Grundlagen schwach. Folge dieser Gebrechen ist meistens ein schwacher Verstand, nur selten ist es anders. Die Deutschen haben sehr oft solche breite Köpfe mit flachem Hinterhaupt, weil sie in der Wiege immer auf dem Rücken liegen und mit den Händen an den Seitenbrettern festgebunden werden.

Köpfe mit vorspringendem Vorderhaupt:

Dieselben Unterschiede wie beim Hinterhaupt sind auch am Vorderhaupt, also an der Stirn zu machen. Man muß neben der Größe auf die Gestalt achten und auf die dort befindlichen Sinne, Gesicht, Geschmack und Geruch. Denn alles das zeugt eines vom anderen, und was hier seinen Ursprung hat, hat auch die Kraft oder die Schwäche dieser Grundlagen. Die Vorderseite des Kopfes hat viele Empfindungs- aber wenig Bewegungsnerven: wenn dieser Teil also gut beschaffen ist, so deutet das für gewöhnlich auf einen Menschen mit guten und vollkommenen Sinnen.

Köpfe mit vorspringendem Hinterhaupt:

Galen in seiner „Ärztlichen Kunst“ und nach ihm Avicenna sagen: Ein Kopf mit vorragendem Hinterhaupt ist nicht immer schlecht. Man soll hier eben-

solche Unterschiede machen wie oben bei den großen Köpfen. Im Hinterhaupt liegt nämlich die bedeutende Kleinhirnkammer und der Ursprung des verlängerten Rückenmarkes. Ferner ist die Stärke oder Schwäche des Nackens zu beachten. Bei einem kräftigen Nacken ist auch ein spitzer Hinterkopf kein schlechtes Zeichen. Solche Menschen werden starke Glieder und besonders starke Knochen haben. Denn in diesem Kopfteil entspringen alle Bewegungsnerven, Empfindungsnerven sind nur wenig vorhanden.

Köpfe, die weder vorn noch hinten vorspringen: Fig. 11

Ein Kopf, der weder vorn noch hinten Vorsprünge hat, sondern gleichmäßig rund ist, hat eine sehr schlechte Bedeutung. Albertus spricht ihm Gedächtnis, Sinn und Verstand ab. Nach der Meinung der Ärzte ist ein schlecht geformter Kopf in seiner Tätigkeit schwach und unvollkommen. Ein schlechter Vorderkopf deutet auf einen Mangel der Sinne und der Einbildungskraft, ein schlechter Hinterkopf auf verringerte Kraft und schlechtes Gedächtnis, ein mangelhaftes Mittelhaupt auf minderwertige Vernunft und Denkkraft. Die Form des Gehirns richtet sich nach der Form des Schädels: ist er mißbildet, so wird auch das Gehirn mangelhaft sein, und die Folge sind Furchtsamkeit und schlechte Sinne. Die Köpfe der Griechen und Türken sind auf ihren Bildern fast ganz rund dargestellt, denn nach der Meinung dieser Völker ist eine solche Kopfform am geeignetsten für die verschiedenen Kopfbedeckungen.

Köpfe mit vorspringenden Schläfen:

Von Hippokrates wurden nur Kopfformen ohne vorspringende Schläfen zu den natürlichen gerechnet. Aristoteles sagt zu Alexander: Wer vorgetriebene Schläfen und volle Backen hat, ist sehr zornmütig. Und in seinen „Physiognomonika“ schreibt er: Wer an Hals und Schläfen dicke Adern hat, ist äußerst zornig, weil im Zorn diese Adern schwellen. Auch Polemon und Adamantius meinen: Strotzend

gefüllte, blutrote Adern an Hals und Schläfen zeigen den inneren Brand des Zornes. Rhases sagt: In einem vollkommen rundgewölbten Haupt wohnt der Zorn, und bei Albertus finden wir: Rote Adern an Schläfen und Nacken deuten auf sinnlosen Zorn.

Köpfe mit Höckern an Stirn und Hinterhaupt:

Ein Kopf, der vorn und hinten vorragt, ist ein gutes Zeichen. Nur eine solche Form wird von den Ärzten als naturgemäß und vollendet angesehen. Galen schreibt in seiner „Ärztlichen Kunst“, eine vollkommene Kopfform sei wie eine runde Wackugel, die auf zwei Seiten leicht eingedrückt ist und also vorn und hinten höckerig wird. Avicenna sagt: Der Kopf ist scheinbar rund gedreht, aber doch etwas länglich, da die Nervenstämme sich aus dem Gehirn in einer Richtung ausdehnen, und da infolgedessen, gleichsam zum Schutz der Nerven, der Schädel vorn und hinten stärker wächst. Bei Polemon und Adamantius steht: Ein mittelgroßer, etwas zusammengedrückter Kopf übertrifft alle anderen Formen an Sinnesschärfe und Seelengröße. Rhases schreibt: Die besten Köpfe sind mittelgroß, wohlgerundet, unter beiden Ohren leicht eingedrückt und hinten vorgewölbt. Albertus meint: Ein nach vorn und hinten etwas länglicher, einem Hammer ähnlicher Kopf deutet auf vorsichtigen und umsichtigen Verstand. Der Athener Perikles soll einen solchen Kopf gehabt haben und ein vortrefflicher Mann gewesen sein; die Komödiendichter verspotteten seinen großen Kopf mit ihren Witzworten; außer der Größe hebt Plutarch die längliche Form seines Kopfes hervor, der den Massen des übrigen Körpers nicht entsprach; auf allen seinen Standbildern wurde er mit einem Helme bedeckt dargestellt, da die Bildhauer diesen Nachteil verdecken wollten; die Dichter Attikas schimpften ihn Kynokephalus, d. h. Hundskopf.

Fig. 12

Spitze Köpfe:

Nach Aristoteles sind Leute mit spitzen Köpfen unverschämt, sie gehören mit denen in eine Klasse,

die krumme Nägel haben, und sind den Raben und Wachteln vergleichbar, die gleichfalls unverschämt und spitzköpfig sind, wie Aristoteles sie in seinen „Tiergeschichten“ beschreibt. Albertus sagt ziemlich ungeschickt, ein sehr langes Haupt deute auf Unverschämtheit und, wenn es vorn besonders stark vorspringe, auf Übermut. Nach Homer hat der unverschämte Thersites ein solches Haupt gehabt, nach Lukian soll es spitz wie ein Giebel gewesen sein. Aristophanes erwähnt in den „Vögeln“, Theagenes habe einen spitzen Kopf gehabt. In der Landschaft Pontus wohnt das Volk der Makronen, sogenannt, weil sie makrocephali sind, d. h. langköpfig. Ebenso schildert Athenaeus die Cilicier und besonders die attischen und argivischen Frauen.

Sehr hohe Köpfe:

Nach Polemon und Adamantius deuten hohe Köpfe auf Widerspenstigkeit.

Breite, flache Köpfe:

Ein oben abgeflachter und breiter Kopf ist nach Albertus ein Merkmal der unduldsamen und zügellosen Menschen.

2. Die Haupthaare.

Wir kommen zum Schädel, dem Teil des Kopfes, der gleichsam das Dach des Gebäudes bildet und mit Haaren bedeckt ist. Die Haare sind keine bloße Zierde, sondern haben eine große Bedeutung. Nach Aristoteles ist die Bildung von Haaren notwendig und dient als Schutz. Notwendig ist sie, weil das Gehirn feucht ist, und wo viel Wärme und Feuchtigkeit ist, da müssen viele Haare wachsen; als Schutz dient sie, weil dichte Haare äußere Kälte und Hitze vom Kopf fernhalten, gegen die das feuchte Gehirn einen großen Schutz nötig hat. Der Nutzen ist um so größer, als auf diese Weise die schädlichen Dämpfe aus dem Körper entfernt werden, von

denen ja der Haarwuchs erzeugt wird. Nach anderen bedeutenden Autoren dienen die Haare auch noch als Schmuck. Ambrosius schreibt: Das Haupthaar ist achtbar bei den Greisen, ehrbar bei den Priestern, schrecklich bei den Kriegern, schön bei den Jünglingen, nett bei den Frauen und reizend bei den Kindern. Nimm einem Baum die Blätter, so ist er unschön, einem Menschen die Haare, so verblaßt seine ganze Schönheit. Wir wollen die Art der Entstehung der Haare betrachten, um desto leichter den entsprechenden Charakter beurteilen zu können. Galen sagt im zweiten Buch der „Temperamente“, sie beständen nur aus einer Art feuchten, rauchenden, zähen Dampfes. Averroes²⁴⁾ meint, sie würden von einer derartigen Masse gebildet. Aber wenn dem so wäre, würden sie nicht so nachgiebig und biegsam sein. In Wirklichkeit entstehen sie durch die Kälte, sowohl die innere der Kopfhaut und Schädelknochen als auch die äußere der umgebenden Luft; diese Kälte läßt die aus dem Inneren aufsteigenden und in den Poren und Öffnungen der Haut steckenbleibenden Dämpfe erstarren. Nach anderer Meinung entstehen die Haare aus der Haut und ihrer Feuchtigkeit. Sowohl zarte und dünne als auch zähe und dicke Haut kann Haare hervorbringen. Weder die Ärzte noch die Physiognomiker können des Menschen Temperament oder Charakter aus der Beschaffenheit der Haare allein deuten. Polemon und Adamantius sagen, aus den Merkmalen der Haare könne man keineswegs den Charakter erkennen, weil sie bei den verschiedenen Menschenrassen, die sich an verschiedenen Orten gemischt hätten, kaum rein nachgewiesen werden könnten. Averroes meint, man könne es nur bei den Menschen, die in mittlerem Klima leben, worauf wir noch näher eingehen werden. Besonders ist auf die Beschaffenheit, Größe, Menge und Farbe der Haare zu achten, wie Aristoteles solche Unterschiede in seinem Buche „Von der Erschaffung der Tiere“ aufgezeichnet hat.

Aufrecht stehende Haare:

Aristoteles schreibt in seinen „*Physiognomonika*“: Wer aufrecht stehende Haupthaare hat, ist furchtsam, denn in der Furcht sträuben sich die Haare. In den „*Problemen*“ sagt er, die Haare könnten sich auch vor Kälte aufrichten. Wenn sich die Wärme nach innen zurückzieht, wird das Fleisch kalt und zieht sich zusammen. Dadurch richten sich dann die Haare auf. Nach Alexander Aphrodisiensis²⁵⁾ sträuben sich in Furcht und Schrecken die Haare, weil alle solche Gemütsbewegungen den Leib erkälten. Die Erkältung verstopft die Hautlöcher, und durch die Zusammenziehung werden die Haare mit der Wurzel in die Haut gezogen und also aufgerichtet. Daher singt Virgil: „Schrecken lähmt ihm die Kehle, die Haare stehn ihm zu Berge.“ Nach Polemon und Adamantius kennzeichnen aufrechtstehende Haare einen bäurischen und törichten Menschen, der furchtsam, böseartig und verschlagen ist. Einen dummen Narren mit bäurischen Sitten stellen sie beide mit emporstarrenden Haaren dar. Hippokrates schreibt in dem Buch „*Vom Bau des Menschen*“: Gerade Haare entstehen aus der überflüssigen Feuchtigkeit des Kopfes.

Krause Haare:

Fig. 11

Aristoteles sagt: Wer etwas krause Haare hat, ist furchtsam und gleicht den Aethiopiern. Krause Haare sind nach Polemon Zeichen eines furchtsamen und gehässigen, nach Adamantius eines furchtsamen und unzuverlässigen Menschen. Conciliator²⁶⁾ schreibt: Wer krause Haare hat, die der Fältelung des Pfefferkornes ähnlich sehen, zeigt sich furchtsam. (Welch vortrefflicher Vergleich der gekräuselten Haare mit dem Pfeffer!) Krause Haare bedeuten, wie Albertus meint, Furchtsamkeit, Hinterlist, Gewinnsucht und rauhes Wesen; letzteres ist nach meiner Ansicht falsch. Aristoteles berichtet in seinem Buch von den Tieren über zwei Löwenarten, eine träge und feige mit krausem Haar und eine be-

herztere mit glattem, langem Haar, ebenso Plinius. Hippokrates schreibt in seinem Buch „Vom Bau des Menschen“, krause Haare seien ein Zeichen von Hitze des Kopfes, und nach Avicenna sind krause Haare wie gebranntes Leder, in der Hitze des Feuers biegen und krümmen sich die Haare, die Furchtsamkeit kommt von dem Zerfließen des Geistes. Nach der Ansicht von Aristoteles und Galen können die Haare auf zweifache Weise krumm werden, einmal durch Hitze und Trockenheit, dann aber auch, weil die Hautporen, aus denen sie wachsen, gewunden sind, und wie diese sind dann auch die aus ihnen wachsenden Haare. Ferner kann es auch von der Schwäche der Dämpfe oder der Härte der Haut kommen: dann sind die Haare so schwach, daß sie sich nicht tragen können, sondern zusammenrollen wie ein Faden, der durch ein enges Loch gezogen ist. Solche Haare ergrauen erst spät. Aphrodiseus und Averroes leiten die Krausheit der Haare von der Trockenheit des Kopfes ab, die die Haare wie ein Feuer krümmt.

Die nur an der Spitze gekräuselten Haare:

Eine solche Beschaffenheit der Haare bezeichnet Aristoteles als die häufigste und gewöhnlichste. Während die starren und die krausen Haare Furchtsamkeit bezeichnen, sind die nur an der Spitze gekrümmten ein Merkmal des Mutes und denen der Löwen vergleichbar. Polemon und Adamantius halten diese mittlere Beschaffenheit der Haare für ein Zeichen einer sehr guten Natur und stellen daher einen geistreichen Menschen weder mit ganz krausen noch mit ganz starren Haaren dar. Dares aus Phrygien schreibt Achilles und Ajax, dem Telemonier, schöngekräuselte Haare zu und große Kühnheit dem Feind gegenüber. Auch Cimon hatte, wie Plutarch erzählt, gekräuselte Haare und war ein tüchtiger Mann. Augustus hatte nach Sueton leicht gekraustes Haar und war sehr gesittet, verständig, großmütig und freigebig.

Wer nur wenig Haare hat, ist nach Polemon und Adamantius arglistig und boshaft. Jedoch ist anzumerken, daß Polemons Text hier verfälscht ist. Aristoteles sagt in den „Problemen“, Kahlköpfe seien geil. Die Haare der blühenden Jugend fallen bei übertriebener Unzucht aus. Denn die obersten Körperteile, die nur wenig Blut enthalten, erkälten sich durch die Wollust und können ihre Nahrung nicht verarbeiten; so fallen dann die Haare durch allzukärgliche Ernährung aus. Die Verschnittenen können nicht kahl werden, denn sie haben, weil sie der Buhlschaft entsagen müssen, eine große Menge Gehirn (der Same fällt nämlich durch das Rückgrat vom Gehirn herab). Kastrierte Hirsche verlieren ihr Geweih nicht, und verschnittene Ochsen haben größere Hörner. Aus demselben Grunde werden auch Weiber und Knaben nicht kahl. Nach Plinius bedingen verschiedene Länder Unterschiede in den Haaren, z. B. werden die Mykonier ohne Haare geboren, weshalb man die Kahlköpfe auch Mykonier zu nennen pflegt. Mit Hippokrates zu reden, ist ein Kopf mit wenig Haaren hitziger als andere. Die Ärzte meinen: Wenige, dünnstehende Haare deuten auf eine hitzige, dürre Komplexion; durch die auf einer schlechten Körpermischung beruhende Trockenheit entsteht eine Glatze. Alexander bezeugt, daß ein Kahlkopf wie das Zipperlein vererbt sein kann. Auch Sokrates hatte eine Glatze, wie Ammonius und Hieronimus dem Jovinianus schreiben, weswegen ihn Zopyrus einen Schwelger schimpfte. Julius Caesar grämte sich über seine Glatze, die ihm viel Spott von seiten seiner Widersacher eintrug. Daher hatte er sich angewöhnt, die Haare vom Wirbel nach vorn zu kämmen, und keine der ihm vom Senat und römischen Volk erwiesenen Ehren war ihm lieber als das Recht, immer einen Lorbeerkranz tragen zu dürfen. Seine Schwelgerei hat Sueton gut gekennzeichnet, wenn er berichtet, die Soldaten hätten geschrien: „Bürger verwahrt eure Frauen gut, denn

mit uns kommt ein kahlköpfiger Ehebrecher!“ Es ist bekannt, daß seine Schamlosigkeit auch vor Nikomedes nicht halt machte, abgesehen von den vielen Königinnen, die er besessen hat, und seinen zahlreichen Weibern. Caligula hatte ebenfalls nur wenig Haare und am Wirbel gar keine; daher war es verboten und strafbar, eine Ziege bei ihrem Namen zu rufen, wenn er vorüberging. Seine Blutschande mit den eigenen Schwestern ist bei Sueton verzeichnet, der auch erzählt, er habe viele Männer geliebt, schamlos gegen sich selbst und andere. Auch Otho war kahl, was er durch eine kleine Pelzkappe zu verbergen suchte. Er war der beste Freund Neros, da er den gleichen Charakter hatte wie er und mit ihm Unzucht trieb. Ferner zierte den Flavius Domitianus eine Glatze, was ihm so unangenehm war, daß er es auf sich bezog, wenn man einen anderen in Scherz oder Streit damit ärgerte, obwohl er in einem Büchlein über die Haarpflege, das er einem Freunde schrieb, sich und ihn zugleich zu trösten suchte. Er war sehr wollüstig und nannte die Ausdauer im Beischlaf, als ob er eine Art Leibesübung sei, den Bettkampf. Er badete mit den gemeinsten Dirnen und verführte die Tochter seines Bruders. Aurelius Sextus schreibt, er sei vor Wollust toll gewesen. Sergius Galba hatte eine große Glatze. Er war der Männerliebe zugetan und bevorzugte liederliche, rauhe Menschen. Den Icelus, der ihm die Botschaft von Neros Tod brachte, küßte er offen und nahm ihn auf der Stelle mit sich.

Dichte Haare:

Auf Wildheit deuten nach Polemon rauhe, nach Adamantius dichte Haare, wie sie etwa bei wilden Tieren vorkommen. Albertus meint, wer in der Jugend auffallend viel dichtes Haar habe, werde später wahnsinnig. Die Ärzte sagen, starker, dichter Haarwuchs deute auf überflüssige Hitze, die viele Dämpfe aufsteigen lasse. Demgemäß berichtet Hali Abbas²⁷⁾, daß in der Blüte der Jugend mehr Haare

wüchsen und bei den Männern mehr als bei den Weibern. Ich habe alle Leute mit dichtem Haarwuchs, die ich sah, als ungeschickt und bäurisch befunden. Plutarch bemerkt, Lysander habe dichte Haare gehabt.

Mittelmäßiger Haarwuchs:

Leute mit mittelstarkem Haarwuchs haben nach Polemon und Adamantius eine löbliche Natur.

Weiche Haare:

Fig. 10

Aristoteles schreibt an Alexander: Glatte, weiche Haupthaare deuten auf Sanftmut und Kälte des Gehirns; und weiter in seinen „Physiognomika“: Wer weiche Haare hat, ist furchtsam, weil alle Tiere mit weichen Haaren, z. B. Hirsch, Hase und Schaf, furchtsam sind. Ebenso sind die Vögel mit weichen Federn furchtsam, z. B. die Wachteln. Dasselbe ist bei den Menschen der Fall. Die südlichen Völker sind furchtsam und haben weiche Haare. Geßner übersetzt den Aristoteles falsch, wenn er die Wachteln harte Federn haben läßt, entgegen der Ansicht des Aristoteles, der dem Hahn harte Federn, der Wachtel aber weiche zuspricht. Nach Polemon und Adamantius bezeichnen sehr weiche Haare ein weibisches Gemüt und Furchtsamkeit. Die natürliche Ursache der Weichlichkeit der Haare sind Kälte und Feuchtigkeit, wie Luft und Wasser die weichsten Elemente sind. Die Kaninchen sind die furchtsamsten Tiere und haben die weichsten Haare. Catull sagt von dem Lüstling Tullus, seine Haare seien weicher als die eines Kaninchens.

Harte Haare:

Aristoteles schreibt in seinen „Physiognomika“: Harte Haare finden sich bei starken Menschen, wie man von den Vierfüßlern, Vögeln und verschiedenen Rassen ableiten kann. Löwe und Wildschwein sind die stärksten Tiere und haben die härtesten Haare. Ebenso sind die Vögel mit harten Federn

stark, z. B. die Hähne. Die im Norden wohnenden Völker haben harte Haare und sind stark. Nach Polemon und Adamantius sind sehr harte Haare kein gutes Zeichen, sie deuten auf einen bäuerischen Charakter. Beide schildern starke Leute als harthaarig. Rhases meint: Wer harte Haare hat, ist stark. Die Jagdhunde haben harte Haare und sind sehr kräftig. Der natürliche Grund für diese Härte der Haare ist das Vorwiegen von Hitze und Trockenheit, und zwar der erdigen Trockenheit, da die Erde das härteste Element ist. Starke Leute haben eine hitzige und trockene Natur: hitzig, um etwas ausstehen zu können, trocken, um Ausdauer zu haben. Juvenal sagt dazu: „Rauhe Glieder und Arme, mit harten Haaren bedeckt, verraten die trutzige Seele.“

Haare mittlerer Härte:

Polemon und Adamantius erwähnen außer den harten und weichen Haaren noch eine mittlere Art, die sie für die beste halten. Auch Aristoteles eignet der Gestalt des Scharfsinnigen mittelharte Haare zu.

Fig. 9 *Haare, die von der Stirn zur Nase wachsen:*

Der griechische Text des Aristoteles lautet in einer alten Uebersetzung: Wem der Teil der Stirn, der vor dem Haupt ist, erhoben ist, ist freisinnig und den Löwen vergleichbar. Was man unter diesen Worten zu verstehen hat, weiß man nicht. Aristoteles redet an der Stelle von den Haupthaaren, nicht von der Stirnhaut oder einem anderen Kopfteil. Daher scheint mir die Uebersetzung sehr unvollkommen zu sein. Der Philosoph Suesanus bemüht sich vergeblich, diese Stelle zu übersetzen. Selbst Geßner, der im Lateinischen und Griechischen so gut Bescheid weiß, kann sich nicht helfen. Aus verschiedenen Gründen würde ich hier so übersetzen: Wem der Teil der Stirn, der vor dem Haupte ist, von Haaren rauh ist, der ist freisinnig und den Löwen vergleichbar. Bei Pole-

mon und Adamantius lesen wir: Wenn das Haar über die Stirn zur Nase hin wächst, so ist das ein Zeichen der Großmut und höchsten Tugend. Albertus sagt: Wenn die gerade Grenzlinie des Haarbodens sich zur Stirn hinabzieht, ist der betreffende Mensch beherzt und mitleidig.

Haare, die nach oben und rückwärts wachsen:

Aristoteles beschreibt die Sanftmütigen mit einer nach oben gedrängten Haarkrone. Polemon und Adamantius sagen, bei solchen Leuten wachsen die Haare nach oben und rückwärts, was sie wohl von den Merkmalen des Gegensatzes ableiten. Albertus meint: Nach oben hin wachsende Haare deuten auf Nichtsnutzigkeit und wenig Verstand. Wenn die gerade Grenzlinie des Haarwuchses sich an der Stirn nach oben verschiebt, so ist das ein Zeichen, daß der betreffende Mensch hitzig ist, leicht kahl wird und geringen Verstand hat.

Haare, die in den Nacken wachsen:

Albertus schreibt: Wenn die hintere Grenzlinie des Haarwuchses zum Nacken hinabläuft, so deutet das auf Leichtsinn, Torheit und Schwelgerei.

Haare, die den Nacken freilassen:

Ferner sagt er: Wenn diese hintere Grenzlinie sich vom Nacken nach oben verschiebt, so ist das ein Zeichen für Verweichlichung, Furchtsamkeit, Trägheit und Jähzorn.

Auf die Stirn herabhängende Haare:

Bei Albertus finden wir auch folgende Stelle: Stark herabgebogene und in die Stirn hängende Haare bezeichnen ein wildes Gemüt und können mit den Haaren der Bären verglichen werden.

Lange Haare:

Endlich führen wir noch einige Zeichen an, die für den Charakter aufschlußreich sind, obwohl sie

nicht zur Sache zu gehören scheinen. Die Alten ließen gewöhnlich ihr Haar lang wachsen. Lykurg soll die Bürger angehalten haben, die Haare wachsen zu lassen, da das die Schönen noch reizvoller, die Häßlichen noch abschreckender und furchtbarer mache. Charilaus antwortete auf die Frage, warum er sich die Haare nicht schnitte, weil lange Haare die schönste und billigste Zierde seien. Silius Italicus lobt Scipio mit folgendem Vers: „... Ueber der edlen Stirn hat er lange, wallende Haare“. Aristoteles sagt in seiner „Redekunst“, langes Haar sei ein Zeichen der Freiheit. Mit anderen alten Gebräuchen ist auch diese Haartracht abgeschafft und gilt als schimpflich und weibisch, da nur die Stutzer ihr Haar noch stellenweise und treppenförmig wachsen lassen. Von Martial muß sich jemand schelten lassen, der sein Haar in Löckchen kräuselte: „Eins seiner vielen, zierlichen Löckchen, das lose geheftet, hatte sich ständig gelöst und machte ihm großen Verdruß“. Aehnlich sagt Seneca: Wie entrüsten sie sich, wenn ihre Mähne in Unordnung gerät und nicht in ordentlichen Löckchen liegt! Müßiggänger sind sie und teilen ihre ganze Zeit zwischen Spiegel und Kamm. Solche Possen und künstlichen Empfehlungen zieren nicht den Körper, wie sie glauben, aber sie verraten ihren Geist. Daher stammt auch das Sprichwort, das wir von Sinesius haben: Nur ein Lüstling hat lange Haare. Als Philipp von Mazedonien einen Freund des Antipater zum Richter gewählt hatte, und merkte, daß er Bart und Haare gefärbt hatte, setzte er ihn wieder ab und sagte: Wer schon falsche Haare hat, wie wird der erst in seinen Pflichten sein!

3. Die Haarfarbe.

Einige Physiologen leiten die Haarfarbe aller Lebewesen von der Hautfarbe ab: wie denn meistens Weißhaarige eine helle, Schwarzhaarige eine dunkle, Gescheckthaarige eine gesprenkelte Haut

haben. Andererseits gibt es aber auch schwarzhaarige Menschen mit heller Haut, was daher kommt, daß der Mensch von allen Tieren die verhältnismäßig zarteste Haut hat. Polemon und Adamantius erinnern daran, daß eine Deutung nach der Haarfarbe mit großen Fehlerquellen zu rechnen habe.

Schwarze Haare:

Polemon und Adamantius deuten schwarze Haare auf Furchtsamkeit und Schalkhaftigkeit. Die Bewohner heißer Länder, z. B. die Aethiopier, haben schwarze Haare und sind furchtsam und schalkhaft. Von der Natur furchtsam ist, wer blutlos und kalt ist. Die Bewohner heißer Länder erkalten leicht, da ihre Hitze leicht aus den Poren ihres zarten, erschlafften Leibes entweichen kann, wie Aristoteles in seinen „Problemen“ betont. Sie sind aber verständiger als die Bewohner kalter Gegenden, und zwar aus demselben Grunde, aus dem auch Greise verständiger sind als Jünglinge: sie sind nämlich gelöst und kalt, da sie an heißen Orten wohnen. Die Furchtsamen gehen einer Sache mehr auf den Grund als die Zutraulichen und können daher auch mehr entdecken. Galen gibt im zweiten Abschnitt seines Buches „Von den Temperamenten“ an, schwarze Haare entstünden aus den von der Hitze entzündeten Dämpfen, die Ausscheidungen verwandelten sich in Ruß, wie auch das Blut und dergleichen durch Entzündung schwarz würde. Avicenna leitet die Schwärze der Haare von der Hitze ab; aus der entzündeten Feuchtigkeit entstehe ein schwärzlicher Dampf, der seine Beschaffenheit den Haaren mitteile. Gegen Galen und Avicenna wendet sich Aristoteles in seinem Buch „Von den Farben“: Manche Hunde und Ziegen sind schon bei der Geburt schwarz, obwohl sie dann noch keine verbrannte Nahrung in sich haben, und je mehr sie vor Alter austrocknen, desto mehr verlieren sie die schwarze Farbe, was doch nicht der Fall sein könnte, wenn mit zu-

nehmender Hitze und Trockenheit auch die schwarze Farbe zunähme. Außerdem müßte man sonst in der Jugend, wo die Hitze noch mäßig ist, grau werden. Ferner schreibt er im dritten Abschnitt seiner „Tiergeschichten“: Das Blut der Greise und Weiber ist dunkel, aber nicht etwa, weil es entzündet ist. Die Haare werden schwarz, wenn die Feuchtigkeit bei der Entstehung der Haare gleichsam veraltet, durch die Zeit verdirbt und wegen ihrer Menge dunkel wird.

Dunkle Haare:

Nach Averroes zeigt dunkelbraune Haarfarbe das Ueberwiegen der schwarzen Galle an, weswegen Leute mit solchen Haaren cholerisch und melancholisch sind. Nach Albertus deuten dichte, dunkle Haare auf einen ungestümen Sinn, ähnlich den Schweinen und wilden Ebern, auf Ungebärdigkeit und Wildheit. Der Phrygier Dares erzählt, Ajax der Telemonier habe schwärzliches Haar gehabt und sich selbst das Leben genommen; bei Aristoteles lesen wir, er sei sehr melancholisch gewesen.

Gerade, schwarze Haare:

Aristoteles stellt den mürrischen Menschen mit geraden, schwarzen Haaren dar. Polemon zitiert seine Worte und sagt: Gerade, schwarze Haare zeigen Hitze des Gehirns an, verbunden mit Melancholie.

Gerade, schwarze, dichte Haare:

Einem Schwelger eignet Aristoteles gerade, schwarze, dichte Haare zu. Polemon redet nur von geraden, dichten Haaren, das Wörtchen schwarz ist wohl fälschlich im Laufe der Zeit aus seinem Text entfernt worden. Diese Zeichen des Haares können auf eine vollblütige Natur mit viel melancholischer Feuchtigkeit bezogen werden, eine Mischung, die zu Geilheit führt.

Haare, die nicht schwarz und nicht hart sind:

Aristoteles beschreibt in seinen „Physiognomonika“ den Verständigen mit Haaren, die weder sehr hart noch ganz schwarz sind. An Alexander schreibt er: Schwarze Haare deuten auf einen geraden und gerechtigkeitsliebenden Sinn. Nach Rhases kommt die Härte von der Trockenheit, die schwarze Farbe von der Entzündung, woraus Zügellosigkeit entsteht, die dem Verstand hinderlich ist.

Gelbliche Haare:

Nach Polemon und Adamantius deuten gelbliche Haare auf einen vortrefflichen, leichten, feinen und kunstfertigen Geist. Aristoteles schreibt an Alexander: Die zwischen der roten und schwarzen stehende Farbe zeigt an, daß der Betreffende friedliebend ist. Albertus zitiert aus Polemon: Zarte schwärzliche oder gelbliche Haare deuten auf guten Charakter und gute Leibesbeschaffenheit. Menelaus wird von Homer gelbhaarig genannt und nicht grimmig, sondern zart und mild und ein sanfter Krieger. Gelbe Haare hatten Castor und Pollux und Helena. Polyxena hatte lange, gelbe Haare und ein einfaches, freigebiges und opferwilliges Herz. Brisëis hatte weiche, gelbe Haare und wird von Homer als nicht sehr kriegerisch dargestellt. Bei Ovid wirft die Helena dem Paris vor: „Nur zu der Liebe Spiel ist dein schöner Körper geeignet, andre laß führen den Krieg, du pflege der Buhlschaft nur!“ Augustus hatte leicht gewelltes, gelbliches Haar und war sanft und tugendreich. Domitius Nero nannte die Haare seiner Frau Poppaea bernstein- oder honigfarben. Soliman, Selims Sohn, hatte gelbliches Haupt- und Barthaar und war ein gerechter, kluger Philosoph. Eben solche Haare hatte der österreichische König Philipp, der klüger, gerechter, mutiger und gütiger war als alle Könige vor ihm.

Weißgelbe Haare:

Nach Polemon sind weißlichgelbe Haare, wie sie die Skythen haben, ein Zeichen des rohen, boshaften bäurischen Menschen. Adamantius bringt die Haare der Skythen und Kelten mit Unerfahrenheit, Ungeschicklichkeit und Roheit in Verbindung. Aristoteles schreibt in den „Problemen“: Rohen Charakter und rohes Aussehen haben die Bewohner allzu heißer oder -kalter Länder, und ein gutes Klima ist nicht nur dem Körper, sondern auch dem Geist des Menschen zuträglich. Jedes Übermaß verdirbt die Zusammensetzung von Körper und Geist. Avicenna sagt: Goldgelbe Haare mit einem Stich ins Weißliche beweisen, daß die Kälte etwas geringer ist als die Hitze. Nach Albertus sind Leute mit dichtem, weißgelbem Haar, z. B. die nordischen Völker, ungelehrig und wild. Nero hatte solche Haare und einen entsprechend rohen und wilden Charakter.

Gelbe Haare:

Aristoteles sagt von der Farbe der Haare: Die gelbe Farbe hält die Mitte und steht zur Stärke in Beziehung. Wer gelbe Haare hat, ist stark und den Löwen vergleichbar. Von den Ärzten wissen wir, daß die schwarze Farbe von der Hitze, die weiße Farbe von der Kälte stammt. In der Mitte stehen die zitronengelbe und die rote Farbe, die gleicherweise brennende Hitze und Kälte in sich vereinigen. Galen und Avicenna verbinden mit gelben und rötlichen Haaren eine gute Körperbeschaffenheit. Aristoteles meint, gelbe Haare entstünden bei schneller Austrocknung der Feuchtigkeit, wenn etwas Feuchtigkeit in den Haaren zurückbliebe. Das Troglodytische Rind hat eine gelbe Farbe, wie bei Oppianus zu lesen ist, und gilt als vortrefflich, da es die Kraft des Löwen, die Stärke des Stieres und die Schnelligkeit des Pferdes besitzt. Die Engländer haben nach Oppianus gelbe Haare und sind sehr streitlustig.

Goldfarbene Haare:

Zwischen der weißlichen Farbe, die die Sanftmut kennzeichnet, und der rötlichgelben, die Zorn andeutet, steht die von beiden verschiedene goldgelbe Farbe, die von Apulejus folgendermaßen beschrieben wird: Goldgelbe Haare haben die Farbe des Honigs. Die Dichter nennen die Minerva mit ihrem hellen Verstande und ihrer kriegerischen Kraft gelb. Goldgelbe Haare hatte Alphonsus Laeva, der beherzt, unerschrocken, sanft und gebildet war, gleich geschickt in Waffen und freien Künsten, sodaß schwer zu entscheiden ist, wozu er mehr neigte. In der Ruhe betrieb er aufs eifrigste seine Studien, erhob sich Kriegsgeschrei, war er allen an Eifer, Umsicht und Großherzigkeit voran.

Rotgelbe Haare:

Die rötlichgelben Haare deuten auf eine minder heiße Körpermischung als die schwarzen Haare. Die rote Farbe ist der schwarzen verwandt. Homer erzählt, Achilles habe solche Haare gehabt. Sie sind ein Zeichen für Hitze und Jähzorn, da bei ihren Trägern die gelbe Galle vorherrscht.

Feuerrote Haare:

Aristoteles schreibt dem Alexander: Rote Haare sind ein Zeichen für Torheit, Jähzorn und Hinterlist. Wahrscheinlich hatte Typhon diese Haarfarbe. Daher stürzten die Koptiten in Ägypten einen Esel in die Tiefe und schmähten rothaarige Leute zur Schande Typhons, der rothaarig und einem Esel gleich gewesen sein soll. Die Busriten und Lykopoliten verboten, Posaune zu blasen, da ihr Klang dem Eselsgeschrei gleich sei. Sie hielten den Esel für ein unreines und besessenes Tier, weil er an Farbe, Dummheit und Schlechtigkeit dem Typhon ähnlich sei. Nach Plutarch gelten bei den Physiognomikern rothaarige Leute für boshaft wie die Füchse. Polemon und

Adamantius schreiben: Haare, rot wie Granatäpfel können nichts Gutes bedeuten; meistens zeigen sie eine Neigung zu tierischen Gewohnheiten an und, wie Adamantius hinzufügt, zu Unverschämtheit und Gewinnsucht. Menschen mit solchen Haaren sind arg und hinterlistig wie ein Fuchs. Die Ärzte haben gefunden, daß rote Haare schneller grau werden als schwarze. Die Röte ist gleichsam eine Schwäche der Haare; denn schwach ist, was schnell alt wird. Aristoteles leitet die rote Farbe der Haare von der Austrocknung der Feuchtigkeit ab. Die Köpfe mancher Kinder seien von Anfang an rot wegen der kargen Nahrung, wie man denn sehe, daß solche Kinder schwach und dünn sind. Ähnlich seien die Haare an Scham und Kinn im Anfang, wenn sie hervorsprießen, rötlich wegen des Mangels an Feuchtigkeit; bei reichlicherer örtlicher Nahrungszufuhr würden sie schwarz. Ebenso seien lange Haare am Wurzelende schwärzer, an der Spitze gelber, z. B. bei den Schafen, den Pferden und den Menschen, und zwar, weil nur wenig Nahrung bis zur Spitze komme und dort schnell vertrockne. Gleichfalls sind die Federn nah am Körper schwärzer, nach den äußeren Enden zu gelber. Alle Haare ändern sich mit ihrem Wachstum und werden rötlich, weil ihre Nahrung spärlich wird und vertrocknet. Plautus läßt in einer seiner Komödien den Leonidas rot haarig sein wie einen boshaften, hinterlistigen und gewinnsüchtigen Menschen.

Rötliche Haare:

Aristoteles beschreibt die Gestalt des Jähzornigen mit roten Haaren, was Polemon nach ihm zitiert. Auch der Geizhals hat nach Polemon und Adamantius eine rötliche Haarfarbe.

Weißer Haare:

Avicenna und Averroes schreiben: Weißes Haar deutet auf kalte Körpermischung und Furcht-

samkeit. Aristoteles leitet die weiße Farbe der Haare davon ab, daß die ihr bißchen natürliche Wärme zurücklassende Feuchtigkeit, die sie bei ihrer Entstehung besitzen, austrocknet und als Nahrung verbraucht wird. Wenn der Mensch die natürliche Wärme zugleich mit der Feuchtigkeit verliert, wird er dunkel und schwärzlich, wie aus dem achten Abschnitt der „Probleme“ zu sehen ist. Natürlich heißt diese Wärme zum Unterschied von der Wärme eines besonderen Zustandes, z. B. der Flechte oder des Greisenalters, wie Aristoteles im fünften Abschnitt seiner „Entstehung der Tiere“ auseinandersetzt. Ferner entstehen weiße Haare an den Stellen, die durch Geschwüre oder Geschwülste oder durch das Sitzen geschädigt sind, weil dort die Feuchtigkeit, woraus die Haare entstehen, austrocknet, und weil diese Stellen verdorren. Daß eine restlose Austrocknung die Ursache der weißen Farbe ist, zeigt die Asche, die von der Hitze weiß wird. Am frühesten ergrauen die Schläfen der Menschen wegen der geringen Menge Feuchtigkeit, die schnell verdirbt und verbraucht wird. So ist es an allen schwachen und gebrechlichen Stellen wegen der ungenügenden Wärme und Feuchtigkeit, weswegen manche Kinder gleich bei der Geburt weiße Haare und Augenbrauen haben wie die Greise. Die meisten weißen Tiere sind schwächer als die schwarzen, denn vor Beendigung ihres Wachstums werden sie infolge der unzureichenden Nahrung dürr und weiß. Manche Menschen werden schon in der Jugend oder gleich nach der Geburt grau und ähneln auch im Charakter den Greisen. Sokrates hatte weißes Haar, wie Sidonius Apollinaris an Faustus schreibt, und Strabo erzählt, Tarquinius sei schon als Kind grau geworden und habe sich durch so hohe Weisheit ausgezeichnet, daß man sagte, er sei von Jugend auf ehrwürdig gewesen. Auch Numa soll nach Servius von Kindesbeinen an grau gewesen sein.

4. Die Stirn.

Zum Antlitz des Menschen gehört alles, was unterhalb des Schädels liegt. Die Stirn ist der Teil des Gesichtes, der unter dem Vorderhaupt, zwischen ihm und den Augen liegt und nach den Seiten bis zu den Schläfen reicht, wie Aristoteles in seinem Buch „Über die Tiere“ schreibt. An ihr kann man viele seelische Krankheiten ablesen. Nach Plinius verrät sie Traurigkeit, Heiterkeit, Sanftmut und Sorglosigkeit. Früher war sie der Schamhaftigkeit heilig; deswegen sagte man sprichwörtlich von dem Schamlosen, er habe seine Stirn entblößt, als habe er mit der Hand die Schamhaftigkeit aus dem Gesicht gestrichen. Manche Leute, die man Metoposkopen²⁹⁾ nennt, weissagen aus gewissen Zeichen dieses Körperteils, nach meiner Ansicht nicht mit zwingender Sicherheit, sondern mehr nach Willkür und Neigung.

Fig. 14

Die große Stirn:

Bei Aristoteles und Galen steht: Auf einer großen Stirn sitzt die Trägheit. Trogus hatte dieselbe Ansicht, wie Plinius irgendwo abfällig bemerkt. In seinen „Physiognomonika“ schreibt Aristoteles: Einer großen Stirn entsprechen Trägheit und Furchtsamkeit, wie es bei den Ochsen der Fall ist. Bei Polemon ist eine große Stirn meistens für Faulheit kennzeichnend. Adamantius setzt nicht große, sondern flache Stirn. Sein Text, der dem Aristoteles und allen anderen Autoren widerspricht, wird wohl verfälscht sein. Rhases, Albertus, Conciliator und andere schließen sich der Ansicht des Aristoteles an. Nach dem Philosophen Meletius sind Leute mit übermäßig großen Stirnen eines langsamen und geringen Verstandes, und zwar wegen der großen Stoffmenge, die sich nicht leicht lenken läßt, und ferner, weil dann der Vorderteil des Gehirns viel Phlegma enthält, das den Geist schwächt und ablenkt. Je weniger umgrenzt und straff eine Kraft ist, desto schwächer ist sie.

Die große, fleischige, glatte Stirn:

Aristoteles gibt dem Jähzornigen eine große, fleischige, glatte Stirn. Nach Polemon und Adamantius jedoch hat er eine kleine, fleischige, glatte Stirn.

Die kleine Stirn:

Aristoteles meint, Menschen mit kleiner Stirn seien beweglich, was von Galen und Plinius übernommen wird. Besser würde man diese Eigenschaft den sehr kleinen Stirnen zuschreiben. Rhases nennt Leute mit kleiner Stirn dumm, weil eine kleine Stirn nur kleine Gehirnkammern bergen kann und die eng umgrenzten Gedanken immer hin und her getrieben und zurückgeworfen werden.

Die breite Stirn:

Fig. 16

Nach Aristoteles bezeichnet die breite Stirn einen leichtbeweglichen Verstand (auch Galen und Plinius sind dieser Ansicht), und zwar versteht er unter der Breite der Stirn ihre Ausdehnung von den Haarwurzeln bis zu den Augenbrauen. Meletius hält die in die Breite gezogene Stirn für ein Merkmal der Dummheit. Albertus und Conciliator schließen sich dieser Ansicht an. Avicenna sagt: Eine breite, große Stirn läßt auf Torheit schließen. Sueton erwähnt, C. Caligula habe eine breite Stirn gehabt: daher war er geistig schwach und hatte neben manchen anderen Fehlern oft Wutanfälle.

Die schmale Stirn:

Fig. 16

In den „Physiognomonika“ schreibt Aristoteles: Menschen mit kleiner Stirn, wie sie ähnlich die Schweine haben, sind unerfahren. Mit kleiner Stirn meint er hier wohl schmale Stirn, denn die Schweine haben schmale, nicht aber kleine Stirnen. Polemon und Adamantius bestätigen meine Ansicht, indem sie sagen: Schmale Stirnen sind ein deutliches Zeichen für Unerfahrenheit. Conciliator

schreibt: Eine kleine und schmale Stirn deutet auf Dummheit, Ungelehrigkeit, Unruhe und Unsauberkeit und gleicht der Stirn der Schweine. Ebenso Albertus.

Fig. 7

Die lange Stirn:

Nach Polemon und Adamantius haben gelehrsame Leute mit guten Sinnen eine der Länge nach ausgedehnte Stirn. Albertus deutet aus ihr starke und gelehrige Sinne. Unter Länge ist die Ausdehnung von einem Ohr bis zum anderen zu verstehen, die oft fälschlich als Breite bezeichnet wird. Plutarch schreibt dem Plato eine solche Stirn zu, und unter Berufung auf Diogenes meint Neanthes, er sei nach dem Aussehen seiner Stirn Plato genannt worden. In neuerer Zeit hatte Dante Alighieri solche Stirn.

Fig. 9

Die viereckige Stirn:

Sie hält gleichsam die Mitte zwischen den anderen Stirnformen. Nach Aristoteles ist eine viereckige, im Verhältnis zum Gesicht mittelgroße Stirn wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Stirn des Löwen ein Zeichen der Großmut. Den Löwen beschreibt er mit mittlerer, viereckiger, etwas hohler Stirn. Polemon und Adamantius schreiben: Eine viereckige Stirn, die das richtige Verhältnis zum übrigen Körper hat, ist ein deutliches Merkmal der Kraft, Klugheit und Großmut. Der Philosoph Meletius nennt Leute mit kleiner, mäßig großer Stirn scharfsinnig, wobei unter kleiner, mäßig großer Stirn eine mittelgroße Stirn zu verstehen ist. Nach Albertus deutet eine viereckige, mittelgroße, dem Kopf und dem Gesicht angemessene Stirn auf viel Tugend, Weisheit und Großmut.

Die runde Stirn:

In den „Tiergeschichten“ des Aristoteles steht, die runde Stirn deute auf Zornmut, was Galen mit denselben Worten wiederholt. Plinius, der alles ohne Nachdenken von anderen abschreibt, sagt: Wer eine runde, gleichsam angeschwollene Stirn

hat, ist jähzornig. Hieraus ersieht man, daß er den Sinn der Stelle bei Aristoteles, den er so oft verspottet, nicht verstanden hat. Denn Aristoteles meinte mit einer runden Stirn nicht, wie Plinius glaubte, eine höckerige und hohe, sondern eine gleichmäßig abgerundete, wie wir gleich sehen werden. Meletius, der den Text des Aristoteles weitläufig auslegt, sagt nämlich: Wer eine kreisrunde, abgezielte Stirn hat, ist zornig und kleinmütig; und wenn man weiter seine folgenden Worte liest, sieht man, daß Plinius sich vollständig irrte. Nach Albertus deutet eine runde Stirn auf Jähzorn.

Die runde, gewölbte Stirn:

Fig. 17

Menschen mit runder Stirn sind dumm, an Verstand den Eseln gleich, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Wenn man die Stirn des Esels genau betrachtet, wird man sie hochgewölbt finden: wäre es anders, würde sich Aristoteles in den „Tiergeschichten“ und den „Physiognomonika“ selbst widersprechen. Einem rohen Menschen schreibt er eine runde, große, fleischige Stirn zu. Polemon und Adamantius, sehr gute Kenner dieser Wissenschaft, sagen, um jeden Irrtum zu vermeiden, klar und deutlich: Höckerige, hohe, runde Stirnen eignen dummen und unklugen Menschen. Auch einen rohen Menschen stellen sie mit runder Stirn dar. Nach Albertus und Conciliator haben dumme Menschen krumme, hohe, rundgewölbte Stirnen.

Die eingedrückte Stirn:

Nach Polemon ist eine eingedrückte Stirn nicht erfreulich. Adamantius sagt deutlicher: Eine tief eingedrückte Stirn kann man nicht loben, denn sie kennzeichnet den weibischen Mann.

Die nicht ganz flache Stirn:

Fig. 7

Nicht ganz flache Stirnen, ähnlich wie die der Hunde, deuten nach Aristoteles auf Scharfsinn. Geßner übersetzt den griechischen Text falsch:

Leute mit einer kleinen, breiten Stirn, wie sie die Hunde haben, sind töricht. Bei Aristoteles fehlt das Wort breit, das Geßner selbst hinzufügte, und ferner sind die Hunde nicht dumm. Daher scheint mir die alte Übersetzung besser zu sein.

Die rauhe Stirn mit Gruben und Höckern:

Gute Menschen haben nach Polemon keine rauhe Stirn. Eine Stirn mit Gruben und Höckern kennzeichnet den alten Fuchs und treulosen Mann und, wenn noch andere Merkmale hinzukommen, den von Wut oder Irrsinn Besessenen. Adamantius hat an der rauhen Stirn mit Gruben und Höckern keine Freude, sondern nimmt sie als Zeichen von Verschlagenheit oder Untreue und bisweilen auch von Torheit und Wahnsinn. Polemon eignet albernen und unredlichen Menschen eine harte, rauhe Stirn zu. Albertus schreibt: Stirnen mit rauher Haut und Gruben und Höckern deuten auf geistige Unebenheit, die später in Torheit und Wahnsinn umschlagen kann.

Fig. 18

Die runzlige Stirn:

Nach dem Stirnknochen besprechen wir die Stirnhaut, zuerst die runzelige. Die runzelige Stirn heißt im Lateinischen *Frons caperata*, und zwar wird sie nach den rauhen Hörnern der Ziege (*caper*) genannt, denen sie ähnlich ist. Menschen mit solchen Stirnen sind nachdenklich, wie Polemon und Adamantius lehren, die auch die Traurigkeit mit gerunzelter Stirn darstellen. Bei Aristoteles lesen wir dasselbe, nur schreibt er statt runzlicher Stirn runzliges Gesicht. Wer nachdenkt, zieht die Stirn in Falten, und wer eine gefurchte Stirn hat, denkt angeblich über große Dinge nach oder ist melancholisch und gewohnt, an Wichtiges zu denken. Andere fassen solche Stirnen als Zeichen strengen Ernstes auf. Plautus schreibt an einer Stelle: Was hat es auf sich, daß seine Stirn sich so ernsthaft faltet?

Die Stirn, deren Runzeln sich in der Mitte nach unten biegen:

Solche Stirnen sind nach Rhases ein Zeichen der Zornmütigkeit. Das lehrt der tägliche Augenschein. Wer einem anderen zürnt und droht, legt seine Stirn in Falten, die sich in der Mitte nach unten durchbiegen. Albertus schreibt: Menschen, deren Stirn sich in der Mitte zusammenzieht und gleichsam faltig eingeschnürt wird, sind zornig.

Die Stirn, deren Runzeln sich nach oben ziehen:

Nach oben laufende Runzeln scheinen mir ein Zeichen der Verwunderung zu sein. Denn wenn wir uns über etwas wundern, pflegen wir die Stirn zu runzeln und mit den Augenbrauen nach oben zu ziehen.

Die entspannte Stirn:

Solche Stirnen haben nach Polemon und Adamantius sorglose Menschen. Conciliator sagt: Geplättete Stirnen kennzeichnen die Betrüger, wofür er als Beispiel die Bononier anführt. Sidonius Apollinaris schreibt an Faustus, solch eine entspannte Stirn habe Epikur gehabt, der lässig, ohne Störungen, angenehm und in Freuden lebte.

Die glatte Stirn:

Eine Stirn ohne Runzeln kennzeichnet nach Rhases einen zänkischen Menschen, den man wohl den Hunden vergleichen könnte, die glatte Stirnen haben. Die Glätte der Stirn läßt sich aus der Trockenheit ableiten, unter der die Streitsüchtigen zu leiden haben, wie aus den Büchern der Ärzte zu sehen ist.

Die gerade, magere, mittelgroße Stirn, die weder rauh noch ganz glatt ist:

Eine solche Stirn hat nach Aristoteles die Mannhaftigkeit. Die entsprechende Stelle seines Textes ist von den Übersetzern meistens verfälscht worden.

Die heitere Stirn:

Menschen mit heiter dargebotener Stirn werden für Schmeichler gehalten oder sollen später Schmeichler werden. Dies Zeichen ist bei den Hunden offenbar, die beim Schmeicheln die Stirn darbieten. Auch Aristoteles ist dieser Ansicht. Es handelt sich nur um die Haushunde. Albertus zitiert aus Aristoteles: Wer eine lockere, gleichsam lachende Stirnhaut hat, ist zwar höflich, aber nicht ungefährlich, denn in der Öffentlichkeit ist er freundlich, doch hinter deinem Rücken verleumdet er dich.

Die getrübe Stirn:

Wer eine trübe Stirn hat, ist frech und dem Stier oder Löwen vergleichbar, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Bei der Beschreibung der Löwengestalt sagt er unter anderem, die Augenbrauen und die Stelle über der Nasenwurzel an der unteren Stirngrenze seien wie eine trübe Wolke, die Augen würden von einer Hautfalte der Augenbrauen bedeckt. Daher sind die Löwen mit solchem Aussehen stets zornig, und wie von einer Wolke sind ihre Augenbrauen verhüllt. Die Stiere haben immer eine grimmige Stirn. Oppianus sagt, die Jagdhunde, welche Löwen und wilde Tiere anfallen, hätten eine furchterregende Hautfalte über den Augen und eine lockere Stirnhaut wie die Tiger.

Die umzogene, wilde Stirn:

Eine solche Stirn hatte Aktiolinus, der Tyrann von Padua (umzogen heißt hier über den Augen umwölkt, gleichsam erfüllt von den Finsterkeiten einer ungebändigten Natur), der Schrecken und Henker der Menschen, dessen Bild eine Marmorstatue in Venedig gut wiedergibt. Er war schlimmer als alle früheren und zeitgenössischen Tyrannen. Eine breite, grimmige Stirn hatte Selymus, der zehnte Kaiser der Türken; er war ein kühner, äußerst tapferer Krieger voller Geist und Leben.

Herzog Karl von Burgund, der großmütig und kriegslustig war und sich von niemand besiegen ließ, hatte eine strenge und drohende Stirn. Der große Caythbejus, der Sultan von Memphis, hatte eine sehr feine und schlaue Stirn, brachte es, obwohl von niedriger Herkunft, durch seine Kriegskunst zu den höchsten Stellen und wurde sogar zum Sultan gewählt.

*Die zwischen der heiteren und der getrüben
stehende Stirn:*

Eine solche Stirn bezeichnet nach Aristoteles die Mitte zwischen Frechheit und Schmeichelei. Wie die heitere und die trübe Stirn sind auch Schmeichelei und Frechheit Gegensätze. Der griechische Text des Aristoteles ist an dieser Stelle lückenhaft, wir haben ihn ergänzt, so gut wir konnten, teils nach dem Sinn und der Wortfolge, teils nach der lateinischen Übersetzung. Eine solche hervorragende und königliche Stirn hatte Kaiser Franz I. von Frankreich, der als Kriegsmann unermüdlich war und dem niemand an Tapferkeit, Beständigkeit, Aufrichtigkeit, Sanftmut und Gottesfurcht gleichkam; allen war er an Verstand und Gedächtnis voraus.

Die erhobene Stirn:

Sie deutet nach Polemon und Adamantius auf Hartnäckigkeit oder Frechheit. Der Augenschein lehrt, daß freche, hartnäckige Menschen und Tiere die Stirn nach oben strecken, und daß dies schließlich ein bleibendes Zeichen wird.

Die unfreundliche Stirn:

Wer eine finstere Stirn hat, ist verdrießlich. Wer traurig ist, macht eine unfreundliche Stirn. Eine unnatürlich rohe Stirn hatte Christiernus, der König von Dacien, der alle Tiere des eisigen Ozeans — man könnte denken, dieser schreckliche Mensch sei unter Walfischen groß geworden — und

sogar die Menschenfresser und Kannibalen an Unmenschlichkeit und Härte übertraf und sich von Papst und Gott lossagte, um im Blute der Unschuldigen zu waten, alle Altäre zu verwüsten und der Schrecken der Menschheit zu werden.

5. Die Augenbrauen.

Augenbrauen, die nicht geradlinig verlaufen:

Bei mannhaften Leuten, sagen Polemon und Adamantius, sind die Augenbrauen nicht gerade ausgespannt, sondern etwas gekrümmt. Polemon schreibt ferner, die Hautfalte der Augenbrauen, die wir schon oben erwähnten, schließe, wenn sie gekrümmt sei, unbesonnenen Zorn aus. Mahomet II., der Eroberer von Byzanz, hatte drohende, wie ein Bogen gekrümmte Augenbrauen und war sehr kühn, ehrgeizig, ruhmsüchtig, kriegerisch, unüberwindlich und grausam.

Augenbrauen, die sich zur Nase hin ziehen:

Solche Augenbrauen kennzeichnen nach Aristoteles einen wilden, heftigen Menschen. Galen und Plinius sind derselben Ansicht. Meletius schreibt: Menschen, deren Augenbrauen im Bogen zur Nase laufen, sind dumm und töricht. Man nennt diese Augenbrauen gemeinhin finster, und wenn wir grimmig aussehen wollen, ziehen wir die Augenbrauen zur Nase herab. Die Löwen nennen wir grimmig, da sie die grausamsten Augen haben. Plautus stellt seinen Kuppler mit finsternen Augenbrauen dar, denen ein rauher Charakter entspricht.

Augenbrauen, die sich zur Schläfe hin ziehen:

Aristoteles und nach ihm Galen und Plinius deuten derartige Augenbrauen auf Spott und Heuchelei. Meletius schreibt, sie offenbarten Heuchelei und Verrat.

Augenbrauen, die sich zur Nase hin senken und zur Schläfe hin ansteigen: Fig. 16

Sie sind nach Aristoteles kennzeichnend für Torheit. An einer anderen Stelle schreibt er: Wenn die Augenbrauenlinien zu den Schläfen hin verlaufen, kann man auf die Unsauberkeit der Schweine schließen. Polemon und Adamantius sagen: Menschen, deren Augenbrauen sich an der Nase senken und zu den Schläfen hin seitwärts ansteigen, sind an Geist und Gemüt den Schweinen vergleichbar. Bei Albertus finden wir: Wenn sich die Augenbrauenbögen zu den Schläfen oder Wangen hin abbiegen, so deutet das auf Nachlässigkeit und Unordentlichkeit.

Gerade Augenbrauen:

Bei dem Traurigen findet Polemon gerade, Adamantius gebogene Augenbrauenlinien.

Unbewegliche Augenbrauen:

Sie sind nach Polemon und Adamantius den Hermaphroditen eigentümlich.

Gesenkte Augenbrauen:

Sie kennzeichnen bei Galen und Plinius den Neid. Polemon gibt nach Aristoteles der Gestalt des Mißgünstigen zu den Augen gesenkte Brauen. Jovianus Pontanus hatte rauhe, abwärts gezogene Augenbrauen und war ein großer Redner, der sich über einzelne bekannte Leute und auch über die Sitten ganzer Völker und Städte mit schneidender Bitterkeit aussprach.

Zusammengewachsene Augenbrauen:

Sie kennzeichnen nach Aristoteles und Polemon die traurigen Menschen. Adamantius setzt statt zusammengewachsene Augenbrauen dichte Augenbrauen. Ephesius²⁰⁾ hält sie für ein Zeichen von Kummer und Trauer, Albertus von Traurigkeit und wenig Verstand. Brisëis hatte nach dem Phry-

gier Dares zusammengewachsene Augenbrauen und ein einfältiges, frommes, ehrfürchtiges Herz. Ich halte verwachsene, dünne Augenbrauen für ein Zeichen von Sorgfalt und Eifer und habe das bei sehr vielen Menschen nachweisen können. Auch Albertus scheint dieser Ansicht gewesen zu sein, denn er schreibt: Wenn die Augenbrauenbögen sich an der Nase berühren, so deutet das auf Gelassenheit, Genauigkeit und Eifer. Nach Suetons Bericht hatte Octavius Augustus verwachsene Augenbrauen; er war sehr eifrig und ein guter Redner, schrieb viel in Vers und Prosa und verstand sich trefflich auf die griechische Sprache.

Verwachsene, dichte Augenbrauen:

Aristoteles schreibt an Alexander, buschige Augenbrauen wiesen auf mangelnde Redegabe hin. Conciliator meint, die Augenbrauen, die zugleich buschig und zusammengewachsen sind, deuteten auf Ungeschicklichkeit im Reden, Gedankenreichtum und große Traurigkeit. Ephesius hält solche Augenbrauen für ein Zeichen von Gemeinheit, Dieberei, Mord, Betrug und steter Tücke.

Gewundene Augenbrauen:

Verlaufen die Augenbrauenlinien zur Stirn hin, so ist der betreffende Mensch herzhaft, töricht und zornig. Albertus und nach ihm Scotus sagen: Mehrfach gekrümmte Augenbrauen kennzeichnen den stolzen, beherzten, ruhmsüchtigen, kühnen und streitlustigen Mann. Derselben Ansicht ist Conciliator. Solche Augenbrauen hatte z. B. Neoptolemus, der lispelte und mißmutig, gemein und mordlustig war, wie Virgil und andere Schriftsteller erzählen.

Abwärts gebogene Augenbrauen:

Scotus schreibt: Wer sich unter seinen abwärts gekrümmten Augenbrauen zu verbergen sucht, wenn er mit jemand redet oder einen Menschen

ansieht, der ist arglistig, verlogen, falsch, störrig, träge und mundfaul.

Lange Augenbrauen:

Sie bedeuten Anmaßung und Unverschämtheit. Albertus findet große Augenbrauen mit vielen langen Haaren bei harten, nachdenklichen Menschen.

Dünne Augenbrauen:

Augenbrauen mit wenigen oder gar keinen Haaren deuten auf Schwäche und Schlaffheit, sagt Albertus und nach ihm Conciliator.

Augenbrauen mit wenigen langen Haaren:

Aristoteles beschreibt dem Alexander die Augenbrauen sehr genau und sagt unter anderem: Wer Augenbrauen mit wenigen langen Haaren hat, der hat eine gute Auffassungsgabe: wenig Haare, weil dichte Unfähigkeit zum Reden bedeuten, und lange, weil mannhafte Menschen und Löwen solche haben.

6. Die Wimpern.

Die Wimpern sitzen am Rande der Augenlider, und zwar in zwei Reihen, einer unteren und einer oberen.

Ausfallende Wimpern:

Wem die Wimpern ausfallen, der ist ebenso wie der Kahlköpfige geil und unkeusch, sagt Aristoteles in seinen „Problemen“. Die mit auf die Welt gebrachten Haare, die mit der Zeit nachwachsen, fallen infolge von Ausschweifungen alle aus, und zwar sind das die Haupthaare, die Augenbrauen und Wimpern, die, weil sie ganz oben am Körperende sitzen, wenig Blutzufuhr haben und sich daher durch Unzucht leicht erkälten können. So fallen dann schließlich die Haare an diesen Stellen aus, da sie ihre Nahrung nicht verarbeiten können.

Nach unten gekrümmte Wimpern:

Menschen mit solchen Wimpern sind nach Conciliator von Natur falsch, verschmitzt und töricht.

Feste, schwarze Wimpern:

Sie bedeuten nach Conciliator Vollkommenheit und Standhaftigkeit.

7. Die Schläfen.

Die Schläfen liegen beiderseits an der Stirn und tragen die Ohren.

Fig. 15

Hohle Schläfen:

Menschen mit hohlen Schläfen sind hinterlistig und trotzig. Wie Sueton berichtet, hatte Caligula solche Schläfen und übte sein häßlich aufgeblasenes Gesicht fleißig vor dem Spiegel, daß es noch entsetzlicher aussehe. Seine Grausamkeit trat schon in der Jugend zutage, da er alle Hinrichtungen selbst mit ansehen wollte. Tiberius sagt, er sei für alle ein Verderben und der ganzen Welt ein Teufel. Er brachte alle seine Verwandten und Freunde, die doch nur des Staates Wohl wollten, mit Gift ums Leben, seinen eigenen Bruder räumte er aus dem Wege und zwang seinen Schwiegervater Sillanus, sich selbst mit einem Scheermesser die Kehle durchzuschneiden. Er tötete alle Freunde und Senatoren, zeigte im Schauspiel, bei den Kampfspielen und den Mahlzeiten offen seine Grausamkeit und rief sogar einmal: „Ich wollte, das ganze Volk hätte nur einen Hals!“, damit er es nämlich mit einem Schlage vernichten könne, so unersättlich grausam war seine ungeheure Seele.

Mit geraden Haaren bedeckte Schläfen:

Die den Böcken ähnlichen Schwelger haben nach Aristoteles solche Schläfen. Die starke Behaarung der Schläfen entsteht durch die vielen dort laufenden Blutgefäße und deutet bei besonderer Fülle

auf große Zeugungsfähigkeit. Hippokrates lehrt, von den Schläfen komme der Same, da die Menschen, denen man die Schläfenadern eröffne, unfruchtbar würden. Polemon schreibt an der entsprechenden Textstelle nicht haarige Schläfen, sondern haarige Lippen. Starke, dichte Behaarung an Schläfen und Ohren deutet nach Albertus auf hitzigen, schwelgerischen Sinn; dünne, spärliche auf Kälte und Kraftlosigkeit.

8. Die Ohren.

Von Rechts wegen müßten jetzt die Augen kommen, aber da sie eine sehr genaue Betrachtung erfordern, wollen wir ihnen einen ganzen Abschnitt widmen, nämlich das dritte Buch. Wir fahren bei den Ohren fort, die mit den Augen in einer Linie liegen. Aristoteles beschreibt sie folgendermaßen: Die Ohrmuschel ist der äußere Teil des Ohres, unten sitzt das Ohrläppchen an ihr; das innere Ohr geht in Schneckenwindungen bis in den Knochen. Plinius sagt, an den Ohren könne man die Sinnesart der Pferde und anderer Zugtiere erkennen, die müden hätten schlaffe, die furchtsamen zuckende, die wütenden steife, die kranken hängende Ohren. Die vielen Unterschiede der Ohrformen müssen wir näher betrachten. Cicero erzählt, Menschen mit schlaff herabhängenden Ohren hätten den Beinamen Flaccus gehabt, und so hat nach Plinius ein ganzes Geschlecht diesen Namen bekommen.

Große Ohren:

Fig. 17

Große Ohren, den Eselsohren vergleichbar, zeugen von großer Torheit und von einem guten Gedächtnis, schreibt Aristoteles. Polemon, Adamantius und Albertus halten große, weit abstehende Ohren für ein Zeichen der Dummheit und Torheit. (Albertus fälschlicherweise auch für ein Zeichen von Geschwätzigkeit.) Wenn jemand irgendwie in seiner Arbeit, seinem Benehmen oder

seinen Reden Dummheiten gemacht hat, pflegt man mit vorgestrecktem Zeigefinger und kleinem Finger ein Paar Eselsohren zu machen und dabei zu pfeifen, worauf folgende Stelle bei Persius Bezug nimmt: „Jane, du, dem noch niemand ein Eselsohr gemacht!“ Nach Rhases sind Leute mit großen Ohren dumm und langlebig, denn die Hitze hat bei ihnen ein gutes Verhältnis zur Feuchtigkeit, woraus ja die Langlebigkeit entsteht. Plinius und Aristoteles haben die gleiche Ansicht.

Große, etwas schlaffe Ohren:

Solche Ohren schreiben Polemon und Adamantius den Toren zu. Valla übersetzt hier fälschlich statt schlaffe Ohren winklige Ohren, die aber im Gegenteil den Gelehrten eignen, wie wir weiter unten sehen werden. Comella stellt die Böcke mit großen, schlaffen Ohren dar, und Plinius redet in diesem Zusammenhang von langen, geknickten Ohren. Aristoteles nennt die Ziegen dumm und, wie wir noch sehen werden, auch die Menschen, die eine laute, hohe Stimme haben wie die Ziegen. Ich möchte die dummen Menschen lieber mit den Böcken vergleichen.

Große, aufgerichtete Ohren:

Solche Ohren deuten nach Aristoteles und Galen auf Torheit und Schwatzhaftigkeit. Plinius redet hier nur von großen Ohren und vergißt, wie wir's von ihm gewohnt sind, aufgerichtet dabeizuschreiben. Nach Meletius halten die meisten Autoren die kleinen oder großen, stark aufgerichteten Ohren für ein Zeichen dummer Schwatzhaftigkeit. Auch Conciliator teilt diese Ansicht.

Fig. 22

Sehr kleine Ohren:

Sie bedeuten neben Dummheit auch Räuberei und Schwelgerei, wie Aristoteles dem Alexander mitteilt. An anderer Stelle schreibt er, der Charakter der Menschen mit solchen Ohren sei dem der Affen ähnlich, also schlecht, diebisch und zügel-

los. Dieser Meinung pflichtet Galen bei. Nach Polemon und Adamantius haben boshafte Leute, die man wohl alte Füchse nennt, kleine Ohren.

Kleine, gestreckte Ohren:

Fig. 19

Solche den Hundeohren ähnliche Ohren lassen auf Dummheit schließen. Adamantius schreibt nach Polemon etwas anders: Kleine Ohren, die aussehen, als ob sie beschnitten wären, deuten auf Dummheit. Ich glaube, Polemons Text ist hier verfälscht, da er ungerechterweise die Hunde dumm schimpft, oder er meint nur die gemeinen Wachhunde. Albertus schreibt nach Loxus: Kleine, niedergedrückte Ohren sind ein Zeichen von Dummheit.

Lange, schmale Ohren:

Nur mißgünstige und niedrige Menschen haben nach Polemon solche Ohren. Bei Adamantius fehlt eine entsprechende Stelle, sie ist entweder verlorengegangen oder absichtlich fortgelassen. Auch Albertus und Conciliator halten lange, schmale Ohren für ein Zeichen von Neid.

Runde Ohren:

Allzu runde Ohren bedeuten nach Albertus Ungelehrsamkeit.

Schön gehöhlte Ohren:

Polemon und Adamantius halten sie für ein Zeichen von Gelehrsamkeit.

Ohren, die nicht schön gehöhlt sind:

Runde Ohren ohne schöne Höhlung deuten nach Polemon auf eine gewisse Roheit. Adamantius schreibt nur Ohren ohne schöne Höhlung, wonach Polemons Text zu verbessern ist.

Viereckige, mittelgroße Ohren:

Fig. 21

Mittelgroße, aufgerichtete Ohren sind nach Aristoteles das Zeichen eines sehr guten Charak-

ters, was von Galen bekräftigt wird. In seinen „Physiognomonika“ sagt Aristoteles: Der Augenschein lehrt, daß die besten Hunde mäßig große Ohren haben. Bei Polemon und Adamantius finden wir: Mäßig große, viereckige Ohren deuten auf Mannhaftigkeit und Güte, nach Adamantius und Conciliator auch auf Scharfsinn. Loxus beschreibt als die besten Ohren solche, deren halbkreisförmiger Rand in der Mitte ein wenig zum Zentrum hin eingebogen ist, die mittelgroß sind, richtig am Kopfe sitzen und mäßig behaart sind; daraus gehe hervor, daß sie von gutem Samen gezeugt seien. Albertus zitiert diese Stelle. Nach Sueton hatte Augustus mittelgroße Ohren, einen guten Charakter und ein reiches Gemüt.

Rote Ohren:

Die Scham macht die Ohren rot, sagt Aristoteles in seinen „Problemen“. Wenn man sich schämt, werden die Augen kalt. Das Schamgefühl, das in den Augen wohnt, hindert den freien Blick. Die Wärme zieht sich dann nach den Ohren zurück, die infolgedessen rot werden. Die Ohren sind für gewöhnlich ziemlich blutlos; um so eher fließt mit der durch die Scham erzeugten Hitze die fremde Flüssigkeit dorthin. Daher halte ich die Leute, deren Ohren dauernd rot sind, für sehr schamhaft. Der Schamhafte, sagen Polemon und Adamantius, ist an den Ohren und auch sonst mit Röte gleichsam angefüllt. Nach Albertus beschränkt sich die Röte nicht auf die Ohren, sondern dehnt sich auf das ganze Gesicht, besonders die Stirn aus, während die Augen gesenkt sind.

9. Die Nase.

Die Nase ist ein wichtiger Gesichtsteil und kann den ganzen Menschen verschönern oder verunstalten. Ihre Formen sind sehr verschieden und geben jedem Gesicht ein besonderes Aussehen.

Aristoteles schreibt von ihr: Die Nase ist ein Teil des Gesichtes. Eine knorpelige Scheidewand, die von der Nasenwurzel bis zur Oberlippe reicht, trennt beide Nasenlöcher von einander. Bemerkenswert ist, daß Gesichtsteile und Körperteile in einem gewissen Verhältnis zu einander stehen und sich an Größe und Merkmalen gegenseitig entsprechen. Die Nase entspricht dem männlichen Glied: wer eine lange oder dicke oder spitze oder kurze Nase hat, hat auch ein entsprechend beschaffenes Glied. Die Beschaffenheit der Nasenlöcher entspricht derjenigen der Hoden. Leute mit starken Nasen gelten bei Lampridius als mannhaft und zeugungskräftig. Darauf bezieht sich das Sprichwort: „Die Größe der Nase läßt auf verschwiegenste Dinge schließen.“ Antonius Heliogabalus, dessen Schwelgerei und ruchlose Wollust bekannt sind, soll sich viel Gesindel und Buben aufgelesen haben, die er mutwillig seine „Großnasen“ nannte und schändlich mißbrauchte.

Die große Nase:

Polemon führt die großen Nasen als Zeichen der Rechtschaffenheit an, und Adamantius und Albertus schreiben: Eine große Nase ist besser als eine kleine.

Die sehr große Nase:

Sie kennzeichnet Leute, die sich immer in fremde Dinge mischen, nur an ihrer eigenen Art Gefallen finden und alles andere verspotten. Die Nase, sagt Quintilianus, läßt Spott, Verachtung und Widerwillen leicht erkennen; daher nennt man Leute mit diesen Eigenschaften sprichwörtlich naseweis. Das Nashorn hat eine sehr große Nase mit einem Horn und ist dementsprechend hitzig, feurig und lebhaft. Angelus Politianus hatte eine ungeheure Nase, war spitzfindig, mißgünstig, spöttisch und selbstgefällig und konnte, obwohl er andere sehr scharf beurteilte, keine Kritik seiner eigenen Person vertragen.

Die sehr kleine Nase:

Sie deutet nach Polemon auf Wankelmut, nach Adamantius auf Raubgier und Unbeständigkeit. Leute mit kleinen Nasen, sagt Albertus, sind sklavisch und diebisch und suchen immer Ausflüchte. Ich möchte sie den Weibern vergleichen.

Die gerade Nase:

Leute mit geraden Nasen können ihre Zunge nicht im Zaum halten, schreiben Polemon und Adamantius. Polemon sagt weiter (möglicherweise ist diese Stelle gefälscht): Menschen mit geraden Nasen fasseln viel wie die Weiber. Albertus wirft zweierlei Zeichen und Eigenschaften durcheinander und schreibt: Nasen mit eingedrückter Wurzel deuten auf Dummheit, geistige Schwäche und weibische Leichtfertigkeit; solche, die gradlinig von der Stirn bis zur Spitze gestreckt sind, auf Geschwätzigkeit.

Die schiefe Nase:

Schiefe Nasen lassen auf einen schiefen Verstand und ein schiefes Gemüt schließen, sagen Polemon und Adamantius.

Die richtig proportionierte Nase:

Sie deutet nach Polemon und Adamantius auf Ehrbarkeit, Tapferkeit und Klugheit. Albertus schreibt sehr unbestimmt: Wenn die Nase mit der Stirn den richtigen Winkel bildet und gut gestaltet ist, so ist das ein Zeichen von Standhaftigkeit und Klugheit.

Die unproportionierte Nase:

Sie läßt im Gegensatz zur vorigen Form den Menschen weibisch und ungebildet erscheinen, schreiben Polemon und Adamantius, indem sie aus dem Gegensatz der Merkmale auf die entgegengesetzten Eigenschaften schließen.

Die lange Nase, die bis zum Munde reicht:

Aristoteles schreibt an Alexander, rechtschaffene und kühne Menschen hätten derartige Nasen. Der Kaiser Augustus hatte nach Sueton eine Nase, die oben gewölbt war und sich unten umbog, und war bekanntlich hochverständig und ein guter Herrscher. Der Skythenkönig Cublajenus hatte eine lange, gerade Nase und einen engen Mund und war ein vortrefflicher Krieger, ein hehrer Herrscher und im übrigen freigebig und rechtschaffen.

Die dicke Nase:

Unverschämte Menschen haben dicke Nasen, sagen Polemon und Adamantius.

Die mäßig lange, breite und offene Nase:

Aristoteles bezeichnet dem Alexander die Nase, die mäßig lang und breit ist, und deren Löcher nicht weit offen stehen, als die beste Form.

Die an der Wurzel eingebogene Nase:

Fig. 12

Sie deutet auf Unverschämtheit, wie sie die Raben besitzen, nach denen bei den Römern geweissagt wurde. Ich halte Menschen mit solchen Nasen für Diebe und Räuber, wie denn die Raben und alle Vögel mit so gekrümmten Schnäbeln sehr diebisch sind, was man an den gezähmten beobachten kann, die Nägel, Münzen, Messer und ähnliche Dinge in Löchern und unter Steinen verstecken.

Die Hakennase:

Fig. 23

Menschen mit von der Stirn gut abgesetzten Hakennasen stellt Aristoteles an Großmut den Adlern gleich. Polemon und Adamantius halten Hakennasen für ein Zeichen von Großmut. Albertus eignet nach Loxus den Großmütigen die Nase eines Adlers zu, wie man solche Nasen ja gemeinhin Adlernasen zu nennen pflegt, sie gewissermaßen für königlich hält, da der Adler als König der Vögel gilt, und ihnen einen herrlichen,

vornehmen Sinn zuschreibt. Bei den Persern gal-
 ten solche Nasen als große Zierde, wie Xenophon
 und Plutarch in ihren Geschichten von Cyrus er-
 wännen, und noch heute kann bei ihnen niemand
 ohne eine gute Nase zu hohen Würden kommen.
 Den Cyrus priesen die erwähnten Schriftsteller
 wegen seiner Großmut und Kühnheit. Artaxerxes,
 der große Perserkönig aus des Cyrus Geschlecht,
 hatte eine Hakennase und war sehr freigebig; er
 erwiderte oft die geringsten Geschenke mit viel
 Gold, ja sogar mit Städten und ganzen Provinzen.
 Demetrius, der Sohn des Königs von Syrien, hatte,
 wie Justinus erwähnt, den Beinamen Grypus: so
 nannten die Griechen Leute mit krummen Nasen.
 Nach dem Phrygier Dares hatte Neoptolemus
 und nach Sueton der freigebige Sergius Galba
 eine Hakennase; ebenso Melitus Pittheus, der,
 wie Plato im Eutyphron bemerkt, vor Gericht
 sehr großmütig war. Eine große, krumme Nase
 hatte ferner Georgius Scanderbegus, der ein hel-
 denhaftes Aussehen hatte und niemandem an
 Kriegskunst, Tapferkeit und Freigebigkeit nach-
 stand. Die Nase des tapferen, großen Sfortia
 sprang nach Jovius in der Mitte vor. Der Türken-
 kaiser Mahomet II. hatte eine sehr krumme, bei-
 nahe die Oberlippe berührende Nase und war
 sehr hochsinnig. Johannes Assymbejus mit dem
 Beinamen Ussumcassanus hatte eine Greifennase,
 große Augen und ein frohes, heiteres Gesicht und
 war freigebig, mild, Streitbar und ehrgeizig. Eine
 ähnliche Nase hatte der Perserkönig Ismael
 Sophus und lebhaft, glänzende Augen; er war
 freigebig, ehrgeizig, kriegerisch und in Gefahren
 froh und zuversichtlich. Selimus, der Sohn des
 Bajazetes, hatte eine Bogennase und war beinahe
 so freigebig wie Alexander der Große. Ähnlich
 auch Soliman, des Selimus Sohn.

Fig. 24

Die runde, an der Wurzel eingebogene Nase:

Menschen mit solchen Nasen sind nach einer
 alten Übersetzung des Aristoteles schwelgerisch

und den Hähnen vergleichbar. Die betreffende Textstelle ist sehr unklar und wahrscheinlich verfälscht. Betrachtet man jedoch das Bild des Hahnes, so wird einem klar, was für Nasen gemeint sind. Leute mit solchen Nasen würde ich lose Buben nennen, die unzüchtig sind wie Hähne, Rebhühner und Wachteln, die alle fast gleiche Schnäbel haben. Die Männchen dieser Vögel kämpfen untereinander, während die Weibchen auf den Eiern sitzen, und die besiegten müssen sich als Weibchen gebrauchen lassen. Viele meiner Freunde haben derartige Nasen und leben sehr unkeusch. Die Dichter deuten vielleicht solche naturwidrige Unzucht an, wenn sie beschreiben, wie Jupiter in Gestalt eines Adlers den Ganymed entführt habe. Auch Pharaomäuse haben nach Aelianus solch scheußliche Gewohnheiten. Die Satyrn und Silene wurden von den Alten mit besagten Nasen dargestellt, und selbst Sokrates hatte eine solche Nase, denn Xenophon schreibt, er sei einem Silen ähnlich gewesen.

Die Nase mit breitem Rücken:

Sie deutet, wenn sie nicht platt ist, auf Lügenhaftigkeit und Schwätzererei, schreibt Aristoteles an Alexander.

Die Nase mit dicker Spitze:

Fig. 14

Menschen mit solchen Nasen sind träge und den Ochsen vergleichbar, deren besonderes Merkmal die Trägheit ist, lehrt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Nasen mit dicker, platter Spitze deuten nach Polemon und Adamantius auf Ungerechtigkeit und Schamlosigkeit.

Die Nase mit dicker Wurzel:

Fig. 16

Sie deutet nach Aristoteles auf Stumpfheit und ist der Nase der Schweine gleich, der schwerfälligsten Tiere. Albertus schreibt (ungenau nach Aristoteles): Übermäßig dicke Nasen kennzeichnen unsaubere Menschen.

Fig. 19

Die Nase mit scharfer Spitze:

Sie ist nach Aristoteles ein Zeichen des Jähzorns und darin manchen Hundenasen zu vergleichen. Polemon und Adamantius schreiben: Spitzige Nasen bedeuten brennenden Zorn. Auch Albertus und Rhases halten solche Nasen für ein Zeichen des Zornes. Beim zornigen Bellen fletschen die Hunde die Zähne, wie es Juvenal beschreibt.

Fig. 25

Die sehr spitze Nase:

Leute mit derartigen Nasen sind, ähnlich wie die Vögel, leichtfertig, geschwind und unbeständig. Vieler Vögel Schnabel ist lang, zierlich, gebogen und spitz. Bei Polemon und Adamantius finden wir dieselbe Ansicht. Rhases schreibt: Lange, zugespitzte Nasen sind ein Zeichen leichtfertiger Hast. Ähnlich Albertus.

Fig. 9

Die runde Stumpfnase:

Sie deutet auf die Großmut der Löwen, die ebensolche Nasen haben, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Polemon und Adamantius halten Leute mit voller, stumpfer, runder, dicker Nasenspitze für tapfer und großmütig wie die Löwen und großen Jagdhunde. Adamantius schreibt statt großmütig prahlerisch. Aristoteles vergleicht den Mann mit dem Löwen, der eine mehr dicke als zierliche Nase habe. Oppianus nennt die großen Jagdhunde plattnasig. Edle Hunde haben nach ihm runde, dicke, stumpfe Nasen, wie ebenfalls Albertus nach Plato oder vielmehr nach Polemon schreibt.

Fig. 21

Fig. 22

Die platte Nase:

Eine platte Nase deutet auf Üppigkeit und zügellose Liebesgier, schreibt Aristoteles an Alexander; und in seinen „Physiognomonika“ sagt er: Menschen mit platten Nasen sind schwelgerisch und den plattnäsigen Hirschen vergleichbar, die zur Brunstzeit sinnlos liebestoll sind. Platte Nasen

sind nach Polemon und Adamantius ein Zeichen der Hurerei. An einer anderen Stelle schreibt Polemon: Leute mit kurzer, platter Nase sind diebisch und unkeusch und den Hirschen und Wildschweinen vergleichbar. Diese Stelle ist nach meiner Ansicht verfälscht. Solche Leute gleichen nicht den Wildschweinen, sondern den Affen, wie denn Albertus nach Loxus Affen und Lüstlinge plattnasig nennt. Rhases schreibt: Leute mit breiten Nasen sind Schwelger. Den Zusammenhang von Plattnasigkeit und Schwelgerei scheint Aristoteles in seinen „Problemen“ anzudeuten, wo er schreibt: Krause Haare und platte Nasen beruhen auf der Dichte, die immer mit Härte einhergeht; die Härte hat ihren Grund in der Hitze des Blutes, die den unnützen Stoff nicht zum Wachstum kommen läßt; nur wenn Stoff unverbraucht bleibt, entsteht der Knorpel, der Knorpel unterscheidet sich nicht wesentlich vom Knochen, so daß folglich in unserem Falle eine Verkleinerung der Nase entsteht. Ein Beispiel dafür ist das Kindesalter; alle Kinder haben platte Nasen. Ich möchte eine derartige Nase der des Affen vergleichen, die von Natur platt ist, wie das Oppianus beschreibt. Im Lateinischen heißt der Affe Simia, was nach der Ansicht vieler Leute von dem Wort simitas d. h. Plattnasigkeit abgeleitet ist. Bekanntlich sind die Affen sehr zügellos und bedrängen sogar oft die Frauen. Bei den Indern findet sich eine rote Affenart, die man nicht in die Städte bringen kann, da diese Affen so liebestoll sind, daß sie beim Anblick eines Weibes rasend werden. Auch die Delphine haben platte Nasen und leben nach den Berichten der Fischer sehr ausschweifend. Plato und Ammonius erzählen, Sokrates habe eine platte Nase gehabt, und Polemon berichtet, er sei unzüchtig gewesen, sein Gesicht sei zwischen Nase und Kinn eingebogen. Plautus beschreibt seinen ruchlosen, schwelgerischen Lambraces als plattnasigen, wohlbeleibten Kahlkopf. Ruellius Gal-

Fig. 13

lus hatte eine flache Nase und war sehr üppig. Manche Leute nehmen an, Horatius Cocles habe seinen Beinamen nicht daher, weil er im Kriege ein Auge verloren hatte, sondern weil er plattnäsiger war. Seine Nase war an der Stirn so stark eingedrückt, daß die beiden Augen durch keine Erhöhung getrennt waren und die Augenbrauen ineinanderwuchsen. So soll es gekommen sein, daß man ihn statt Cyclops nach einer schlechten Gewohnheit Cocles nannte.

Fig. 20

Die Nase mit weiten Löchern:

Leute mit solchen Nasen sind nach Aristoteles leicht zu erzürnen. Der Augenschein lehrt, daß der Zorn die Nüstern bläht, durch die der Atem ausgestoßen wird, welcher mit Hilfe der Lungen aus tiefstem Herzensgrund geholt wird. Nach Polemon deuten weite Nasenlöcher auf Ungeschliffenheit, Hartnäckigkeit und Gewalt, wie man sie bei Ochsen und Löwen findet.

Fig. 26

Die Stulpnase:

Sie kennzeichnet den Jähzornigen, schreibt Polemon. Die feurigen Pferde haben solche Nasen, wie sie leidenschaftlicher Zorn bildet. Nach Adamantius deuten sie auf Zorn und Wildheit. C. Caesar litt unter überstürztem Zorn, oft trat ihm der Schaum vor Mund und Nase, wie Sueton berichtet.

Die verstopfte Nase:

Sie deutet nach Polemon auf Raserei. Adamantius schreibt anders und besser: Enge, runde, verstopfte Nasenlöcher eignen unsinniger Raserei. Ebenso Albertus, der solche Nasen verstopft, geschwollen oder verschlossen nennt, womit er ihr geringes Geruchsvermögen andeutet.

Die Nase,

deren Löcher nach oben auseinanderweichen:

Aristoteles eignet diese Form in seinen „Physiognomonika“ den Mitleidigen zu.

10. Die Miene.

Wir wollen jetzt die Miene besprechen, worunter man das Gesicht insgesamt, seine Bewegungen und seine ganze Gestalt nebst den in ihm zum Ausdruck kommenden Seelenregungen versteht; danach die einzelnen Teile, die die Miene bilden. Es gehören alle Gesichtsteile hierher, Augen, Stirn, Nase usw. In der Miene steht unser Gewissen geschrieben, jedoch ungenau und nicht für alle Fälle bindend, da sich ihr Aussehen nach der Gemütslage richtet, die durch sie verheimlicht oder verraten werden kann. Man kann die Menschen jederzeit annähernd nach ihrer Miene beurteilen, nur dann nicht, wenn sie schon gleichsam versteinert ist. Polemon und Adamantius schreiben: In der Miene stehen deutlich geschrieben Hochherzigkeit und Unfreigebigkeit, Rechtschaffenheit und Frevel, Kummer, Eifer und Bildung, Gefälligkeit und Trauer, Wachsamkeit und Verschlafenheit usw. je nach der Natur des Betreffenden; danach muß ein jeder die Physiognomik erlernen. Meletius sagt: Das Angesicht verrät leicht die Regungen des Herzens. In der Freude erscheint es heiter und froh, in der Trauer trübe und verwirrt, im Zorn blaurot und rasend. In der Heiligen Schrift steht geschrieben: „Ein freudiges Herz hat ein frohes Gesicht, die Trauer aber sieht unter sich und entstellt.“ Jakob erkennt im Gesichte Labans dessen Haß und, zu seinen Frauen gewandt, sagt er: „Ich habe im Gesicht eures Vaters gesehen, daß er mir gegenüber nicht mehr ist wie gestern und ehegestern.“ Bei Abneigung wendet man das Gesicht ab, während Liebe und Wohlwollen froh, heiter und freundlich blicken. Cicero sagt zu Piso: „Deine Augen und Miene, die stumme Sprache der Seele, haben mich nicht getäuscht.“ Die Miene ist der Spiegel der Seele, und bisweilen plaudern die schweigenden Augen die tiefsten Geheimnisse des Herzens aus.

Die traurige, leicht veränderliche Miene:

Furchtsame haben ein bewegliches, trauriges Mienenspiel, sagt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Der Augenschein lehrt, daß sich bei Furcht die Miene dauernd ändert, von Angst und Argwohn erfüllt.

Die starre Miene:

Dumme Leute ohne scharfe Sinne haben nach Aristoteles eine unbewegliche Miene.

Die schläfrige Miene:

Sie kennzeichnet die lebenswürdigen Heuchler, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Ebenso Polemon und Adamantius.

Die gute, ruhige Miene:

Die Lebenswürdigen haben nach Aristoteles solche Mienen. Suessanus übersetzt statt ruhig fälschlicherweise hinterlistig.

Die verzagte Miene:

Solche eignet Aristoteles den traurigen Menschen zu.

Die schlaffe Miene:

Sie wird von Aristoteles, Polemon und Adamantius den verbitterten Menschen zugeschrieben.

Die ernste Miene:

Gelassene Menschen haben ein starkes, mächtiges, strenges Aussehen. Alphonsus Estensis, Herzog von Ferrar, hatte solch strenge und gewichtige Miene und war nach Jovius sehr verständig und so kriegstüchtig, daß er drei starke Feinde unerschrockenen Herzens besiegte; er war aller Schmeichelei und mürrischen Würde feind, auf Stärkung von Körper und Geist bedacht, hochherzig im Kriege und im Frieden ein guter Fürst. Der Kardinal Bessarion hatte ein gerechtes, ehrwürdiges Antlitz und war allen an Gerechtigkeit, Gelehrsamkeit und Großmut überlegen.

Die verwegene, unbesonnene Miene:

Den Ungerechten eignet Aristoteles eine mutwillige, verwegene Miene zu. Polemons Text muß nach Aristoteles verbessert werden.

Die liebenswürdige Miene:

Angenehme, heitere Menschen haben nach Polemon und Adamantius ein frohes Aussehen und fröhliche Sitten. Auch die Scharfsinnigen haben liebenswerte Gewohnheiten. Eine ruhige Miene beweist die Ruhe der Seele. Sueton erzählt, Augustus habe redend und schweigend eine ruhige Miene gehabt, wie auch seine Seele ruhig und friedvoll gewesen sei. Odysseus hatte nach Dares eine heitere Miene. Der Kardinal Pompejus Columna hatte eine liebenswürdige, ernsthafte Miene und war mit seinem wundervollen Verstand ein ebenso guter Geistlicher wie Kriegsmann. Johannes Assymbejus Ussumcassanus hatte eine frohe, heitere Miene, vereint mit großer Würde und Ernsthaftigkeit, war wohlthätig, bescheiden, anziehend in seinen Reden und jedermann leicht zugänglich. Ismael Sophus sah froh und heiter aus, war gütig, tüchtig im Reiten und Bogenschießen und witzig beim Spiel.

Die schöne Miene:

Polemon eignet sie den Geschwätzigem zu, Aristoteles den Schläfrigen, was man nach Polemon verbessern müßte, dessen Text hier unverdorben ist, denn die Verschlafenen sehen nicht schön aus. Nach Polemon und Adamantius haben die Gleißner eine schöne Gestalt. Emanuel Chrysalora hatte ein herrliches Antlitz und einen vortrefflichen Geist, war sehr gelehrt und führte die griechische Sprache in Italien wieder ein.

Die unedle Miene:

Polemon hält solche Menschen für kleinmütig und unfreigebig. Politianus hatte kein freimütiges und offenes Gesicht und einen verschrobenen,

schlechten, feindseligen Charakter. Maximilianus Sfortia, der eine unedle Miene hatte, artete seinem herrlichen Geschlecht in nichts nach, sondern war schmutzig, unverständlich, roh und nicht wert, ein Fürst genannt zu werden. Jovianus Pontanus hatte eine bäurische Miene und einen gewandten Geist von schneidender Bitterkeit.

Die ehrwürdige Miene:

Hektor hatte eine ehrwürdige Miene und war ausgezeichnet durch Körper und Geist, sanft und ehrenwert, wie Dares erzählt. Achilles sah ernsthaft aus und war überaus schön; er machte nicht den Eindruck eines Prahlers, wie manche glauben, sondern eines wahren Mannes, was Philostratus bezeugt. Soliman, Selims Sohn, hatte ein majestätisches Antlitz, war würdevoll, gerechtigkeitsliebend, klug, ein großer Krieger und treu. Ähnlich sah auch Gottfried aus, Herzog von Lothringen und Bouillon, der kriegskundige und gläubige Führer im heiligen Kampf wider die Türken. Der Frankenkaiser Karl, nach seinen Taten der Große genannt, hatte ein hehres, edles Gesicht und ehrwürdige, weiße Haare. Cublajenus, der Kaiser der Skythen, die man auch Tartaren nennt, hatte ein herrliches, leuchtendes Gesicht, pflegte den Gottesdienst, unterwarf viele Völker und war im Krieg unbesieglich. Franciscus Sfortia hatte eine rechtschaffene, selbst seinen Feinden ehrwürdig erscheinende Miene, unübertreffliche Körper- und Geistesstärke, natürliche Beredsamkeit und große Bildung.

Die saure Miene:

Diomedes hatte nach Dares eine herbe Miene und war im Kampfe kühn und hitzig mit vielem Geschrei und großer Ungeduld. Tamerlan hatte eine finstere, drohende Miene, war so grausam und blutgierig, daß man ihn den Schrecken der ganzen Erde nannte, und verkündete mit unheilvoller Stimme, er sei der große Zorn Gottes. Auch der siegreiche Türkenkaiser Bajazet I. hatte eine

herbe Miene und wurde wegen seiner einzigartigen Geschwindigkeit und seiner überraschenden Überfälle im Kriege der Blitz der Erde genannt. Franciscus Bussonius Carmagnola hatte ein unfreundliches, bäurisches Gesicht und war trotzig, kühn und entschlossen, so daß er viele Kriegslorbeeren erntete.

11. Das Gesicht.

Unter den Augen liegen die Wangen, nach Plinius der Sitz der Schamröte; unter ihnen die Backen verraten Fröhlichkeit und Lachen.

Das große Gesicht:

Fig. 14
u. 17

Leute mit großem Gesicht gelten als träge und sind den Eseln und Ochsen gleich, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Nach Polemon und Adamantius deuten sehr große Gesichter auf Dummheit und Ungelehrigkeit, nach Rhases und Conciliator auf Faulheit; nach Albertus kennzeichnen sie Trägheit und Sinnenlust; an einer anderen Stelle sagt er: Ein großer Schädel mit großer Stirn und großem Gesicht ist langsam, träge und manchmal auch ungelehrig.

Das kleine Gesicht:

Fig. 27
u. 22

Kleine Gesichter, wie sie Katzen und Affen haben, deuten auf Kleinmut, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. (Im griechischen Text ist Gesicht in Rücken verfälscht.) Ein kleines Gesicht kennzeichnet einen kleinen Charakter. Adamantius deutet es auf Schlaueit und Schmeichelei. Rhases und Conciliator schreiben nach ihm: Sehr kleine Gesichter bedeuten Furchtsamkeit, Schlaueit, Schmeichelei und Unfreigebigkeit. Polemon und Adamantius eignen mit Aristoteles den Verbitterten ein kleines Gesicht zu.

Das kleine, safrangelbe Gesicht:

Wer ein kleines Gesicht mit einem Stich ins Gelbliche hat, der ist sehr schlecht, lasterhaft, be-

trügerisch und trunksüchtig, schreibt Aristoteles und nach ihm Conciliator.

Das mittelgroße Gesicht:

Aristoteles hält ein mittelgroßes, weder großes noch kleines Gesicht für das allerbeste.

Das mittelgroße, feiste Gesicht:

Wer ein mittleres Gesicht mit feisten Wangen und Schläfen hat, der ist wahrhaft, liebevoll, verständlich, weise, wohlbeschaffen und scharfsinnig, schreibt Aristoteles an Alexander. Conciliator sagt dasselbe von dem mittelgroßen, ziemlich fleischigen Gesicht.

Fig. 14

Das fleischige Gesicht:

Leute mit solchem Gesicht nennt Aristoteles träge und fahrlässig und vergleicht sie mit den Ochsen. An Alexander schreibt er: Ein fleischiges Gesicht ist wenig weise, rücksichtslos, verlogen und träge, aufdringlich, verlogenen Weibern vergleichbar. Polemon hält solche Gesichter für ein Zeichen von Trägheit wie bei Weibern und Ochsen. Auch Rhases und Conciliator schließen auf Faulheit.

Das sehr fleischige Gesicht:

Es deutet nach Polemon und Adamantius auf Lebenswürdigkeit und Lebhaftigkeit. Aristoteles eignet dem Heuchler ein fettes Gesicht zu.

Das fleischige, sehr lange Gesicht:

Es ist ein Zeichen von unvollkommenen Sinnen, sagt Aristoteles.

Das magere Gesicht:

Ein zartes Gesicht deutet auf Umsicht und Gründlichkeit, schreibt Aristoteles an Alexander, und in den „Physiognomonika“ sagt er: Wer ein mageres Gesicht hat, ist sorgfältig, wie man aus dem Gegensatz schließen kann, dem fleischigen Gesicht, das die Faulheit kennzeichnet. Bei Pole-

mon und Adamantius finden wir: Ein kleines Gesicht weist auf Fleiß und Hinterhältigkeit; ein trauriger Mann hat ein mageres Gesicht. Plautus stellt seinen lebhaften, verschlagenen Leonidas mit mageren Wangen dar. Selimus, der zehnte Türkenkaiser, hatte ein mageres Gesicht, war sehr flink im Kampfe und ließ sich keine körperliche und geistige Arbeit verdrießen.

Das Gesicht, das weder fleischig noch mager ist:

Die Geistreichen haben nach Aristoteles solch mittleres Gesicht. Ähnlich schreibt auch Adamantius. Polemons Text ist an dieser Stelle mangelhaft und aus dem Adamantius zu verbessern. Fleischigkeit deutet auf Trägheit, Magerkeit auf Sorgfalt und Trauer, die Mitte zwischen beiden auf guten Verstand.

Das knochige Gesicht:

Es deutet auf Furchtsamkeit. Esel und Hirsche haben ein derartiges Gesicht. Bei Aristoteles steht fälschlich statt knochig fleischig, was Geßner unverbessert übernimmt. Weder Hirsche noch Esel haben ein fleischiges Gesicht. Die Hirschköpfe werden von den Köchen gering geachtet, da sie nur wenig Fleisch haben. Polemon schreibt richtig: Sehr knochige Gesichter deuten auf Arbeitsamkeit, Furcht und Albernheit und sind denen der Affen und Hirsche ähnlich.

Fig. 13
u. 22

Das längliche Gesicht:

Es gilt nach Aristoteles als Zeichen der Unbilligkeit, nach Rhases und Conciliator als Zeichen der Unverschämtheit. Ich möchte es mit dem der gemeinen Hunde vergleichen, die unbillig und unverschämt sind.

Fig. 19

Das platte Gesicht:

Hüte dich vor dem Unwillen solcher Leute, denn sie sind streitsüchtig, mißgünstig und unrein. So schreibt Aristoteles an Alexander und nach ihm Conciliator.

Das runde Gesicht:

Es wird von Aristoteles dem Unverschämten, von Polemon dem Jähzornigen, von Rhases dem Toren zugeschrieben.

Das runzelige Gesicht:

Aristoteles eignet es dem Traurigen zu, da man in der Trauer das Gesicht in Falten zieht. Vermutlich ist große Trockenheit die Ursache davon. Averroes hält Runzeln für ein Zeichen der Melancholie.

Das runzelige, magere Gesicht, ohne Haare:

Es kennzeichnet nach Aristoteles den Verbit-
terten. Infolge der Trockenheit und Kälte werden die sonst behaarten Teile glatt; besonders ist das bei Melancholischen der Fall.

Das rote Gesicht:

Es deutet auf Schamhaftigkeit, weil man rot wird, wenn man sich schämt, schreibt Aristoteles. Aphrodiseus hält es für ein Zeichen von Sittsamkeit und Frohsinn: von Sittsamkeit, weil das Gesicht blutübergossen ist, gleichwie man in der Scham die Hände vors Gesicht schlägt, von Frohsinn, weil das Blut gleichsam nach außen dem Vergnügen entgegenkommt. Die Farbe seiner Haut ist die der Rosen, d. h. aus weiß und rot gemischt wie in der Blüte der Jugend, und wird auch fleischfarben genannt. Das Gesicht des Menschen errötet in der Scham, weil dann nach Aristoteles das Blut zur Peripherie strömt. Besonders loblich ist die Sittsamkeit bei Jünglingen. Der Cyniker Diogenes nennt die Röte die Farbe der Tugend, Naevius nennt sie die Farbe der Scham, ebenso Terenz. Ruellius Gallus, ein tüchtiger Arzt, hatte ein rotes Gesicht und war bescheiden und sanftmütig. Nach Polemon deutet ein dauernd rotes Gesicht auf einen rauhen Charakter. Domitian hatte ein rotes, bescheidenes Antlitz.

12. Die Wangen.

Nachdem wir das Gesicht als Ganzes besprochen haben, gehen wir zu den Wangen über, die unterhalb der Augen liegen.

Fleischige Wangen:

Fig. 22
u. 27

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Trägheit und Trunksucht und eignen den Schwachsinnigen.

Zarte Wangen:

Polemon bezieht sie auf Boshaftigkeit und Pfiffigkeit, Adamantius außerdem auf Mißgunst. Ich möchte sie den kleinen und mageren Wangen der Katzen und Affen vergleichen, die diebisch, arglistig und hinterhältig sind. So wird die Art der Menschen offenbar, die diesen Tieren ähnlich sind, nämlich hinterlistig, pfiffig und boshaft.

Dicke, herabhängende Wangen:

Polemon und Adamantius halten sie für ein Zeichen von Mißgunst.

Runde Wangen:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf einen listigen, trügerischen Charakter.

Längliche Wangen:

Sie kennzeichnen einen leichtsinnigen, geschwätzigen Menschen.

Rote Wangen:

Sie verraten nach Aristoteles Trunksucht, wenn sie sich mit der Zeit stark röten, weil alle Unmäßigen solche Wangen bekommen. Polemon hat dieselbe Ansicht. Loxus erwähnt einen Mann mit vielen Leberflecken auf Nase und Oberkiefer, der sehr lasterhaft, wollüstig, trunksüchtig und grausam war. Bei uns in Italien gibt es sehr viele Prasser und Trinker mit roten Wangen und Le-

berflecken. Das Gesicht des Vitellius war vom unmäßigen Weingenuß rot, wie Sueton erzählt. Alexander von Mazedonien hatte ein rötlichweißes Antlitz und war nach Plutarch ein starker Weintrinker. König Karl von Neapel hatte eine große, rote Nase und war rauh, unerbittlich, unversöhnlich, hartherzig und unmenschlich; er versagte dem bei Benevent gefallenen König Manfred das Begräbnis und ließ Konradin, den König von Österreich, auf dem Markte mit dem Beil hinrichten. Cesare Borgia, Herzog von Valentia, hatte ein dunkelrotes Gesicht mit Knötchen, die blutigen Eiter absonderten, war blutdürstig und an Grausamkeit den alten Tyrannen gleich; er lief oft nachts durch die Straßen, bei Tage ließ er sein finsternes, häßliches Gesicht niemals sehen. Ein rotes, versoffenes Gesicht hatte Georg Fronsperger aus Schwaben, der sehr grausam und wild war.

Haarige Wangen:

Menschen mit behaarten Wangen halte ich für dumm und roh, weil die Wangen für gewöhnlich glatt sind. Nur Tiere haben Haare im Gesicht und an den Wangen. Besonders die Schweine haben viele dicke Haare auf ihren rauhen Backen. Ich habe sehr viele Freunde, die die Gewohnheiten von Schweinen besitzen und haarige Wangen haben. Cicero tadelt den Piso, indem er sagt: Die behaarten Wangen und die Miene haben mich nicht getäuscht. Er schloß daraus auf eine dumme, langsame Zunge und einen häßlichen Charakter.

Eingezogene Wangen in einem traurigen Gesicht:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Unverstand.

Eingezogene Wangen in einem heiteren Gesicht:

Sie kennzeichnen mit Sicherheit den Ehebrecher und Lüstling.

13. Schönheit und Häßlichkeit des Gesichtes.

Es ist die Frage, ob ein schönes Gesicht auch eine schöne Seele und umgekehrt ein häßliches eine häßliche besitzt, oder was sonst Gutes oder Schlechtes daran ist. Wenn wir das auch schon bei den Merkmalen der einzelnen Teile besprochen haben, wollen wir doch noch zusammenfassen, was insgesamt die Schönheit ausmacht. Es ist eine alte Wahrheit der Physiognomik, daß eine harmonische Anlage aller Glieder einen harmonischen Charakter gewährleiste, und allgemein sagt man, Mißwuchs des Leibes bedeute Mißwuchs der Seele. Was ist denn die Schönheit? Es gibt vielerlei Erklärungen; man kann ihnen folgendes entnehmen: Schönheit entsteht, wenn alle Körperteile einander aufs Beste angepaßt sind. Die Körpergestalt ist ein Bild der Seele. Schönheit ist ein Geschenk Gottes, die schönsten Menschen stehen am höchsten in seiner Gunst. Apulejus schätzte die Schönheit so hoch ein, daß er zum Weissagen nur schöne, tadellos gewachsene Knaben aussuchen ließ, damit des Gottes Herrlichkeit in ihnen wie in schönen Häusern wohnen möchte.

Das schöne Gesicht:

In der Geschichte finden sich viele Frauen und Männer außerordentlicher Wohlgestalt, die neben ihren mancherlei Tugenden die größten Laster gehabt haben, so daß die Natur hier trotz höchster Schönheit Maß und Verhältnis zerstört und die Seelen verdorben zu haben scheint, worauf das Gleichnis des Sokrates von dem Schwert aus Blei in einer goldenen Scheide zielt. Die große Schönheit des Alcibiades ist sehr oft gerühmt worden und allgemein bekannt. Plutarch sagt, er sei von der Jugend bis ins hohe Alter der schönste Athener gewesen; er war sehr ruhm-süchtig und hielt die Herrschaft über die Sterblichen für das Erstrebenswerteste; an Beredsamkeit, Philosophie und Kriegskunst übertraf der

Hochherzige alle anderen, daneben war er kühn, wild, dem Müßiggang und der Ruhe abhold, äußerst streitsüchtig und nach Thukydides unmäßig, üppig und wollüstig und dachte schließlich sogar daran, seinem Vaterlande die Freiheit zu nehmen. Demetrius war so schön, daß kein Maler oder Bildhauer sein Gesicht nachbilden konnte. Er schien gleichzeitig lieblich und schrecklich, ernsthaft und heiter auszusehen, dabei herrlich und königlich, gleichsam zur Bewunderung und Liebe der Menschen geboren. Er war im Kriege ein vortrefflicher Führer, im Frieden ein guter Herrscher, bei seiner Arbeit eifrig, sorgfältig und verständig, gütig, gerecht, fromm und freigebig, aber trotzdem den Lüsten und der Sinnlichkeit mehr als alle anderen Könige unterworfen. Bald war er beim Fressen und Saufen, bald bei der Unzucht und den niedrigsten sinnlichen Lüsten zu treffen und trieb oft so schändliche Dinge, daß man's nicht erzählen kann, ohne seinen Namen gänzlich zu entehren. Alexander, des Priamus Sohn, war ziemlich groß, hatte helle Farben, sehr schöne Augen, gelbliches, weiches Haar, einen holdseligen Mund, eine liebliche Stimme, eine offene Seele und große Herrschsucht, war aber weder kriegstüchtig noch zuverlässig. Lucian beschreibt den Pseudomantes also: Er sah schön und herrlich, fast göttlich aus, hatte helle Farben, einen glatten Bart, scharfe, bewegliche, leuchtende Augen und eine liebliche, helle Stimme, kurz, nichts Unvollkommenes an sich. Aber seine Seele und seinen Geist sollte man lieber einem Feinde wünschen als sich selbst. Wenn er auch sehr geistreich, gewandt und scharfsinnig war, dabei sorgsam und gelehrt und ein gutes Gedächtnis und eine vorzügliche Auffassungsgabe hatte, so mißbrauchte er alle diese guten Eigenschaften doch zu schändlichen Zwecken. Der Perserkönig Ismael Sophus besaß große Schönheit, ein rosiges, frohes Gesicht, lebhaft, blitzende Augen, einen

gelben Bart und mittelgroße Ohren und war von Natur mehr denn andere gütig, freigebig, tapfer und hochherzig, aber auch ehrgeizig und unkeusch und entbrannte oft in Grausamkeit, die er jedoch bald wieder vergaß. Bei den Weibern ist hohe Schönheit nur selten ohne großen Stolz und Unsittlichkeit zu finden. Helena hatte gelbes Haar, große Augen, einen kleinen Mund, ein reines Gesicht und stattliche Schenkel, kurz sie war am ganzen Leibe sehr schön und hatte einen einfachen und gewinnenden Geist, war aber doch ihrem Manne untreu. Laïs und Faustina waren beide sehr schön und sehr schamlos. Zahlreich sind solche Beispiele, es dürfte sich erübrigen, weitere hier anzuführen.

Das feine Gesicht:

Die feine Gestalt, die nicht gerade schön, doch harmonisch und gutgebildet ist und einen guten Charakter verkörpert, befriedigt die Augen nicht, zieht sie aber auf sich und zwingt sie zum Verweilen. Achilles hatte ein feines Gesicht und war freigebig, sanftmütig und streitbar. Patroklos hatte einen schönen, geraden Leib und war tapfer und klug. Priamus, König von Troja, war schön und mannhaft, Troilus sehr schön, mutig und sittsam, Hekuba schön, mannweiblich, gerecht und fromm. Andromache hatte klare Augen, helle Farben und eine große, schöne Gestalt und war bescheiden, verständig, einnehmend und schamhaft. Polyxena hatte helle Farben, ein wohlgestaltetes Gesicht, feine Augen, lange, gelbe Haare, schön gebaute Glieder, schlanke Finger, gerade Beine und schöne Füße; ihre Seele war einfach und freigebig und achtete das Leben gering, schreibt Dares. Nach Diogenes hatte Pythagoras eine feine Gestalt, seine Schüler hielten ihn für Apollo, der aus den nordischen Gebirgen niedergestiegen sei. Er galt in Italien als ein Fürst der Philosophie und lehrte die Wissenschaften nicht nur, sondern baute sie auch weiter aus.

Cyrus war sehr schön, wiß- und ehrbegierig und ließ sich keine Arbeit und keine Gefahr verdrießen, um zu Ruhm zu gelangen. Bei Xenophon findet man mehr über seinen Kriegsruhm und seine Tugenden. Plutarch schreibt: Darius übertraf alle an Schönheit, so daß Alexander ihn im Kampfe von weitem erkennen konnte, und war vollkommen an Körper und Seele. Euagoras besaß ein ehrenhaftes Gesicht, tapferen Geist, Großmut, Mäßigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit in höchstem Maße, so daß er nicht als sterblicher Mensch galt, sondern als geheimnisvolles, überirdisches Wesen. Demokles hieß wegen seiner feinen Gestalt allgemein der schöne Demokles und war so sittsam und hochsinnig, daß er sich in einen Kessel siedenden Wassers stürzte, als er von Demetrius beim Baden gewaltsam geschändet war. Der König Ptolemaeus soll den Jüngling Gales seiner feinen Gestalt und schönen Seele wegen sehr geliebt haben und in Bewunderung seiner Rechtschaffenheit rief er aus: „O Freundeshaupt, noch niemals sannest du Böses, doch Gutes oft und viel!“ Scipio Africanus hatte eine außerordentliche Gestalt, war ein würdiger Kaiser und allen mit seinen Geistesgaben, mit Beredsamkeit, Güte, Erhabenheit und Mäßigkeit vorauf; er war in den freien Künsten bewandert, ein glänzender Kriegsführer, der den Besten seiner und der vergangenen Zeit nichts nachgab, ein tatkräftiger Kämpfer und milder Sieger. Augustus behielt seine feine Gestalt bis ins hohe Alter, war beredsam, liebte die schönen Wissenschaften und die Kriegskunst und galt als ernsthaft, freigebig, friedliebend und als der glücklichste Kaiser. Publius Sirus wurde nach Makrobios wegen seiner schönen Gestalt und seines scharfen Verstandes, den er in seinen Schriften bewies, sehr geschätzt. Die Römerin Lucretia war sehr schön und keusch. Der Körper des Galeacius Vicecomes II. war ebenso schön wie seine Tugend und Erhabenheit groß

waren. Er gründete eine hohe Schule und eine Bibliothek, zog viele Gelehrte heran und sammelte berühmte Schriften. Der türkische Kaiser Celebinus war wohlgestaltet und tapfer und hatte eine feine Stirn und Augen, die sein friedfertiges Gemüt erkennen ließen. Johannes Pikus von Mirandula konnte nicht schöner gedacht werden, stand geistig sehr hoch, hatte erlesene Sitten und eine unvergleichliche Beredsamkeit und Gelehrsamkeit, wurde von allen Zeitgenossen bewundert und führte mit Recht den Beinamen Phönix.

Das häßliche Gesicht:

Homer stellt den Thersites mit großem Schädel, häßlichem Gesicht, zu kleiner Gestalt und schlechtem Charakter dar und sagt, seine Rede sei kritik- und vernunftlos gewesen. Lucius Metellus hatte einen kleinen Leib und ein häßliches Gesicht, so daß er lächerlich wirkte. Dem Piso wirft Cicero die Häßlichkeit seines Antlitzes und die Gemeinheit seines Charakters vor. Sallust schließt aus des Catilina aashaft häßlichem Gesicht auf Gottlosigkeit, Härte und Frevel aller Art. Apulejus sagt einem Widersacher ein häßliches Gesicht und einen ehrlosen Charakter nach. Xenokrates sah so scheußlich aus, daß man ihn beinahe den Grazien geopfert hätte, und hatte einen trüben, stumpfen Geist, von dem er selbst sagte, er bedürfe der Sporen.

4. Gesichts- und Körperfarbe.

Weil man die Farbe des Fleisches nur an Gesicht und Händen zu sehen bekommt, besprechen wir sie an dieser Stelle, obwohl sie eigentlich nicht hierher gehört. Es ist zu beachten, daß die Wessensdeutung aus der Fleischfarbe ebenso wie die aus der Haarfarbe nur für unser gemäßigtes Klima gilt, nicht für Aethiopien, Illyrien usw.

Dunkle Farbe:

Sie deutet auf Furchtsamkeit und wird hauptsächlich bei den Ägyptern und Aethiopiern angetroffen, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Nach Polemon und Adamantius kennzeichnet sie Furcht und Hinterlist. Polemon nennt die Furchtsamen dunkel oder bleich, Adamantius dunkel. Aristoteles eignet den Verbitterten eine dunkle Farbe zu. Albertus hält sie für ein Zeichen von Schlaueit, Furchtsamkeit und Dieberei. Alexander begründet die dunkle Farbe der Aethiopier damit, daß die Hitze bei ihnen nicht im Herzen, sondern an der Oberfläche des Körpers sitze, weswegen diese Leute trotz des heißen Klimas furchtsam und verweichlicht seien. Die Skythen, die in kalten Ländern wohnen, sind hell und beherzt, weil ihre Wärme im Innern wohnt und sich nicht an der Oberfläche ausgibt, was die weiße Hautfarbe bezeugt. Avicenna sagt: Eine dunkelbraune Farbe zeigt die Vorherrschaft der schwarzen Galle an, und alle schwarzgalligen Menschen sind furchtsam. Zeno Cittieus hatte nach Diogenes eine dunkle Hautfarbe. Ludovicus Sfortia soll wegen seines dunkeln Gesichtes Morus oder Maurus genannt worden sein; er hielt es für fürstlich, mit viel List und Heuchelei sein Vorhaben zu verheimlichen, tüchtig lügen und zu seinem Vorteil die Einfältigeren täuschen und hintergehen zu können.

Helle Farbe:

Sie deutet nach Aristoteles auf Furchtsamkeit und Weiblichkeit. Ähnlich schreiben Polemon und Adamantius. Aristoteles eignet auch den Geilen eine helle Farbe zu, er sagt: Helle Männer haben viel Samen, weil sie viel Feuchtigkeit besitzen; helle Weiber sind üppig; die weiße Farbe ist ein Zeichen der Feuchtigkeit, aus der der Same entsteht. Ebenso Polemon. Aristoteles nennt ferner die Mitleidigen hellfarben, und Avicenna bringt dafür die natürlichen Gründe bei: Helle, elfen-

beinähnliche Farbe beruht auf viel Phlegma, das Furcht und Weichheit zur Folge hat. Hippokrates sagt: Die Phlegmatiker, d. h. die Leute mit viel wässerigem Schleim, sind feige und kalt. Nach Sueton hatte Caesar eine helle Hautfarbe und war sehr geil; ebenso der Kaiser Tiberius, der Knaben liebte und beim Opfern den Diener, der das Rauchfaß brachte, und seinen Bruder, der die Posaune blies, schändete und viele andere Frevel vollbrachte. Polyxena war hell und eines einfältigen Herzens.

Schmutzige Farbe:

Die Farbe der Tapferkeit steht in der Mitte zwischen der hellen und dunklen Farbe, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Was das für eine Farbe sei, setzt er nicht auseinander. Wenn aber Kühnheit und Furchtsamkeit Gegensätze sind, wie in seiner „Ethik“ steht, und die dunkle und die helle Farbe gleichermaßen Zeichen von Furcht sind, wie kann dann die mittlere Farbe auf Tapferkeit deuten? Weil sie gleichweit von der dunklen und der hellen entfernt ist, die beide auf Furcht, den Gegensatz der Tapferkeit, deuten, und sich also auch vom Gegensatz der Tapferkeit entfernt. Diese mittlere Farbe der Tapferen würde ich schmutzigbraun nennen. Albertus nennt sie fälschlich rötlichweiß, diese Farbe bedeutet aber in Wirklichkeit etwas anderes, wie wir noch hören werden. Nach Avicenna ist die braune Farbe ein Zeichen der Hitze. Augustus hatte eine mittlere Farbe und war tapfer und beherzt.

Blasse Farbe:

Sie deutet nach Aristoteles auf Furchtsamkeit, weil diejenigen, die sich fürchten, blaß werden. Solche Leute kann man sehr wohl mit einem Chamäleon vergleichen, das blaß ist und am furchtsamsten von allen Tieren. Nach Plinius verändert es sehr oft seine Farbe, wofür wir den Grund bei Aristoteles finden, der schreibt: Das Chamäleon

ist das blutärmste Tier und so furchtsam, daß es sich dauernd verändert. Furcht ist eine Erkaltung aus Mangel an Blut und natürlicher Wärme. Alexander Aphrodiseus zeigt uns die Ursache der furchtsamen Blässe, indem er schreibt: In der Furcht zieht sich das Blut nach innen in den Körper zurück, sodaß das Antlitz erbleicht, denn das Blut schenkt dem Körper seine schöne Farbe. Polemon und Adamantius schreiben den verbitterten Menschen eine blasse Farbe zu. Die Ärzte leiten sie von der phlegmatischen und melancholischen Feuchtigkeit ab, aus der die Furcht entsteht. Doch auch den Verliebten kennzeichnet die Blässe. Daher denn Ovid singt: „Jeder Verliebte ist blaß, dies ist die Farbe der Buhlschaft.“ Der Arzt Erasistratus erkannte an der starken Blässe des Antiochus seine Leidenschaft, die ihm schon bis ins Mark gedrungen war. Pan schloß aus der großen Blässe der Psyche auf ihren Liebesbrand und tröstete sie mit sanften Worten, wie bei Apulejus zu lesen ist.

Leichenfarbe:

Aristoteles warnt Alexander vor dieser Farbe, weil sie auf Lasterhaftigkeit und Unzucht deute. Polemon und Adamantius nennen sie gelblich und meinen: Wenn die gelbliche Farbe nicht durch Krankheit hervorgerufen ist, zeigt sie Furchtsamkeit und Schlechtigkeit an. Dieselbe Farbe legen sie den Dummen und Gottlosen bei, die naturwidrige Sitten haben. Loxus hat niemals einen bleichen Menschen gesehen, der nicht hinterhältig und boshaft gewesen wäre. Bleiche, gelbliche Farbe wird allgemein für ein Zeichen von Neid gehalten, denn wer mißgünstig ist, erbleicht. Nach Avicenna bedeutet die Bleifarbe Kälte und Feuchtigkeit, mit etwas Melancholie vermischt. Wenn die weiße Farbe einen Stich ins Grünliche hat, so deutet das Weiße auf phlegmatische Flüssigkeit, das Grüne auf dunkles Blut, das mit ersterer vermischt grünlich oder elfenbeinfarben wird. Gelbliche, bleiche

Farbe deutet auf verminderte Verarbeitungskraft. Menschen von solcher Farbe sind lasterhaft und im Vergnügen unmäßig. Nach Albertus weist bleiche, weiße Farbe auf einen Mangel an Tugend und einen Überfluß der phlegmatischen Feuchtigkeit. Plinius faßt nach Aristoteles die Bleifarbe als Zeichen von kurzer Lebensdauer auf. Plutarch erzählt: Als Cäsar den Brutus beargwöhnte, sagte er zu seinen Freunden: „Was dünkt euch von Brutus? Mir scheint er allzu blaß.“ Als aber Antonius und Dolabella bei ihm verdächtigt wurden, soll er gesagt haben, vor so dicken, behaarten Leuten fürchte er sich nicht, nur vor den Bleichen und Hageren graue ihm; er meinte damit Cassius und Brutus. C. Caligula war blaß, sehr furchtsam und verdorben. Die Geschichtsschreiber berichten von seinen ruchlosen Plänen, seinen Schlechtigkeiten und seiner Mißgunst. Cicero hält dem Piso seine blasse Farbe vor und nennt ihn einen knechtischen, verdorbenen Menschen. Nach Sallust hat Catilina eine blutlose Farbe gehabt und einen so verderbten Geist, daß er im eigenen Lande zu Krieg, Mord und Raub schürte. Er war wollüstig und habsüchtig, brachte sein ganzes Gut durch und suchte fremdes an sich zu bringen. Attila, das Verderben seines unseligen Jahrhunderts, hatte eine unmenschliche, blasse Farbe, verwüstete Städte und Länder und ließ sich mit einem vermessenen und schrecklichen Worte Gottesgeißel nennen, um den Haß der Menschheit von sich auf den erzürnten Gott abzuwälzen, als ob dieser keinen Henker hätte finden können, der besser als Attila Rute, Feuer und Schwert führen konnte. Wilde Blässe und Schlangenaugen besaß Actiolinus, der Tyrann von Padua, eine Ausgeburt des menschlichen Geschlechtes, die verheerende Pest seiner Zeit, grausamer als Phalares, Dionysius und Nero; er war unerhört gottlos, seine Mordlust wurde niemals satt. Er ersann die unglaublichsten Qualen und Martern, über 30 000 Menschen fielen als sein Op-

fer. Eine schmutzige, gelblichblasse Farbe hatte der Türkenkaiser Mahomet II., der heuchlerisch, finster, entsetzlich und grausam war. Selimus, der 9. Türkenkaiser, hatte angeblich ein ähnlich bleiches Gesicht und spie Tod, Frevel und Zorn; seinen Vater und seine Brüder beseitigte er durch Gift. Franciscus Pactius, der Julian von Medici den Tod schwur und ihn später tödlich verwundete, hatte ein blasses Gesicht und eine mißgünstige Seele.

Honigfarbe:

Leute von solcher Farbe hält Aristoteles für kalt. Was kalt ist, ist schwer beweglich, mithin träge. Nach Polemon und Adamantius kennzeichnet diese Farbe Furchtsamkeit, Trunksucht, Jähzorn und närrische Schwatzhaftigkeit.

Rote Farbe:

Wer einen rauhen Körper von roter Farbe hat, gilt bei Polemon als schädlich und wankelmütig. Adamantius setzt statt „schädlich“ „falsch“, wahrscheinlich nach der Ähnlichkeit mit den roten Füchsen. Beide Autoren sagen ferner, die Unverschämten seien rot. Albertus schreibt: Die dunkelrote Farbe deutet auf stete Hinterhältigkeit. Aeneas, der sein Vaterland verriet, hatte eine solche Farbe, ebenfalls Metion, der lasterhaft, hartnäckig und lieblos gegen seine Eltern war, wie Dares erzählt.

Feurige Farbe:

Menschen mit dieser Farbe sind nach Aristoteles wahnwitzig, weil alles übermäßig Erhitzte feurig aussieht und Wahnwitzige überhitzt sind. Polemon und Adamantius deuten diese Farbe auf wilde Raserei. Albertus schreibt: Feuerfarbe und funkelnde Augen bedeuten Wahnsinn. So sah die rasende Cassandra aus, die in die Zukunft sah.

Rötliche Farbe:

Sie weist nach Aristoteles auf Scharfsinn. Ein erwärmter Körperteil ist rot. Die rote Farbe ist

also ein Zeichen der Wärme und mithin der geistigen Feinheit. Galen nennt in seinem Buch „Von der ärztlichen Kunst“ diese Farbe das Merkmal einer heißen Körpermischung. Avicenna sagt: Rötliche Farbe deutet auf viel Blut und Hitze.

Rötlichweiße Farbe:

Sie bezeichnet nach Aristoteles, wenn sie in einem glatten Leibe erscheint, gute Anlagen. Die rote Farbe weist ja auf eine hitzige, vollblütige Beschaffenheit, die weiße auf eine kalte, phlegmatische, die Mischfarbe also auf ein sehr gutes Temperament. Galen betont als Merkmal der besten Mischung, d. h. der warmen, feuchten, eine aus Weiß und Rot gemischte Farbe. Solcher Meinung ist auch Avicenna. Aristoteles sagt, diese Farbe deute auf Scharfsinn. Polemon und Adamantius schreiben: Eine etwas rötliche Farbe kennzeichnet einen vortrefflichen, edlen Geist, leichte Auffassungsgabe und Scharfsinn. Der Gestalt des Geistreichen eignen sie eine rötlichweiße Farbe zu. Albertus sagt: Eine helle, zwischen Weiß und Rot stehende Farbe mit einem Stich ins Bräunliche ist das Merkmal eines scharfen Verstandes und guten Charakters. Alexander d. Gr. hatte solche Haut- und Gesichtsfarbe als Zeichen seiner Bescheidenheit, Enthaltbarkeit, Ernsthaftigkeit, Geistesgröße und guten Körperbeschaffenheit. Plutarch erwähnt nach Aristoxenes, sein Schweiß habe gut gerochen und sein Unterzeug wundervoll danach geduftet, was in der richtigen Mischung und der angeborenen Wärme seines Körpers begründet war. Ein rosenfarbenes, herrliches Antlitz hatte Totilas; groß waren seine Geistesstärke, seine Kraft, sein Schamgefühl und seine Frömmigkeit. Galeacius hatte ein rosig schimmerndes, ansehnliches Gesicht und eine würdevolle Gestalt, er war beredsam, freigebig, ein streitbarer Kriegermann und vom Glücke begünstigt und stand in höherem Ansehen als alle seine Zeitgenossen. Carolus Aurelianus, der Sohn des Königs

Franz, hatte ein ähnliches Gesicht und war ein Muster von Freigebigkeit, Glanz und Tapferkeit im Krieg.

15. Die Lippen.

Die Lippen, sagt Aristoteles, fangen gleich unter der Nase an, haben sehr bewegliches Fleisch, sitzen an den Enden des Ober- und Unterkiefers, sind zart und dünn und gleichsam die Wächter von Mund und Zähnen. Avicenna nennt sie die Tore des Mundes.

Dicke Lippen:

Sie deuten nach Aristoteles auf Torheit. Polemon schreibt: Große Lippen kennzeichnen den Unverständigen. Ähnlich Conciliator. Nach derartigen Lippen haben die Labeonen und Chilonen ihre Namen bekommen.

Fig. 17 Über die Unterlippe vorstehende dicke Oberlippen:

Sie sind den Lippen der Esel und Affen ähnlich und deuten auf Torheit. Die erwähnten Tiere unterscheiden sich durch ihre vorstehenden Oberlippen von den Löwen, die zarte, dünne Lippen haben, sagt Polemon bei der Beschreibung der Ungerechten. Weiter schreibt er: Wem die Unterlippe über die Oberlippe vorsteht, der gilt als töricht, kritiklos, schwach und lasterhaft und ist dem Esel ähnlich. Endlich: Wenn die Unterlippe größer ist als die Oberlippe, so deutet das auf Furchtsamkeit. Wie man sieht, müssen alle diese Textstellen berichtigt werden.

Fig. 9 Von dünnen Lippen an großem Munde, deren obere die unteren überragen und an den Mundwinkeln schlaff sind:

Sie kennzeichnen einen großmütigen, starken Menschen, da die Löwen solche Lippen haben, sagt Aristoteles. Auch die großen, starken Hunde haben diese Lippenform. Ähnlich äußern sich Polemon, Adamantius, Conciliator und Albertus. Als Bei-

spiel der Tapferkeit werden die edlen Jagdhunde angeführt. Die Karier opferten dem Mars Hunde, berichten Apollodorus und andere, weil diese Tiere frech und kühn sind. Die Lakedämonier opferten dem Mars Euryalus Hunde und glaubten, damit dem stärksten Gotte das stärkste der zahmen Opfertiere dargebracht zu haben, erzählt Pausanias.

Dünne Lippen an kleinem Munde:

Fig. 27

Sie deuten auf Furchtsamkeit, Schwäche und Arglist. Solche Leute vergleiche ich mit Katzen, deren kleines Maul dünne Lippen hat, und die furchtsam, schwach und hinterlistig sind, oder mit den Weibern.

*Dünne, harte Lippen, die an den Eckzähnen
angeschwollen sind:*

Fig. 16

Sie deuten auf gemeine Art, den Schweinen ähnlich. Des Aristoteles Text ist hier verdorben und in der Übersetzung des Suessanus und Conciliator noch mangelhafter.

Dicke Oberlippen mit geschwollenem Zahnfleisch:

Fig. 19

Derartige Leute neigen zu Gezänk und übler Nachrede und sind den Hunden vergleichbar, wie bei Aristoteles zu lesen, der auch dem Ungerechten solche dicke, gleichsam hochgehobene Oberlippe zuschreibt. Polemon und Adamantius sagen: Wer an den Eckzähnen vorstehende Lippen hat, ist ein schlechter, ungerechter Charakter, ein bissiger Schreihals und gleicht den Hunden an Aussehen und Geist. Polemon nennt solche Lippen fälschlich herabhängend, während der Ungerechte vielmehr eine straffe, stolze Miene hat, was auch viel besser zu ihm paßt; die Hunde, mit denen diese Leute verglichen werden, haben keine herabhängenden Lippen. Dünne, gleichsam ein wenig angehobene Lippen kennzeichnen den wortreichen, ewig anschuldigenden Neider. Der Dichter Phocylides meint, die Weiber seien je nach ihrer geisti-

gen Verschiedenheit aus den verschiedensten Tieren entstanden; die von Hunden stammenden seien mürrisch und rauh.⁵⁰⁾

Vorspringende Oberlippen:

Sie deuten nach Adamantius auf Klugheit. Bei Polemon fehlt die entsprechende Stelle. Man kann solche Leute mit den Elchen vergleichen, von denen Solinus nach Plinius schreibt: Die Oberlippe der Elche hängt so stark vor, daß sie nur weiden können, wenn sie rückwärts gehen. Pausanias hält sie für sehr schlau, weil sie sich, wenn sie den Menschen nur von weitem riechen, in Gruben und tiefen Löchern verbergen. Äsop soll eine geschwollene, vorspringende Oberlippe gehabt haben und war einer der klügsten Menschen.

Vorspringende Unterlippen:

Sie bedeuten zwar nichts direkt Böses, zeigen jedoch Eitelkeit und Grobheit der Gedanken an, sagen Polemon und Adamantius. Albertus hält sie für ein Zeichen nicht gerade von Bosheit, aber von Einfalt und Unverschämtheit (nach meiner Ansicht fälschlich statt Unklugheit). Er schreibt ferner nach Loxus: Eine vorspringende Unterlippe eines kleinen Mundes deutet auf Ruhm- und Ehrsucht.

Lippen, die an den Schneidezähnen dick sind:

Sie deuten nach Polemon auf Lüsternheit. Sein Text wird aber wohl falsch sein.

Lippen, die an den Eckzähnen dick sind:

Sie bedeuten, schreibt Polemon, Giftigkeit, vielleicht weil es auch bei den Schlangen und Nattern so ist.

Lippen, die das Antlitz entstellen:

Sie deuten nach Albertus auf Unsinnigkeit und Torheit, was ich oft bestätigt fand.

Hängende Unterlippen:

Sie entstehen durch Überfluß und Unordnung der Feuchtigkeiten und deuten nach Albertus auf Trägheit, wie man sie bei Ochsen, Eseln und alten Pferden finden kann.

Behaarte Lippen:

Polemon eignet sie den Schwelgern zu. Aristoteles nennt die Schwelger haarig, erwähnt aber die Lippen nicht besonders.

16. Der Mund.

Aristoteles schreibt: Zwischen beiden Kiefern und Lippen liegt der Mund, der aus Gaumen und Schlund besteht. Apulejus nennt den Mund die Vorhalle des Geistes, die Pforte der Sprache und den Versammlungsplatz der Gedanken.

Der große Mund:

Fig. 9

Leute mit breitem Mund sind kriegerisch und kühn, schreibt Aristoteles an Alexander. Polemon und Adamantius sagen: Ein großer Mund steht dem Manne gut und deutet auf Mannhaftigkeit. Nach Albertus eignet den Männern und Mannweibern ein großer Mund.

Der kleine Mund:

Er hat etwas Weibisches an sich, sagen Polemon und Adamantius, weil die Weiber einen kleinen Mund haben. Albertus spricht ihn Weibern und weibischen Männern zu. Helena hatte nach Dares ein kleines Mündchen.

Der kleine, zugespitzte Mund:

Er deutet nach Polemon und Adamantius auf Hinterlist und Unredlichkeit. Ich stelle ihn mit dem der Füchse und Schlangen auf eine Stufe.

Der vorgeschobene Mund:

Er läßt nach Adamantius auf Schwachsinn und törichte Rede schließen. (Polemons Text ist an die-

ser Stelle unbrauchbar.) Albertus ersieht aus ihm Torheit, Schwatzhaftigkeit und Frechheit. Der Bär, schreibt Oppianus, hat ein vorgeschobenes Maul und fast so dicke Lippen wie die Schweine; er kann daher nach Plutarch die Netze mit den Zähnen nicht zerreißen; von Natur ist er wild, töricht und gefräßig. Ovid singt von ihm: „Träge und massig sein Körper und dumm seine trotzig Seele!“

Fig. 16 *Der aufgeworfene Mund mit dicken, rundlichen Lippen:*

Leute mit solchem Mund sind in Charakter und Handlungen den Schweinen gleich, sagen Polemon und Adamantius. Nach Albertus sind sie schmutzig, gefräßig und dumm und bekommen im Laufe der Zeit die Fallsucht.

Der niedrige, flache Mund:

Adamantius hält ihn für ein Zeichen von Furcht und Wankelmut. Polemons Text ist hier lückenhaft und aus dem Adamantius zu ergänzen.

Der Mund, der die Mitte zwischen vorgeschoben und flach hält:

Adamantius hält ihn für die beste Form. Albertus schätzt den nicht allzuflachen Mund am meisten. Niedriger Mund und flache Lippen seien ein Zeichen von Furchtsamkeit und Bosheit.

Fig. 28 *Der weit gespaltene Mund:*

Eine große Mundspalte hält Polemon für ein Zeichen größter Dummheit, Gefühlsleere und Gottlosigkeit, da die Widder solche Mäuler haben. Adamantius schließt daraus auf Gefräßigkeit und Mangel an Weisheit, wie solches bei den Hunden der Fall ist. Albertus schreibt, wenn der Mund über die Maßen groß ist, sodaß er wie gespalten und eingerissen aussieht, so deutet das auf Rohheit, Gottlosigkeit, Kriegslust und Gefräßigkeit. Polemon eignet solche Mäuler den wunderlichen

Meerungeheuern zu. Dem gottlosen Toren geben Polemon und Adamantius ein schwatzhaftes, weit offenes Maul, das das ganze Gesicht in zwei Teile zu spalten scheint. Ich möchte solche Menschen lieber den Wölfen als den Hunden vergleichen. Denn die Wölfe haben ein sehr weit gespaltenes Maul und sind sehr gefräßig. Alle fleischfressenden Tiere haben einen weiten Schlund; unter den Fischen besonders die Hechte, die viel fressen und von Natur das geeignete Maul dazu haben. Ein anderer Fisch, Lamia genannt, hat ein schrecklich weites Maul und ist so gefräßig (er frißt sogar Menschen), daß er Leichen unzerstückelt verschlingt. Die Wasserfrösche haben ein großes, breites Maul, das zu ihrer Art und Lebensweise paßt, und unter den Augen kleine Hörner, mit denen sie den Schlamm aufwühlen, um kleine Fische anzulocken, die sie dann auffressen. Das Maul der Troglodytischen Rinder, die wie Wölfe Fleisch fressen, ist nach Plinius bis an die Ohren gespalten. Nach Älianus fallen sie alle anderen Tiere an. Ein solches Maul hatte auch mein Gärtner, der dumm war und gefräßig wie ein Hund.

Der offene Mund:

Ein offenes Maul ist ein Zeichen von Dummheit. Die meisten Leute bei uns in Neapel lassen, wo sie gehen und stehen, den Mund offen stehen und sind töricht und dumm. Aristophanes hielt alle Menschen mit offenem Mund für Narren.

Der eingefallene Mund:

Er weist auf Neid, Lasterhaftigkeit und Unmäßigkeit, schreiben Polemon und Adamantius. Polemons Text ist hier wieder wie so oft verdorben. Albertus zitiert aus Aristoteles: Ein eingefallener Mund kennzeichnet die Geilen. Eingefallen nennt man einen Mund, wenn das Gesicht zwischen Nase und Kinn nach innen gebogen ist. Sokrates soll so ausgesehen haben.

17. Die Zähne.

Die Zähne sieht man, wenn man den Mund öffnet, sagt Plinius. Sie stehen beim Menschen in einer Reihe nebeneinander; ein Teil ist breit, ein Teil scharf, zwischen beiden stehen die Eckzähne. Manche Leute haben dichtstehende Zähne, manche weiter auseinanderstehende, andere wieder kleine, kurze, richtig geordnete. Die vorderen, oben und unten je vier, heißen Schneidezähne, die daneben, oben und unten je zwei, Eckzähne. Dann folgen die Backenzähne, oben und unten je fünf auf jeder Seite.

Fig. 18

Zähne mit großen Zwischenräumen:

Nach der Beschaffenheit der Zähne kann man leicht die Länge des Lebens schätzen. Aristoteles schreibt in seinen „Problemen“: Wer Zähne mit weiten Zwischenräumen hat, soll angeblich nicht lange am Leben bleiben. Solche Zähne sind ein Zeichen eines schwachen Gehirns mit unvollkommener Atmung, das von Natur feucht ist und daher bald verfault, wie ja auch andere Dinge, die nicht bewegt werden und keine genügende Durchlüftung haben, in kurzer Zeit verderben. Aus demselben Grunde entsteht der reiche Haarwuchs des Kopfes, und daher leben die Männer länger als die Weiber. Je schlechter der Schädel gefügt ist, desto weiter auseinanderstehende, kleinere und schwächere Zähne wachsen und desto geringer ist die Zeugungskraft und die Stärke des Gehirns, woraus eine Schwäche des ganzen Körpers und mithin ein kürzeres Leben folgt. Auch Plinius deutet die erwähnte Zahnform als ein Zeichen kurzen Lebens, und Rhases sagt: Wer weit auseinanderstehende, schwache, kleine Zähne hat, dessen ganzer Körper ist schwach. Ebenso Conciliator. Cäsar hatte nach Sueton zwar Zähne mit großen Zwischenräumen, aber sie waren kräftig und stark, und er erreichte auch ein Alter von 57 Jahren. Ähnlich Augustus, der mit 76 Jahren starb.

Große, starke, dichtstehende Zähne:

Solche Zähne, die womöglich noch in zwei Reihen stehen, deuten auf ein langes Leben; z. B. haben die Männchen oft mehr Zähne als die Weibchen. Nach Scotus weisen sie auf lange Lebensdauer, guten Appetit, Kühnheit und Stärke, wie bei den Pferden zu sehen. Herkules soll drei Reihen Zähne gehabt haben.

Zähne, die sich eng aneinander schmiegen:

Menschen mit solchen Zähnen gleichen den Haustieren, Gemsen oder Ziegen, schreibt Plinius. Auch die Hyänen haben sehr eng zusammenstehende Zähne ohne Zahnfleisch. Plutarch erzählt, Pyrrhus aus Epirus habe an Stelle der Zähne eine zusammenhängende Knochenleiste gehabt, die nur oberflächlich durch Striche abgeteilt gewesen sei.

Lang vorstehende, starke Eckzähne:

Fig. 18

Sie sind ein Zeichen von Genußsucht, Uner sättlichkeit und Schlechtigkeit, sagt Rhases. Ähnlich Conciliator, der sie mit denen der Schweine und Hunde vergleicht. Nach Aristoteles haben die Flußpferde, die wilden Eber und Pferde solche vorstehenden Zähne.

Lange, spitze, starke Zähne:

Sie deuten nach Scotus auf Neid, Gottlosigkeit, Genußsucht, Frechheit, Untreue, Falschheit und Mißtrauen. Nach meiner Ansicht sind sie denen der Schlangen ähnlich. Christiernus, der König von Dacien, hatte solch unnatürliche Zähne und einen schrecklichen Bart und war ein Scheusal, wegen seiner gottlosen Grausamkeit berüchtigt.

Spitze, gerade Zähne:

Scotus sagt: Alle Tiere mit solchen Zähnen sind leicht erregbar und fressen Fleisch, z. B. Löwe, Hund und Bär, im Gegensatz etwa zu Mensch und Pferd.

Verschiedenartige Zähne:

Wenn die Zähne teils schmal, teils breit sind, teils weit auseinander, teils dicht und eng stehen, so deutet das auf einen scharfsinnigen und verständigen, jedoch frechen, neidischen und wankelmütigen Menschen.

18. Die Zunge.

Hinter den Zähnen sitzt im Munde die Zunge, die der Sprache dient und unten mit einem Bändchen angeheftet ist. Nur wenn dies Bändchen gut beschaffen ist, kann die Zunge ihrer Aufgabe gerecht werden, andernfalls ist sie untauglich. Die Zunge selbst ist bald breit, bald schmal, bald mittelgroß. Wenn sie breit ist und die Mundhöhle fast ganz ausfüllt, wird die Sprache schwerfällig und unverständlich. Auch die schmale Zunge, die sich den Zähnen nicht genügend anschmiegen kann, verdirbt die Sprache. Eine mittelgroße Zunge verursacht keinen Sprachfehler und ist daher die beste Form.

Die lispelnde, die stammelnde und die stotternde Zunge:

Das Lispeln besteht darin, daß man irgendeinen bestimmten Buchstaben nicht richtig aussprechen kann, das Stammeln in dem Auslassen von Buchstaben oder Silben, das Stottern darin, daß man nicht imstande ist, die Silben gleichmäßig und fortlaufend aneinander zu fügen. Alle diese Fehler entstehen durch eine Schwäche der Zunge, die nicht so kann, wie der Verstand will. Die an Händen und Füßen noch schwachen Kinder können auch die Zunge noch nicht gebrauchen und müssen schreien und lallen, wie die unvernünftigen Tiere oder die Greise oder die Trunkenen. Man stammelt, wenn die Worte sich überstürzen; die Seele kann den Eindrücken schneller folgen als die langsameren Stimmwerkzeuge. So bleiben die Melan-

choliker oft in der Rede stecken, denen eine sprunghafte Vorstellungskraft eigentümlich ist. Ihre Hitze macht sie möglicherweise so unverschämt, daß sie beim Reden anstoßen und hängenbleiben, wie das allgemein bei zornigen Menschen der Fall ist, die leicht entbrennen, erregt werden und heftig schnaufen, was durch den allzustarken Brand ihrer Hitze kommt. Ähnlich schreibt Aristoteles in seinen „Problemen“. Neoptolemus, nach Dares ein großer Kriegsmann, lispelte, ebenso Alcibiades, der einen starken Körper und Geist hatte. Scotus sagt: Wer stammelt, ist furchtbar und jähzornig, aber leicht zu besänftigen; und Conciliator: Es deutet auf Melancholie, wenn jemand vor Beendigung eines Wortes den Anfang desselben öfters wiederholt.

Die feine Zunge:

Sie kennzeichnet nach Scotus den scharfsinnigen, verständigen, ränkevollen, hinterhältigen Menschen. Ich halte sie darin den Schlangen gleich.

Die hastige Zunge:

Die Zungen, die vor Hast die Worte verdrehen, deuten nach Conciliator auf Torheit, Ungestüm und Jähzorn.

Die schwerfällige Zunge:

Eine Zunge, die schwer beweglich ist und wie ein Stein im Munde liegt, deutet auf Trägheit, sagt Conciliator.

19. Der Atem.

Über den Mund und seine Teile hätten wir das Nötige angeführt und müssen nun mit einigen Worten auf das eingehen, was aus ihm hervorkommt, d. h. auf Atem, Lachen, Stimme und Sprache. Wir beginnen mit dem Atem als dem Ursprünglichen. Nach der Behauptung einiger Aerzte, schreibt Averroes, kann man aus dem

Atem leicht auf die Beschaffenheit des Herzens schließen (ob es warm oder kalt, feucht oder trocken sei), nach der sich die seelischen Kräfte richten: Hitze des Herzens läßt Kraft und Großmut entstehen, Kälte dagegen Schwäche und Kleinmut, mittlere Wärme wohlgeordnete Eigenschaften.

Der kräftige, hastige, volle Atem:

Er weist auf übermäßige Hitze des Herzens oder große Enge der Luftwege, d. h. der Brust und der Lunge. Im letzteren Fall wird der Atem, um einer zu großen Abkühlung des Herzens vorzubeugen, hastig und schnell wieder ausgestoßen. Anders bei einem weiten Herzen, wo die Luftwege weit sein müssen. Polemon und Adamantius schreiben: Tiefes Atemholen deutet auf bäuerliches Wesen und Trunkenheit, sehr häufiges Atemholen auf Stärke. Tiere, die viel schnauben, sind stark und trinken viel, schreibt Michael Scotus, und Albertus meint: Schneller, hastiger, heißer Atem weist auf ein hitziges Herz.

Ebenderselbe Atem

bei Magerkeit von Leib und Brust:

Dieser Atem deutet auf eine hitzige und trockene Beschaffenheit des Herzens. Solche Menschen sind leicht erregbar und schwer zu beruhigen. Den verbitterten Leuten eignen Polemon und Adamantius Heftigkeit von Sprache und Atem zu.

Der schwache, geringe, langsame Atem:

Im Gegensatz zum vorigen bedeutet ein solcher Atem ein kaltes Herz und Furchtsamkeit. Dem Furchtsamen gibt Polemon eine schwache Atmung, Adamantius eine schlecht abgesetzte, unruhige oder langsame. Auch Albertus schließt aus solchem Atem auf Kälte.

Ebenderselbe Atem bei kleiner, glatter Brust:

Solche Leute schweben dauernd in höchster Furcht, ihre Jugend ist dem Alter, ihr Alter dem Tod anderer Menschen gleich.

Der mittelmäßige Atem:

Er läßt auf eine wohlgeordnete Beschaffenheit des Herzens, eine mittelgroße Brust und einen Körper schließen, der weder mager noch fett ist. Er findet sich gewöhnlich bei den Bewohnern der gemäßigten Zone. Ein leichter, ruhiger, geräuschloser Atem deutet nach Polemon und Adamantius auf eine gute Art. Polemons Text ist an dieser Stelle fehlerhaft.

Der gleichmäßige Atem:

Polemon und Adamantius eignen ihn dem Tapferen zu.

Der leichte, geräuschlose Atem:

Wenn der Atem so leicht geht, daß der Mensch kaum zu atmen scheint, so deutet das auf Gedankenreichtum. Die Art der Gedanken kann man aus den Augen lesen, die unsere der Beschaffenheit des Körpers angepaßten Gedanken verraten. Die Geilen denken an Liebeshändel, die Geizigen an Gewinn, die Gelehrten an die Wissenschaft, sagen Polemon und Adamantius.

Der heftige Atem:

Wer so atmet, als ob er durch schnelles Laufen erschöpft sei, ist ratlos und kann nichts für sich behalten, schreiben Polemon und Adamantius.

Der tiefe, volle, leichte Atem:

Wer so atmet und gleichzeitig die Luft durch die Nase ausstößt, ist der Furcht und der Trauer verfallen. Wenn noch andere Merkmale hinzukommen, sind solche Menschen weibisch und geil.

20. Das Seufzen.

Das Seufzen ist eine besondere Art des Atemholens und deutet auf Liebesleidenschaft oder beengende Herzensangst. Wer sich beengt fühlt, hat alle seine Gedanken bei seinem Kummer und vergißt seine Pflichten. Das Herz, das während sol-

chen Versunkenseins keine erfrischende Luft bekommt, ruft, um nicht zu ersticken, die pflichtvergessene Seele zurück, und mit einem einzigen tiefen Atemzug werden alle versäumten Atemzüge nachgeholt. — Das Seufzen ist, wie gesagt, ein Zeichen der Liebe. Eine Stiefmutter, die in Liebe zu ihrem Stiefsohn entbrannte, wurde von dauern dem Seufzen geplagt, wie Apulejus erzählt. Pan soll die Verliebtheit der Psyche an ihrem dauern den Seufzen erkannt haben. Aristoteles schreibt an Alexander: Wenn du einen Menschen siehst, der seine Augen häufig auf dich richtet und erschrickt und rot wird, sobald du ihn anblickst, so kannst du, besonders wenn er auch häufig seufzt, und wenn Tränen in seinen Augen schimmern, gewiß sein, daß er aus Verliebtheit scheu ist. Wer das entgegengesetzte Benehmen zeigt, ist mißgünstig und verachtet dich.

Seufzendes Kopfschütteln:

Wer seufzend den Kopf schüttelt, gedenkt voller Reue der vergangenen Geschehnisse oder Reden, schreiben Polemon und Adamantius.

Seufzendes Kopfschütteln mit starren Augen:

Ein solcher Mensch bereut weniger das Vergangene als er darüber nachsinnt, es in Zukunft zu vermeiden.

Das Gähnen:

Bei Gellius steht zu lesen: Als jemand vor Gericht laut und kräftig gähnte, dachte man, es sei das ein Zeichen von Unstetigkeit und Faselei oder von freier, selbstsicherer Sorglosigkeit; der Betreffende beteuerte aber, sein ewiges Gähnen sei ein trotz aller Mühe unverbesserlicher Fehler, worauf man die schon festgesetzte Strafe aufhob.

21. Das Lachen.

Bei den griechischen Schriftstellern findet man wenig darüber, wir müssen uns auf die latei-

nischen Werke und unsere eigene Erfahrung stützen. Um Verständigkeit und Torheit zu unterscheiden, kann man nichts Besseres tun als auf das Lachen achten. Hippokrates schreibt in seinem Buch „Über den Bau des Menschen“: Es gibt Leute, die immer lachen, und Leute, die meistens traurig sind, was durch die Beschaffenheit der Grundstoffe verursacht wird. Wer reines Blut hat, lacht sehr gern, sieht blühend aus und hat helle Farben. Homer führt das Lachen anscheinend auf große Wärme zurück, da er von unauslöschlichem Lachen spricht. Die Naturkundigen meinen, die Freude sitze in der Milz, und leiten unmäßiges Lachen von einer großen Milz ab. Daher tue den heftig lachenden Leuten der Bauch so weh, daß sie ihn halten müssen, indem sie die Hände auf die linke Seite drücken. Nach Alexander Aphrodiseus ist die Milz nicht unmittelbar die Ursache des Lachens, sondern es ist so: solange sie gesund ist, zieht sie allen schlechten und melancholischen Saft aus der Leber an sich; das also gereinigte Blut durchströmt Körper und Gehirn und stimmt wie ein edler Wein Leib und Seele heiter und erregt das Lachen. Cicero läßt Cäsar folgendes sagen: Ich weiß nicht, wie das Lachen entsteht, wo sein Sitz ist und woher es so plötzlich hervorbricht, daß wir es nicht unterdrücken können, und ich schäme mich meiner Unkenntnis nicht, da es ja auch die nicht wissen, die sich angeblich darauf verstehen.

Häufiges Lachen:

Es gibt ein Sprichwort: Am vielen Lachen erkennt man den Narren. Catull sagt dem Egnatius: „Närrischer kann nichts sein als unaufhörliches Lachen.“ Auch Plutarch und Isokrates halten unmäßiges Lachen für ein Zeichen von Torheit und Unverständigkeit. Seneca sagt: Im Lachen sei mäßig, schallendes Gelächter führt leicht zu Ausgelassenheit und geht oft zu weit. Demokrit lachte sein ganzes Leben lang, in der Schule zu Athen

stand ein Bild von ihm mit lachend geöffneten Lippen. Häufig lachende Leute sind nach Michael Scotus einfältig, töricht, unbeständig, leichtgläubig, nicht verschwiegen und unfein. Unverständiges Lachen ist ein Zeichen von Narrheit. Wenn Menschen unverständlich lachen, redet man sprichwörtlich vom Lachen des Ajax nach dem wahnsinnigen Ajax, der aus Wut über seine Zurücksetzung hinter Odysseus auf das Vieh losschlug, weil er glaubte, es seien Griechen; er streckte zwei große Widder zu Boden und schrie, das seien Agamemnon und Menelaus. Demokrit bekam wegen seines ausgelassenen Lachens den Beinamen Gelasinus, d. h. Lacher.

Lautes Lachen:

Es deutet nach Rhases und Conciliator auf Unverschämtheit. C. Cäsar hatte diese böse Gewohnheit, wie Sueton erzählt.

In Husten übergehendes Lachen:

Wer beim Lachen Atemnot bekommt und husten muß, gilt nach Rhases und Conciliator als rücksichtslos und herrisch. Wer beim Lachen hustet oder den Kopf verdreht, ist unbeständig, neidisch, leichtgläubig und wankelmütig.

Höhnisches Lachen, das die Wangen verzieht:

Wer so lacht, ist anmaßend, hartnäckig, jähzornig, verlogen und falsch, schreibt Scotus.

Das Lächeln:

Ein ewig lächelndes Gesicht deutet nach Albertus auf geile Üppigkeit. Ich halte es für ein Zeichen von schlechtem Gemüt, Verlogenheit, schlechter Denkart, Heuchelei und treuloser Bosheit. Das auf Augen und Mund schwebende Lächeln hat sich mir als schlechtes Zeichen erwiesen. Claudius sagt dazu: „Mit ihrem Schmeicheln und Lachen verdecken sie Falschheit und Ränke.“ So lachen die Weiber. Apulejus schildert Venus süß lächelnd. Es gibt folgende Liebesregel: „Maßvoll beherrscht

sei das Lachen und klein die Grübchen der Wangen!“

Seltenes Lachen:

Die Leute, die nur wenig oder hart lachen, haben ganz andere Eigenschaften. Aristoteles schreibt über die Wahl eines guten Dieners an Alexander: Weder geschwätzig soll er sein, noch viel lachen. Wer nicht viel lacht, sagt Rhases, ist gütig, kommt mit allen Menschen gut aus und ist in seiner Arbeit sorgfältig. Conciliator schreibt: Wer im Lachen Maß hält, ist gütig, freundlich und fleißig. Die Beständigen, Scharfsinnigen, Klugen, Leutseligen und Arbeitsamen lachen nach Scotus nur wenig. Maßhalten im Lachen wird von allen Menschen geschätzt. Tiefer Sinn und Gedankenreichtum dulden kein Lachen. Isokrates nennt unmäßiges Lachen ein Zeichen von Torheit und erzählt, Plato habe einen so zurückhaltenden Charakter und eine so bescheidene Miene gehabt, daß er kein einziges Mal heftig lachend gesehen wurde. Anaxagoras Clazomenius soll niemals gelacht oder auch nur gelächelt haben. Philipp d. J. war so ernst, daß man ihn auf keine Weise zum Lachen bringen konnte. Er war ein Beispiel der höchsten Ernsthaftigkeit, und als er seinen Vater in den öffentlichen Spielen ausgelassen lachen sah, gab er durch Wegwenden des Gesichtes sein Mißfallen kund, wie Eutropius in seiner Geschichte Roms berichtet. M. Crassus mit seiner strengen Stirn und seinem rauhen Charakter soll nur einmal im Leben gelacht haben und bekam daher nach Lucilius den Beinamen Agelasus, d. h. ohne Lachen. Der Römer Horatius de Mariis, ein scharfsinniger, kluger, gelehrter, vorbildlicher Mann, lachte sehr selten.

22. Die Stimme.

Die Stimme entsteht nach Hippokrates durch den Atem und kann dreifach geartet sein, schwer, scharf und mittelmäßig. Aus dem Klang der

Stimme kann man leicht auf den Charakter schließen. Menschen und Tiere mit ähnlichen Stimmen haben ähnliche Charaktere, schreiben Polemon und Adamantius. Es gibt Leute mit Stimmen von Schweinen, Affen, Eseln, Pferden usw., wie man bei Albertus lesen kann. Zu beachten ist, daß nur eine mittlere Stimme gut ist, eine irgendwie von der Norm abweichende ist immer schlecht. Diogenes sagte, er wundere sich stets, daß man keinen Krug und keine Schüssel kaufe, ohne sie zu beklopfen und auf ihren Ton zu achten, während man sich beim Menschen mit dem bloßen Anblick begnüge.

Die schwere Stimme:

Wir beginnen mit den einfacheren Stimmarten, der schweren, groben und der scharfen, hohen Stimme. Beim Anspannen entsteht die hohe Stimme, beim Nachlassen die grobe. Aristoteles schreibt in seinen „Physiognomonika“: Eine schwere Stimme deutet auf Stärke. Alle starken Tiere, z. B. Löwe, Stier, Jagdhund und Hahn haben grobe Stimmen. Die großmütigen Leute haben eine schwere Stimme, feste Aussprache und steife Bewegungen. An einer anderen Stelle nennt er die Stimme des Ochsen heller als die der Kuh. Im Vergleich mit der Stimme anderer Tiere scheint sie mir aber grob zu sein. Gleich nach der erwähnten Stelle schreibt er: Vielleicht kann man Furcht und Stärke der Tiere besser nach ihrer Stimme beurteilen. Eine kräftige Stimme ist ein Zeichen der Tapferkeit, eine angespannte und unsichere ein Zeichen der Furchtsamkeit. Was scharf und zugespitzt ist, dringt augenblicklich durch, was stumpf ist, langsamer: so dringt auch eine scharfe, hohe Stimme ins Ohr, während eine schwere gleichsam nur von außen daranstößt, was an der Schnelligkeit, resp. Langsamkeit der Bewegung liegt. Apulejus spricht von dem groben Brüllen der Stiere und dem Murren der erzürnten Löwen. Da starke Männer viel Luft

ein- und ausatmen, wird diese Luft nur langsam bewegt und erzeugt also eine schwere Stimme. Die schwere Stimme ist die des Mannes, die hohe die des Weibes. Galen sagt: Die Stimme wird schwer durch die Weite der Kehle; die Weite der Kehle entsteht durch die Hitze, die erschlaffen macht. Durch Entspannung der Lungenwege entsteht eine schwere Stimme. Wer hitzig ist, ist auch tapfer. Aphrodiseus schreibt, eine schwere Stimme komme von der Hitze, die die Luftwege erschlaffe und so die Stimme schwer und grob mache. Nur die Hitze entfalte und erweitere die Luftkanäle. Nach Aristoteles wird die Stimme schwer, wenn die Luft langsam bewegt wird. Vitruvius schreibt, die Völker des äußersten Nordens hätten grobe Stimmen, da ihre Atemluft mit Feuchtigkeit beladen sei.

Die schwere, laute Stimme:

Sie kennzeichnet nach Aristoteles die Starken und Tapferen, denen auch Polemon und Adamantius eine große, grimmige, laute Stimme zueignen. Aristoteles sagt in seinen „Problemen“, wer von Natur hitzig sei, habe gewöhnlich eine große Stimme, weil viel heiße Luft in ihm sei; denn die Kraft der Wärme ziehe leicht Atem und Luft an sich, und zwar um so mehr, je größer sie sei. Eine große Stimme entsteht dann, wenn viel Luft bewegt wird. Nach Galen richtet sich die Größe der Stimme in erster Linie nicht nach der Hitze, sondern nach der Weite der Kehle. Der Grieche Diomedes hatte, wie Dares erzählt, eine große, lärmende Stimme und war ein hitziger, ungeduldiger Kämpfer.

Die schwere, grobe Stimme:

Leute mit solcher Stimme sind Lästler und den Eseln gleich. Nach meiner Ansicht sind sie weniger imstande, andere zu verleumden als selbst Verleumdungen zu ertragen. Die Griechen sprechen ihnen die Ehrfurcht ab, weil sie anderen

immer Unrecht zufügen und gleichsam auf der Straße niemandem ausweichen können. Der Esel hat eine grobe, mißtönende Stimme. Die Griechen erzählen folgende Fabel: Als Jupiter mit den Giganten Krieg führte, rief er alle Götter herbei. Bacchus kam mit den Silenen und Satyrn auf Eseln angeritten; als die Esel den Feind von weitem sahen, fingen sie dermaßen zu schreien an, daß die Giganten Hals über Kopf flohen; ob dieses Sieges wurden sie unter die Gestirne versetzt. Herodot schreibt: Das Geschrei der Esel machte die Pferde der Skythen scheu, als sie gegen die Perser ins Feld zogen. Der Vogel Onocrotalus hat seinen Namen von seiner scheußlichen, eselähnlichen Stimme und sieht häßlich und ungeschickt aus. Selimus, des Soliman Sohn, sang und sprach abscheulich, war ungebildet und weibisch und endete sein Leben beim Wein unter Buben und Dirnen.

Die schwere, große, undeutliche Stimme:

Menschen mit solchen Stimmen sind starken Hunden vergleichbar. Suessanus hält sie für jähzornig. Wer eine Stimme hat, die der des Hundes ähnlich ist, gilt als hündisch.

Die schwere, weiche Stimme:

Wer eine entspannte, weiche Stimme hat, ist sanftmütig wie ein Schaf, sagt Aristoteles. Polemon und Adamantius schreiben: Wessen Rede schwer und weich ist, der ist rechtschaffen (Adamantius schreibt sanftmütig). Conciliator eignet die weiche, entspannte Stimme den Sanftmütigen zu, die den Schafen gleichen.

Die schwere, vollklingende Stimme:

Aristoteles schreibt an Alexander: Eine schwere, volle Stimme ist kriegerisch und beredt; ihre Größe deutet auf Stärke, ihr voller Klang auf Beredsamkeit. Ähnlich Conciliator: Eine grobe, laute, volle und freche Stimme ist kriegerisch und beredt.

Die zu Beginn der Rede schwere, am Ende der Rede scharfe Stimme:

Wer mit solcher Stimme redet, ist ein ewig unzufriedener Nörgler und den Rindern vergleichbar, schreibt Aristoteles. Polemon und Adamantius deuten solche Stimme auf Zorn oder Trauer, Albertus auf Leidenschaftlichkeit und Traurigkeit. Das Brummen endet mit schwererer Stimme, das Brüllen mit scharfer, schreibt Ptolemaeus.

Die schwere, hohle, geschmeidige Stimme:

Sie deutet auf ein edles Herz, Großmut und Gerechtigkeit und gleicht der Stimme des Löwen. Hohl nennen wir eine Stimme, wenn sie aus einem tiefen Keller zu kommen scheint. Conciliator schreibt: Eine schwere, biegsame Stimme, die wie aus hohler Brust kommt, deutet auf Gelehrsamkeit und Großmut. Von dem Gerechtigkeitsgefühl der Löwen, die jedes Unrecht rächen und den Übeltäter belauern, ist viel geschrieben worden. Avicenna erzählt, wenn man einen Stein oder Pfeil nach einem Löwen geschleudert habe, ohne ihn zu treffen, so komme der Löwe angestürzt, nicht um zu töten, sondern um zu drohen, daß er nichts ungerächt lassen werde. Als einmal ein Soldat auf einen Löwen schoß, ihn aber verfehlte, so daß der Pfeil nahe am Kopf des Löwen vorbeifuhr, stand der Löwe erst still, sprang dann auf den Soldaten zu und schlug ihm den Helm auf den Kopf, ohne ihn ernstlich zu verletzen oder zu töten. Es ist die Art der Löwen, nicht stärker zu verletzen als sie selbst verletzt werden.

Die scharfe, helle Stimme:

Sie ist ein Zeichen der Furchtsamkeit. Alle furchtsamen Tiere haben helle Stimmen, z. B. Hirsch und Hase. Aphrodiseus meint, hell werde die Stimme, wenn sich die Luftröhre wegen übermäßiger Feuchtigkeit nicht erweitern kann. Wie eine kleine enge Flöte einen hellen Ton gibt, so eine rauhe, enge Kehle eine scharfe, helle Stimme.

Aristoteles leitet die helle Stimme von der Schwäche des Atems ab, deretwegen alle unreifen Knaben, Weiber, Greise und Verschnittenen eine helle Stimme haben. Bei starken Männern, die kräftig atmen und viel Luft einziehen können, wird diese Luft nur langsam bewegt und die Stimme dadurch schwer. Schnelle Bewegung der Luft läßt eine zarte Stimme entstehen. An anderer Stelle gibt er die Schwäche der Luftwege als Grund an sowie die Kleinheit der Durchgänge, durch die die Stimme ihren Weg nimmt. Galen führt die helle Stimme auf die Enge des Schlundes zurück, die auf der angeborenen Kälte beruhe. Homer vergleicht alte Leute mit den hellzirpenden Grillen. Plutarch gibt als Ursache dieser Stimmart die Dürftigkeit des Atems an, die Platoniker den Überfluß an Feuchtigkeit, die das Luftröhre verdicke und verengere; daher hätten die Weiber und Verschnittenen eine helle Stimme, die Männer, bei denen die Luftdurchgänge freier und offener seien, eine tiefe, schwere. Daß bei Weibern und Verschnittenen wegen ihrer Kälte eine übermäßige Menge von Feuchtigkeit entsteht, geht auch daraus hervor, daß sie oft fett werden. Vitruvius erzählt, die Bewohner der südlichen Länder hätten allesamt sehr helle Stimmen. Durch einen Versuch lassen sich diese Verhältnisse verdeutlichen. Wenn man von zwei im gleichen Ofen gebrannten, gleich schweren Krügen, die beim Beklopfen denselben Klang geben, den einen in Wasser steckt und hinterher wieder beide Krüge beklopft, so werden sie verschiedenen Klang haben, und auch ihre Gewichte werden nicht mehr übereinstimmen. So haben die Menschen der heißen Länder eine scharfe, helle Stimme, die der feuchten Länder eine schwere. Die Völker des Nordens und die Weiber haben nach Albertus eine hellere Stimme als die Südländer, und zwar wegen der Weichheit und Enge ihrer Lunge und Luftröhre. Die Durchfeuchtung der Atemwerk-

zeuge macht die Stimme weich, die Schwäche und Entspannung macht sie schwach. Die Stimme von Kranken wird schärfer und heller, weil Austrocknung die Durchgänge verengert, oder weil starke Kälte und Durchfeuchtung entstehen. Bisweilen freilich verschärft sich die Stimme auch infolge von Stärke. Um die Tapferkeit des Mene-laus hervorzuheben, sagt Homer, kein Schrecken könne seine Stimme mindern. Polemon und Adamantius schreiben dem Unverschämten eine scharfe Stimme zu. Der große Philosoph Phavorinus hatte eine solche Stimme und zu seinem größten Kummer keinen Bart und war weibisch, entartet und dermaßen wollüstig, daß er noch als Verschnittener die Frau eines Ratsherrn verführt haben soll.

Die helle, abgesspannte Stimme:

Sie kennzeichnet den Furchtsamen, wie die angespannte Stimme den Tapferen, schreibt Aristoteles. Polemon und Adamantius eignen dem Furchtsamen eine helle, weiche, d. h. abgesspannte Stimme zu.

Die scharfe, laute Stimme:

Nach Aristoteles kommt sie Unwilligen und Zornmütigen zu, die angespannt und scharf reden. Es scheint hier ein Widerspruch zu unserer vorigen Angabe vorzuliegen, da wir die scharfe, helle Stimme ein Zeichen der Schwäche nannten, während die Jähzornigen und Unwirschen stark zu sein scheinen. Diese Bedenken beseitigt Aristoteles, wenn er in seinen „Problemen“ sagt: Mit heller Stimme singen und reden ist zweierlei, alles Schwache hat eine helle Stimme, weil es nicht viel Luft in Bewegung setzen kann, z. B. haben die Schwindsüchtigen und Hinfälligen helle Stimmen. Hell singen aber können nur kräftige Leute. Denn wie sich schnell vollendet, was sich schnell bewegt, also ist auch das Helle von guten Kräften.

Die scharfe, schnatternde Stimme:

Wer eine solche Stimme hat, wie sie die Gänse haben, zeigt damit, daß er närrisch und töricht ist und gern Luftschlösser baut, schreiben Polemon und Adamantius. Apulejus vergleicht diese Stimme mit aufgebrachtem Vogelgeschrei. Conciliator und Albertus sagen: Wer wie ein Vogel zwitschert, ist geil und eitel.

Die helle, weiche, gebrochene Stimme:

Menschen mit solcher Stimme sind nach Aristoteles wollüstig und den Weibern vergleichbar. Ähnlich äußern sich Polemon und Adamantius. Conciliator schreibt: Eine weiche, schnelle, zerrissene Stimme kennzeichnet den weibischen, furchtsamen Menschen.

Die hohe, schreiende Stimme:

Sie deutet nach Aristoteles auf Dummheit, weil sie der Stimme der Ziegen ähnlich ist. Nach meiner Ansicht haben besonders die Fallsüchtigen solche Stimmen. Plutarch erzählt, die Ziegen seien sehr oft mit der Fallsucht behaftet und daher keine Opfertiere.

Die blökende, entstellte Stimme:

Sie deutet nach Polemon auf dumme, den Schafen vergleichbare Menschen. Albertus und Conciliator eignen eine unschöne, schaf- oder ziegenähnliche Stimme der Dummheit zu. Aristoteles hält die Schafe für die dümmsten aller vierfüßigen Tiere, Aelianus nennt sie albern und mißraten. Polemon und Adamantius schreiben den Toren eine blökende, kleine, rauhe Stimme zu. Albertus und Conciliator schreiben: Eine schütterere Stimme, die wie ein zerbrochenes Gefäß klappert, kennzeichnet dumme, gefräßige Leute.

Die zwischen schwer und scharf liegende Stimme:

Aristoteles schreibt an Alexander: Eine weder grobe noch helle Stimme, sondern mittelmäßige

Stimme deutet auf Weisheit, Vorsorglichkeit, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit.

Die zwischen angespannt und schlaff liegende Stimme:

Sie deutet nach Averroes auf eine mittelmäßige Körpermischung, die weder zu kalt noch zu heiß ist. Aus dieser richtigen Körpermischung erwächst nach meiner Auffassung ein geistvoller, guter Charakter.

Die rauhe Stimme:

Leute mit rauher Stimme halte ich für sittenlos und möchte sie den Böcken vergleichen, die geil sind und rauhe Stimmen haben. Die Hirsche bekommen nach Aristoteles zur Brunstzeit eine rauhe Stimme, mit der sie die Weibchen rufen, und schreien aus voller Kehle mit emporgerecktem oder zur Erde gesenktem Hals. Fast alle Tiere haben in der Brunst rauhe Stimmen. Nach Aphrodiseus bekommt der heranwachsende Mensch um das 14. Jahr eine rauhere Stimme, weil sich dann mit dem ganzen Körper auch die Atemorgane verändern. Beim Wachsen erweitert sich die Luftröhre an der einen Stelle mehr, an der anderen weniger, und ihre Innenfläche wird bis zur Kehle hinauf rauh und uneben, so daß die Luft beim Ausatmen oft anstößt und die Stimme uneben, heiser und rauh wird; genau so ist es, wenn Feuchtigkeit in die Luftröhre gerät, wodurch ihre Schleimhaut und mithin der Weg des Atems uneben wird. Die Böcke, die Kraniche und andere heiser schreiende Vögel haben rauhe Luftröhren. Galen schreibt: Rauheit kommt von der ungleichen, harten Beschaffenheit des Körpers. Hart wird die Kehle durch Trockenheit, uneben durch ungleichmäßig verteilte Feuchtigkeit.

Die klare Stimme:

Averroes leitet sie von der Trockenheit der Lunge und der ganzen Körpermischung ab. Eine

heiße, trockene Mischung läßt einen bäuerischen Charakter entstehen. Der grimmige Ajax Telamonius hatte eine klare Stimme.

Die angenehme Stimme:

Liebenswürdige Leute haben nach Polemon und Adamantius eine angenehme Stimme. Priamus hatte eine solche Stimme und einen einnehmenden, klugen, lobenswerten Charakter.

Die liebliche Stimme:

Leute mit lieblicher, süßlicher Stimme sind mißgünstig und argwöhnisch, schreibt Aristoteles an Alexander. Lucian nennt die Stimme des boshaften Pseudomantes lieblich und klar.

Die gesenkte Stimme:

Sie wird von Polemon und Adamantius den Heuchlern zugesprochen.

Die schwache, weinerliche Stimme:

Sie deutet auf Gewinnsucht, Traurigkeit und übertriebenen Argwohn. Nach Conciliator und Albertus kennzeichnet sie rauhe und mißtrauische Menschen.

Die zierliche Stimme:

Eine solche Stimme hatte Aristoteles, wie Laertius aus des Atheners Timotheus Buch „Von den Lastern“ zitiert. Plato hatte nach Plutarch eine zierliche, milde, angenehme Stimme und einen friedfertigen, bescheidenen, guten Charakter. Semiramis galt als Mannweib, vollbrachte während ihrer Herrschaft viele herrliche Taten und soll sogar den Neid überwunden haben.

Die zitternde Stimme:

Sie kennzeichnet die Zaghaften und Furchtsamen, deren Herz ohne Wärme ist und daher zittert. Wenn das Herz zittert, kann keine Bewegung für sich ordentlich ausgeführt werden, sondern es müssen immer mehrere zugleich entstehen, wie bei locker gespannten Saiten.

23. Die Sprache.

Aus der Sprache kann man leicht auf den Charakter schließen. Sokrates sagte beim Anblick eines schönen, schweigenden Jünglings: „Rede, damit ich dich sehe!“, weil er glaubte, man dürfe den Menschen nicht nur nach dem Aussehen beurteilen, sondern müsse auch auf die Äußerungen seines Geistes und Gemütes achten.

Sichere Sprache:

Den Großmütigen schreibt Aristoteles eine sichere Sprache, schwere Stimme und langsame Bewegungen zu. Da solche Leute sich mit wichtigen Dingen beschäftigen, die sie selbst indessen nur selten für wichtig halten, steht ihnen ein solches Gebaren zu.

Heftige, nachdrückliche Sprache:

Sie deutet im Gegensatz zur vorigen nach Aristoteles auf Kleinlichkeit, die alles übereilt und sich mit nebensächlichen Dingen abgibt, die aber für wichtig gehalten werden. Solche Leute haben eine scharfe, hastige Stimme.

Rasche Sprache:

Aristoteles schreibt an Alexander: Wer rasch redet, wird, zumal wenn er eine zierliche Stimme hat, für gottlos, töricht, rücksichtslos und verlogen gehalten. Wer schnell spricht, sagen Polemon und Adamantius, ist ratlos und unverständig. Rhases schreibt, Leute mit rascher Sprache hätten nur wenig Ruhe und geringen Verstand. Conciliator bringt dasselbe wie Aristoteles und fügt noch hinzu, solche Leute seien jähzornig und verschroben. Aratus schreibt den Fröschen Geschwätzigkeit zu, die stete Begleiterin der Dummheit. Eine bestimmte Art von Fröschen hat so wenig Leben und Geist, daß man sie kaum für Tiere halten würde, wenn sie sich nicht ab und zu bewegen würden. Plato schreibt im „Theaetet“: Wir be-

wunderten ihn wegen seiner Weisheit wie einen Gott, aber er war nicht klüger als ein Frosch.

Zurückhaltende Sprache:

Sie weist auf ein friedfertiges, mildes Gemüt, sagt Aristoteles. Der Zornige spannt seine Stimme an, der Zurückhaltende entspannt sie und spricht schwer. Er hält die Atemluft zurück, die bei kalter Körpermischung nur in geringer Menge vorhanden ist; dadurch wird die Seele milde.

Schwerfällige Sprache:

Den Schüchternen und Schamhaften eignen Aristoteles, Polemon und Adamantius eine langsame Sprache zu.

Heftige Sprache:

Die Verbitterten haben eine heftige Sprache.

Kurze Sprache:

Polemon deutet Sparsamkeit im Reden als Trägheit oder Furchtsamkeit.

Grobe, schwache Sprache:

Leute, die grob und schwächlich reden, nennen Polemon und Adamantius dumm, ungerecht und genußsüchtig.

Scharfe, unsaubere Sprache:

Sie soll auf Wankelmüt deuten.

Scharfe, schwächliche Sprache:

Man faßt sie als Zeichen von Furcht und Mißgunst auf. Adamantius sagt statt Furcht Trägheit.

Vom Sprechen durch die Nase:

Wer durch die Nase spricht, ist verlogen, gottlos, boshaft, mißgünstig und schadenfroh, schreiben Polemon und Adamantius, Scotus, Albertus und Conciliator.

Welke Sprache:

Wer matt spricht (nach Adamantius heftig und matt), ist gewaltsam, lasterhaft und menschenfeindlich. Conciliator schreibt: Stimmen, die heftig rauschen oder wie ein falscher Ton klingen, deuten auf Ungestüm, Ungerechtigkeit und ein haßerfülltes Herz.

Mühsame Sprache:

Solche Leute sind für gottlos und unverständig zu halten.

Ruhige, gesammelte Sprache:

Leute, die ruhig, gesammelt, gleichmäßig reden, sind mit irgendeinem Kummer behaftet.

Bescheidene Sprache:

Sie kennzeichnet, sagt Scotus, den Heuchler und Betrüger.

24. Kinnbacken und Kinn.

Den hinteren Teil des Unterkiefers nennt Aristoteles Kinnbacken, den vorderen Kinn.

Das kleine Kinn:

Ein kleines Kinn haben nach Polemon arge, hinterhältige Leute, nach Adamantius auch die Schrecklichen und Grausamen, weil die Schlangen ein solches Kinn haben. Albertus sagt: Ein kleines, kurzes Kinn soll man meiden, weil es nur bei harten, mißgünstigen Menschen vorkommt, die den Schlangen ähnlich sind. Conciliator faßt es als Zeichen von Jähzorn, Hartherzigkeit und Neid auf.

Das lange Kinn:

Wer ein lang vorgestrecktes Kinn hat, ist gottlos und sehr geschwätzig, schreibt Polemon. Adamantius hält solche Leute nicht für gottlos, aber für maßlos geschwätzig und weichlich. Sie sind den Weibern ähnlich, die wenn nicht boshaft, so

doch redselig und weichlich sind. Männer sollen ein viereckiges Kinn haben. Polemon und Adamantius schildern den Schwätzer mit einem geraden, den gottlosen Toren mit einem langen Kinn. Albertus und Conciliator schreiben dieser Kinnform noch viele weitere Eigenschaften zu; ihre Angaben sind aber albern und falsch.

Das runde, haarlose Kinn:

Den Menschen mit solchem Kinn spricht Polemon die Mannhaftigkeit ab und nennt sie weibisch. Ebenso Adamantius, der aber das Wort haarlos wegläßt, weswegen ich seinen Text für verfälscht halte, denn das glatte Kinn ist ein Hauptzeichen der weibischen Leute.

Das viereckige Kinn:

Es deutet nach Adamantius auf Mannhaftigkeit, was sehr richtig aus dem gegensätzlichen Zeichen geschlossen ist; denn wenn ein rundes Kinn den Weibern eignet, so ein viereckiges den Männern. Conciliator ist nach Albertus derselben Ansicht.

Fig. 18

Das gespaltene Kinn:

Ein an der Spitze in zwei Teile gespaltenes Kinn deutet nach Polemon und Adamantius auf Hinterlist. Albertus vermengt fälschlich dieses Zeichen mit dem folgenden, wenn er schreibt: Ein Kinn, das in der Mitte eine tiefe Furche hat, kennzeichnet einen unzüchtigen, gefälligen Mann, der oft auch Zwietracht stiftet.

Das nur wenig gespaltene Kinn:

Nur wenn die Spaltung kaum sichtbar ist, kann man auf Unzucht und leichte Gefälligkeit schließen, schreibt Adamantius.

Fig. 13

Das nach oben zurücktretende Kinn:

Polemon schreibt: Ein Mensch, dessen Gesicht zwischen Nase und Kinn hohl gewölbt ist, wie es bei Sokrates gewesen sein soll, ist ein Schwelger.

Das spitze Kinn:

Menschen mit solchem Kinn sind mutig und den Hunden vergleichbar, schreibt Aristoteles in seinen „*Physiognomonika*“. Wenn man die verschiedenen alten Ausgaben und Übersetzungen dieses Buches vergleicht, sieht man, daß Aristoteles das nicht von der Kinnform schreibt, sondern von den Barthaaren. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß die Haare ein Zeichen von Mannhaftigkeit und Stärke sind. Einen Mann mit dichtem, spitzem Bart halten wir ohne weiteres für mutig und tapfer. Aristoteles schreibt in seinen „*Problemen*“, der Mensch habe einen Bart, weil er keine Mähne habe, und weil die Reste der Nahrung nicht wie bei den Tieren zum Nacken, sondern zu den Kinnbacken gelangten. Bei Dares findet man, Hektor habe einen stattlichen Bart gehabt und sei sehr kriegerisch, mutig und tapfer gewesen. Diogenes hatte nach Sidonius Apollinaris einen großen Bart, ebenfalls Lysander, beide waren vortreffliche Männer.

Bartlose Menschen:

Bartlose Männer sind den Weibern und Verschnittenen ähnlich. Die Verschnittenen hält Polemon für liederlich, verderbt, unbarmherzig, hinterlistig, ruchlos und lasterhaft. Plato schreibt im „*Euthyphron*“, sein Ankläger Melitus habe einen dünnen Bart gehabt. Bei uns geht ein Sprichwort, das besagt: „Ein schlimmer Bart ist bleich und dünn.“

Bärtige Weiber:

Ein bärtiges Weib hat einen sehr schlechten Charakter. Kein Sprichwort ist richtiger als dies: „Ein bärtiges Weib grüßt man am besten von weitem mit Steinen!“ Michael Scotus schreibt: Ein Weib mit Haaren um den Mund ist wegen seiner heißen Körpermischung geil, stark und männlich. Die Ansicht, Hitze lasse die Haare wachsen, ist richtig; denn es sind ja alle warmen Stellen

des menschlichen Körpers mit Haaren bedeckt. Wegen der fehlenden Hitze und ihrer kälteren Natur haben Weiber und Verschnittene nur wenig Haare. Die Kälte zieht die Haut zusammen und macht sie dick und glatt. Ein bärtiges Weib gilt als unheilvolle Mißgeburt. Rauhe Behaarung deutet auf überflüssigen Samen. Der Hase ist stark behaart und das einzige Tier mit oben und unten behaarten Füßen, weshalb er bei den Griechen Dasypodes genannt wurde; er lebt sehr unzüchtig und hat auch auf den Wangen Haare. Ein stark behaartes Weib gilt als geil. Es ist eine von Aristoteles anerkannte Lehre der Ärzte, daß Frauen, deren Geschlechtsorgane eine starke Tätigkeit aufweisen, einmal Bärte bekommen werden. Der Übersetzer des Avicenna merkt an, er habe das sogar bei sehr züchtigen Witwen beobachtet.

Bartlose Weiber:

Ein Weib, das wenig Haare und am Mund gar keine hat, ist scheu, sittsam, sanft und folgsam, schreibt Scotus.

25. Der Hals.

Wir kommen zum Hals, der den Kopf trägt. Unter Hals versteht Aristoteles alles, was zwischen Brust und Gesicht liegt. Vorn ist die Kehle, dahinter der Schlund, der hinterste Teil heißt Nacken.

Der dicke Hals:

Leute mit dickem Hals sind stark und männlich. Unter dick versteht Aristoteles nicht fett, sondern großknochig und sehnig.

Fig. 20

Der dicke, fleischige Hals:

Wer einen dicken, völligen Hals hat, ist jähzornig und den Stieren vergleichbar. Polemon und Adamantius nehmen einen solchen Hals als Zeichen von Zornmut, Prahlerei und Widerspenstigkeit.

keit. Ein gereizter Stier wütet dermaßen mit seinen Hörnern und wird so zügellos und toll, daß weder Hirt noch Furcht noch sonst etwas ihn einschüchtern könnte. Aelianus schreibt nach dem „Jagdbuch“ des Oppianus: Die Bistonischen Ochsen haben einen schrecklichen, fetten Nacken und morden Menschen und Tiere, die sie mit den Hörnern in die Luft werfen.

Der fette Hals:

Fig. 16

Wer einen fetten Hals hat, ist dumm und ein großer Freßsack, schreibt Aristoteles an Alexander. Die Schweine sind gefräßige, rohe Tiere und haben einen fetten Hals. Adamantius sagt: Ein feister Hals deutet auf Jähzorn, Roheit, Ungelehrigkeit und schweinishen Charakter. Albertus schreibt: Wer ein sehr großes oder breites Genick hat wie die Schweine, ist zornmütig und ungelehrig. Man pflegt einen schmutzigen, unbescheidenen, sehr dummen und zügellosen Menschen kurzweg ein Schwein zu nennen.

Der schlanke, zierliche Hals:

Menschen mit schlankem Hals sind schwach und den Weibern vergleichbar. Aristoteles schließt das aus dem gegensätzlichen Zeichen; denn ein großer, dicker Hals deutet auf Stärke. Polyxena hatte nach Dares einen zarten Hals und ein einfältiges Herz.

Der schlanke, lange Hals:

Fig. 8

Menschen mit solchem Hals haben eine laute Stimme und sind dumm und den geschwätzigen, eitlen, leichtbeweglichen Vögeln ähnlich, schreibt Aristoteles an Alexander. Weiter nennt er solche Leute furchtsam und vergleicht sie den Raben. Polemon und Adamantius eignen lange, schlanke Häuse furchtsamen, schlechten Charakteren zu. Rhases verbindet beide Ansichten und schreibt: Ein langer, schlanker Hals weist auf Furcht, Geschwätzigkeit und Dummheit. Nach Sueton hatte

C. Caligula einen sehr schlanken Hals und sehr schlanke Beine; er war furchtsam und lasterhaft; als er über den Rhein gegen die Barbaren zog und jemand voraussagte, es werde ein großer Schrecken kommen, bestieg er sein Pferd und entfloh eilends.

Der nicht sehr lange und nicht sehr dicke Hals:

Wer einen großen, nicht sehr fleischigen Hals hat, gilt als großmütig, weil er den Löwen vergleichbar ist, denen Aristoteles einen mittleren, länglichdicken Hals zuschreibt. Den starken Menschen stellt er mit einem kräftigen, nicht sehr fleischigen Hals dar. Polemon und Adamantius schreiben: Ein kräftiger, starker, mäßig langer und dicker Hals deutet auf Tapferkeit, Gelehrsamkeit und Begabung. Galen sagt in seiner „Ärztlichen Kunst“: Der Hals folgt unmittelbar auf Hirn und Haupt; daher hat ein schwächtiger, schlecht gebauter eine schlimme Bedeutung und ein dicker, schön gebauter eine sehr gute. Ein starker, länglicher, nicht allzu fleischiger Nacken weist nach Conciliator auf Stärke und Mut. Einen solchen Nacken nennt man muskulös und gedrungen.

Der kurze Hals:

Aristoteles faßt ihn als Zeichen von Schlaueit, Schmähsucht, Verschlagenheit und Hinterlist auf und vergleicht ihn mit dem der Wölfe. Nach Rhases und Conciliator deutet ein kurzer Hals auf Verschmitztheit und Klugheit. Ein fester Nacken, der sich nur schwer beugt, kennzeichnet räuberische Leute, die den Wölfen vergleichbar sind. Nach Aelianus haben die Wölfe einen ganz kurzen, zusammengestauchten Hals, der sich nicht rückwärts wenden kann; wenn sie hinter sich sehen wollen, müssen sie sich ganz herumdrehen. Das Meerkalb hat einen kurzen, dicken Hals und frißt viel Fleisch. Der Habicht hat einen sehr kurzen Hals und ist ein großer Räuber, schreibt Aristoteles. Nach Plinius und Solinus haben die Hyänen

einen starren Rücken und Hals, den sie nur drehen können, wenn sie den ganzen Körper wenden; sie sind gefräßige, hinterlistige Tiere aus dem Geschlecht der Wölfe.

Der sehnig gespannte Hals:

Menschen mit solchem Hals sind böse und, wenn noch andere Zeichen hinzukommen, töricht und gänzlich ohne Verstand. Ähnlich schreiben Polemon und Adamantius und nach ihnen Albertus und Conciliator.

Der schwache Hals:

Boshaft törichte und verschlagene Menschen haben einen schwachen Hals, schreibt Adamantius. Albertus sagt: Ein gelöstes, hängendes, schwaches Genick kennzeichnet schädliche, hinterhältige Leute.

Der Stummelhals:

Solche Leute sind nach Adamantius mit Worten kühn und frech, im tätigen Leben aber furchtsam. Albertus hält einen kurzen Hals für ein Zeichen von Unbesonnenheit und Frechheit.

Der harte Hals:

Er deutet auf Roheit und Ungeschicklichkeit. Albertus schreibt: Ein hartes Genick kennzeichnet die Ungelehrigen, unwissende Leute nennt man gemeinhin hartnäckig.

Der weiche Hals:

Unwissende Leute haben nach Polemon einen weichen Hals.

Der rauhe, fette Hals:

Er deutet nach Polemon auf Furcht und Verzagtheit.

Der Hals mit großen Blutadern:

Wer am Halse große, durchschimmernde Blutadern hat, ist nach Adamantius roh und ungeschickt. Der Text ist jedoch an dieser Stelle un-

klar und wahrscheinlich entstellt. Aristoteles schließt aus großen Blutgefäßen auf Zorn, weil im Zorn die Adern anschwellen.

Der steife, unbewegliche Hals:

Er deutet nach Adamantius auf Unwissenheit, Hartnäckigkeit und Roheit, nach Polemon auf Bosheit und unter bestimmten Umständen auf Schwäche. Ein steifes, gleichsam erstarrtes Genick kennzeichnet ungelehrige, übermütige, bisweilen törichte Menschen, und zwar ist zu beachten, ob der Hals nur wenig beweglich oder ganz steif ist; im ersten Falle kann man auf Torheit schließen, im zweiten auf Ungelehrsamkeit und Widerspenstigkeit. Manche Leute tragen den Hals absichtlich steif, drehen den Nacken bald hierhin, bald dorthin und legen so ihre Torheit an den Tag. Fabius meint: Ein steifer, harter Kopf deutet auf eine gewisse Wildheit und Unbändigkeit. Tiere mit steifem, unbeweglichem Hals sind wild, hinterhältig und gefräßig. Als Beispiel erwähnten wir schon die Hyäne, wozu wir jetzt noch den Wolf fügen, der sich ebenfalls beim Zurückblicken ganz umdrehen muß. Löwen und Wölfe haben einen knochensteifen Hals. Nach Ambrosius haben auch die Schweine starre, unbewegliche Häuse.

Der gleichsam gebrochene Hals:

Die Texte des Polemon und Adamantius sind hier sehr mangelhaft und dunkel. Wir wollen versuchen, sie so gut wie möglich zu ergänzen. Wer sich so stellt, als sei sein Hals fast gebrochen, verrät damit seine weichliche, wollüstige Natur; er sucht sich auf diese Weise zu verbessern und will dadurch Zucht- und Schamlosigkeit verbergen. Polemon und Adamantius eignen weibischen Leuten einen gebrochenen Hals zu. Wenn ein harter, steifer Hals den Widerspenstigen und Harten zukommt, so ein gebrochener den Verweichlichten und Weibischen. Albertus führt an dieser Stelle unpassenderweise neben den Zeichen am Nacken

noch viele andere an; er schreibt: Wenn du einen Menschen siehst mit gleichsam fließendem, gebrochenem Nacken, lachend zusammengezogenen Lippen, unruhig bewegten Augen, zitternder Stimme und großer Unruhe beim Sitzen und Stehen, so kannst du sicher sein, daß er weibisch ist. Fabius meint: Ein niedergedrückter Kopf oder Nacken deutet auf Niederträchtigkeit. Alcibiades hatte nach Plutarch einen derart gebogenen oder gebrochenen Nacken.

Der gestreckte Hals:

Wer den Hals nach oben reckt, ist ungerecht, unverständlich und töricht. Albertus schreibt nach Polemon und Adamantius: Ein starr gereckter Hals deutet auf Ungelehrigkeit, Uebermut und Widerspenstigkeit, die kein Ohr hat für Ermahnungen. Fabius meint: Anmaßung reckt das Haupt nach oben.

Der nach vorn gebogene Hals:

Polemon und Adamantius schreiben: Ein gebogener Hals kennzeichnet den Toren; er kann aber auch auf Sorgfalt, Sparsamkeit, Verkehrtheit und Weichheit deuten, auf einen Menschen, der keine einfältige und gerade Seele hat. Nach Albertus deutet ein gebogener Nacken auf Gelehrsamkeit, wobei man unter gebogen weich und leicht biegsam zu verstehen hat. Derselbe Autor sagt weiterhin: Ein zur Brust gebogener Hals läßt auf Gedankenfülle schließen, bisweilen auch auf Kargheit und Boshaftigkeit, weshalb man darauf achten muß, ob die entsprechenden anderen Merkmale vorhanden sind. Ein einzelnes Zeichen für sich allein besagt nichts. Ähnlich Conciliator. Aratus hatte einen gebogenen Nacken, ebenso Zeusipp, wie Sidonius Apollinaris dem Faustus schreibt.

Der nach rechts geneigte Hals:

Menschen mit solchem Hals halten Polemon und Adamantius für sittsam und fleißig. Nach

Plutarch soll Alexander von Mazedonien einen etwas nach rechts gebogenen Hals gehabt haben.

Der nach links geneigte Hals:

Polemon und Adamantius erkennen daran die Ehebrecher und zuchtlosen Leuten. Albertus die Toren und Lüstlinge.

26. Die Kehle.

Fig. 25

Die rauhe Kehle:

Eine (äußerlich) rauhe Kehle deutet auf Leichtsin, Fruchtbarkeit, Mutwillen und Geschwätzigkeit. Albertus und Conciliator haben dieselbe Ansicht und vergleichen solche Menschen mit Vögeln.

Die vorspringende, knotige Kehle:

Sie kennzeichnet den weisen Menschen, der seine Zunge im Zaum zu halten weiß. Wenn der Knoten innen sehr fest ist, so ist der betreffende Mensch unzugänglich, verdrießlich und trunksüchtig, schreibt Polemon. Adamantius sagt: Ein Mensch mit einem vorspringenden Knoten an der Kehle ist zwar eiteln Sinnes, hat aber keine freche Zunge; er ist tiefsinnig, trunksüchtig, unzufrieden, verdrießlich und argwöhnisch. Albertus und Conciliator meinen: Ein Knoten an der Kehle weist darauf hin, daß der Mensch leichtfertig ist, nicht frech und boshaft, sondern traurig in sich und argwöhnisch gegen andere. Julius Cäsar hatte eine vorspringende Kehle, wie man auf seinen Bildern und Münzen sehen kann.

27. Die Schlüsselbeine.

Die Schlüsselbeine verbinden die Schultern mit der Brust und schließen sie aneinander, wovon sie ihren Namen haben, und womit zugleich gesagt ist, daß sie nicht unordentlich bewegt oder aus ihrer Lage gebracht werden dürfen. Sie reichen

bis zur unteren Grenze der Kehle und trennen Hals und Brust von einander.

Schlecht abgesetzte Schlüsselbeine:

Fig. 13

Sie deuten auf schlechte, unempfindliche Sinne, die nur schwer beweglich sind, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Polemon und Adamantius halten sie für ein Zeichen von Schwäche der Sinne und Handlungen und eignen sie den Dummen, Unempfindlichen zu. Albertus schreibt, wenn der unterste Teil der Kehle gleichmäßig in Schultern und Brust übergeht, so deutet das auf Schwerfälligkeit der Sinne und Dummheit; derartige Leute sind zu keinem Handwerk zu gebrauchen. Daher erklärte der Physiognomiker Zopyrus, der gewerbsmäßig den menschlichen Charakter aus Augen, Gesicht und Stirn deutete, Sokrates sei dumm, stumpfsinnig und weibisch, weil er über den Schlüsselbeinen keine hohle Stelle habe, sondern alles dort ausgefüllt sei.

Freie Schlüsselbeine:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf einen weibischen Menschen. Albertus und Conciliator fassen weit von den Schultern abstehende, breite, lange Schlüsselbeine als Zeichen geistiger Schwäche auf.

Schön gelöste Schlüsselbeine:

Wer schön abgesetzte Schlüsselbeine hat, ist scharfsinnig und kann leicht die Bewegung der Sinne aufnehmen. Aristoteles versteht unter Bewegung der Sinne die Bewegung der empfindsamen Geister, die dem Verstande dienen und den Menschen verständig machen. Der Löwe hat nach ihm Schlüsselbeine, die gelöst sind und nicht geschlossen. Polemon und Adamantius schreiben: Kluge, mannhafte Menschen haben Schlüsselbeine, die sich in richtiger Weise gut abheben. Ebenso Albertus und Conciliator.

28. Der Nacken.

Wir kommen zum Rückgrat, das den Kopf trägt, und beginnen mit dem obersten Teil, dem Nacken, der bis zu den Schulterblättern reicht. Aristoteles schreibt in seinem Buch „Von den Tieren“: Der Kopf dreht sich auf dem Nacken, dessen Aufgabe es ist, sich nach rechts und links, nach vorn und hinten zu biegen. Der Nacken besteht aus sieben runden Wirbelknochen, damit wir besser umhersehen können.

Fig. 15

Der dicke Nacken:

Ein Nacken, der dicker ist als der Hals, deutet nach Polemon auf Unwissenheit und Ungerechtigkeit. Adamantius redet hier von rauhem Nacken und Hals. Ich halte Polemons Text für richtiger. Wenn wir uns an den Augenschein halten, sehen wir, daß C. Cäsar z. B. ein sehr großes Genick hatte und sehr unwissend war. Seine Mutter Antonia sagte, er sei ein Ungeheuer von Mensch, ein unvollendetes Werk der Natur, und wenn sie jemand für sehr unverständig hielt, sagte sie, er sei noch dümmer als ihr Sohn. Einen feisten Nacken hatte Nero, wie wir bei Sueton lesen.

Der rauhe Nacken mit vorspringenden Schulterblättern:

Wer einen von den Wirbelknochen rauhen Nacken hat, ist ein rauher Charakter. Polemons Text ist lückenhaft und aus dem Adamantius folgendermaßen zu ergänzen: Wer einen von den Wirbelknochen rauhen Nacken hat und an der Halswurzel vorspringende Schulterblätter, ist schmähsüchtig. Bei der Beschreibung des Ungerechten sagt Polemon: Wem die Wirbel am Halse weit vorragen, der ist ein Lästermaul und den Wildschweinen gleich. Albertus schreibt: Wenn zwischen den Schulterblättern und dem Anfang des Halses ein Wirbel weit vorspringt, und auch die anderen Wirbel nicht gleich hoch sind, so daß

der Nacken rauh und höckerig wird, sind die betreffenden Leute gewöhnlich stolz und übermütig.

Der runde Nacken und Hals:

Den gottlosen Toren sprechen Polemon und Adamantius fälschlich einen runden Nacken und Hals zu, während Albertus den rauhen Hals für ein Zeichen der Tüchtigkeit von Leib und Seele hält.

Der behaarte Nacken:

Fig. 9

Menschen mit behaartem Nacken sind freimütig und den Löwen vergleichbar, sagt Aristoteles. Ein Hals mit dichten Haaren deutet nach Adamantius auf Stärke und Großmut.

29. Die Schulterblätter.

Nachdem wir die Bedeutung aller oberen Körperpartien bis auf die Brust hinab erklärt haben, kommen wir zum Rumpf. Aristoteles nennt alles, was zwischen Hals und Scham liegt, Brust. Der Rumpf hat eine vordere und eine hintere Seite. Wir beginnen mit der hinteren. Auf das Genick folgen die Schulterblätter, zwei breite Knochen, die beiderseits vom Nacken zur Schulter und bis auf die neunte Rippe hinab reichen und die Schultern breit und dreieckig machen.

Große, breite Schulterblätter mit weitem Zwischenraum:

Sie sind nach Aristoteles ein Zeichen der Beherzten, nach Polemon und Adamantius der Mannhaften. Plato hatte seinen Namen von seinen breiten Schultern. Er war ein starker Fechter und wandte sich erst später der Philosophie zu. Plutarch erzählt, er habe diesen Namen bekommen, weil er, als er bei dem Argiver Aristion den Faustkampf lernte, alle Mitschüler an Stärke und Schulterbreite übertraf. Der Kaiser Tiberius hatte

breite Schulterblätter, und sein ganzer Körper besaß dementsprechende Ausmaße.

Hochstehende Schulterblätter:

Sie werden von Aristoteles den Unverschämten zugeschrieben.

30. Der Rücken.

Der Rücken ist wie ein Schiffskiel geformt, hält die ganze Körpermasse aufrecht und kann sich nach allen Seiten biegen. Er wird bis zur letzten Rippe von 12 Wirbelknochen gebildet und liegt hinter der Brust. Unter der letzten Rippe folgen die fünf großen, dicken Lendenwirbel. Aristoteles schreibt: Den Rücken gab die Natur dem Menschen als Halt und Stütze; mit seiner Hilfe können wir aufrecht stehen.

Der große, starke Rücken:

Er deutet auf eine starke Seele und gilt als männlich. Polemon und Adamantius halten ihn für ein Zeichen von Beherztheit und Großmut.

Der schmale, schwache Rücken:

Er deutet nach Aristoteles auf Weichheit und gilt als weiblich. Polemon und Adamantius schließen aus dem Gegensatz zur vorigen Form auf Furchtsamkeit und Schwäche. An Alexander schreibt Aristoteles: Ein feiner Rücken deutet auf eine zerfallene, schlimme Natur und ist dem schmalen, schwachen Rücken der Affen und Katzen zu vergleichen.

Der magere Rücken:

Den Geistvollen eignet Aristoteles einen Rücken mit wenig Fleisch zu.

Der behaarte Rücken:

Wer einen behaarten Rücken hat, ist rauh und den wilden Tieren ähnlich. Statt rauh haben manche Texte unverschämt. Ich halte rauh für

richtiger, weil die wilden Tiere mehr rauh und grausam als unverschämt sind, wie Aristoteles in seinen „Physiognomonika“ bezeugt.

31. Das Mittelstück des Rückens.

Das Zwerchfell ist eine Haut, die Atmungs- und Verdauungsorgane von einander trennt. Der Teil des Rückens hinter dem Zwerchfell wird Metaphrenon genannt, d. i. etwa das Mittelstück des Rückens.

Fig. 1
u. 3

Das große, fleischige, wohlgegliederte Mittelstück:

Es weist auf Gemütsstärke und gilt als männlich. Polemon und Adamantius schreiben: Ein starkes Mittelstück ist ein sehr gutes Zeichen und kennzeichnet den Tapferen. Ein breiter, fester Rücken deutet nach Albertus auf Mannhaftigkeit.

Das magere, schwache, schlecht gegliederte Mittelstück:

Es weist auf ein weiches Gemüt und gilt als weiblich. Polemon und Adamantius schließen daraus auf Furchtsamkeit und Verzagtheit. Auch Albertus faßt es als weiblich auf.

Das breite Mittelstück:

Nach Polemon und Adamantius deutet es auf Großmut. Ich möchte es dem der Löwen an die Seite stellen, denen Aristoteles Großmut und breiten Rücken zuschreibt.

Das fleischige Mittelstück:

Polemon und Adamantius schließen daraus auf mangelhafte Sinne.

Das magere Mittelstück:

Hieraus schließen sie auf Torheit.

Das rückwärts gestreckte Mittelstück:

Solche Leute sind ruhmstüchtig und unverständig und den Pferden vergleichbar, schreibt Aristo-

Fig. 26

teles. Suessanus redet von Menschen mit hohlem, rückwärts überhängendem Rücken und hält sie für weich und töricht wie die Pferde, die einen durchgebogenen Rücken haben und zur Brunstzeit ganz toll werden. Einen gestreckten Rücken und Nacken hat der Pfau, der klüger und eitler ist als andere Vögel und, wenn man ihn lobt, seine schimmernden Farben entfaltet und in die Sonne hält, damit sie noch leuchtender strahlen. Plinius meint: Der Pfau bewundert selbst seine schönen, ausgestreckten Federn und ist sehr stolz, wenn jemand seine Schönheit lobt. Wenn man ihn tadelt, faltet er den Schwanz zusammen, um seinen Haß zu zeigen, sagt Oppianus.

Das nach vorn gekrümmte Mittelstück mit zur Brust gezogenen Schultern und gleichsam geknicktem Körper:

Ein Mensch, der so aussieht, ist nach Adamantius gewinnsüchtig, nach Polemon verschroben und mißgünstig.

Das weder rückwärts noch nach vorn gebogene Mittelstück:

Diese mittlere Form hält Aristoteles für die beste. Ein mäßig gerundetes Mittelstück kennzeichnet nach Polemon und Adamantius den klugen, gefälligen, angenehmen Menschen.

Fig. 25

Das behaarte Mittelstück:

Wer viel Haare auf Schultern und Rücken hat, ist den Vögeln ähnlich, er hat hohe Pläne und Gedanken, schreiben Polemon und Adamantius in dem Kapitel „Von den Haaren“.

32. Der Buckel.

Wenn die Schulterblätter am Rücken verschoben werden, entsteht ein Buckel, entweder als Naturfehler oder durch die Schuld der Ammen, wenn sie die Kinder zu früh Gehversuche machen las-

sen und sie ungeschickt tragen; dann werden die im unteren Teil noch sehr schwachen Schulterblätter nach oben verschoben, geben dem Zug der Muskeln nach und stehen vor.

Der Rückenbuckel:

Abgesehen von den Fällen, wo der Buckel durch Körperweichheit entsteht, welche letztere außer dem Buckel noch andere Merkmale erzeugt, sind Menschen mit einem Buckel sehr schlecht. Michael Scotus schreibt: Menschen mit einem Buckel sind scharfsinnig und geistvoll, falsch und boshaft und haben ein gutes Gedächtnis. Ich halte alle Leute mit irgendeinem Gebrechen für mißraten, ganz besonders die Buckligen, da bei ihnen der Fehler nahe beim Herzen sitzt, der Grundlage des ganzen Körpers.

Der Brustbuckel:

Er deutet nach Scotus auf eine doppelte Seele und mehr Unverstand als Weisheit.

33. Die Rippen.

Die Rippen heißen im Lateinischen *costae* von *custos*, d. h. Wächter, weil sie gleichsam die inneren Teile bewachen. Sie schützen die Atemorgane, reichen vorn von den Schlüsselbeinen bis zum schildförmigen Knorpelfortsatz des Brustbeins und bilden hinten von den Nackenwirbeln an ein Gerüst.

Gute Rippen:

Wer gute, starke Rippen hat, ist tapfer und zählt zu den Männern. Aristoteles eignet den Jähzornigen solche Rippen zu und den Tapferen starke, große Knochen, Rippen und Gliedmaßen. An der Leiche des Rotophanes Magnesius, doppelten Siegers in Olympia, fand man an Stelle der Rippen eine zusammenhängende Knochenscheibe vom Hals bis zu den Hüftbeinen.

Schlechte Rippen:

Leute mit schlechten Rippen haben nach Aristoteles ein weiches Gemüt und sind den Weibern vergleichbar. Zarte, schwache Seiten deuten auf Furchtsamkeit und Schwäche, schreiben Polemon und Adamantius. Ähnlich Rhases, Albertus und Conciliator.

Kleine Rippen:

Sie sollen Kleinmut, Bosheit und Gefräßigkeit anzeigen.

Große, gleichsam aufgeblasene Rippenbögen:

Wer dicke, geschwollene, gleichsam aufgeblasene Seiten hat, gilt als geschwätzig und närrisch wie die Ochsen und Frösche. Nach Conciliator ist er auch ein Trinker.

Fleischige, harte Rippen:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Roheit und Ungeschicklichkeit. Rhases schreibt: Breite Rippen mit viel Fleisch deuten auf Torheit. Albertus faßt sie als Zeichen der Ungelehrsamkeit auf.

Rippen mit wenig Fleisch:

Geistreiche Leute haben nach Aristoteles Rippen mit wenig Fleisch.

34. Die Lenden.

Die fünf Lendenwirbel sind die größten und dicksten Wirbel. Ihr Kanal enthält viel Rückenmark. Die Lenden reichen vom Gurt bis zu den Nieren und sind der Sitz der Geilheit. In der Hl. Schrift steht geschrieben: Eure Lenden seien umgürtet. Wenn die Ägypter Gestalt und Beschaffenheit eines Menschen darstellen wollten, malten sie, wie Orus erzählt, vorzüglich die Lenden oder die Wirbelsäule. Manche glauben, der Same komme von den Lenden, die ein Teil des Bauches sind und beim Beischlaf stark arbeiten.

Starke, knochige Lenden:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Mannhaftigkeit.

Kleine, schwache Lenden:

Aristoteles eignet sie den Furchtsamen zu.

Fleischige Lenden:

Ungeschlachte, rohe Leute haben nach Aristoteles fleischige Lenden.

Fleischige, weiche Lenden:

Menschen mit solchen Lenden halten Polemon und Adamantius für weibisch. Albertus schreibt: Wenn der unterste Teil des Rückgrats breite Gesäßbacken zur Seite hat und auch sonst von weichem Fleisch umgeben ist, ist der betreffende Mensch weibisch.

Spitzige Lenden:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Verweichlichung, Maßlosigkeit und Furchtsamkeit. Ähnlich Albertus.

Zitternde Lenden:

Lüstlinge haben nach Aristoteles Lenden, die beim Gehen erzittern. In seinen „Problemen“ schreibt er: Menschen, deren Lenden oft und heftig in Bewegung geraten, z. B. Reiter, üben mit der Zeit immer bereitwilliger den Beischlaf aus, lassen sich von der Hitze und Bewegung ebenso anfechten wie vom Beischlaf und werden immer geiler. Aus demselben Grunde sind die Weberinnen, die ihre Lenden viel bewegen müssen, geiler als andere Weiber.

Länglichrunde, schlanke Lenden:

Sie deuten auf Jagdlust nach dem Beispiel der Löwen und Hunde. Die Jagdhunde haben bekanntlich zusammengezogene Lenden, die länglich, hart, schlank, sehnig, gerundet und mittel-

groß sind. Albertus führt die Merkmale von Rücken und Lenden zugleich an und sagt: Wer einen gebogenen Rücken und schmale Hüften hat, die gleichsam von einem Gürtel eingeschnürt sind, ist auf allen Gebieten, vornehmlich in der Jagd tüchtig.

35. Die Schultern.

Schultern nennt man den Körperteil, an dem die Arme sitzen.

Starke Schultern:

Sie weisen nach Adamantius auf einen starken Charakter. Polemon eignet dem Tapferen starke, dem Zornigen breite Schultern zu. Cicero schreibt, die Ochsen hätten breite Rücken und kräftige, breite Schultern, um den Pflug ziehen zu können. Der Löwe hat nach Aristoteles kräftige, breite Schultern. Bei Homer schließt Leodamas aus der Schulterform des Odysseus auf seine Tapferkeit.

Ungegliederte, schwache Schultern:

Aristoteles hält sie für ein Zeichen eines schwachen Gemütes und vergleicht sie den Weibern. Polemon und Adamantius halten solche Schultern für ein Zeichen von Verweichlichung und Furchtsamkeit. Conciliator schreibt: Schlecht abgesetzte Gelenke und Knoten deuten auf Torheit. Er selbst hat derartige Schultern und ist ein solcher Narr, daß er nicht einmal richtig von anderen abschreiben kann.

Schlecht gelöste Schultern:

Wer solche Schultern hat, ist verkrampft und unfreigebig, denn alle Geizhalse ziehen die Schultern ein. Ähnlich Conciliator.

Schlaffe Schultern:

Albertus faßt sie als Zeichen von Schwäche und Furchtsamkeit auf.

Gelöste Schultern:

Sie deuten auf eine freigebige Seele. Ganz allgemein sind alle wohlgestalteten Menschen tugendsam, alle ungestalteten aber lasterhaft, und so ist es auch mit der Freigebigkeit und der Unfreigebigkeit. Man kann das erwähnte Merkmal den Löwen vergleichen, deren ganzer Körper mitsamt den Schultern schön gelöst ist. Ich beobachtete oft bei den nackten Ruderern auf der Galeere, daß die stärksten unter ihnen schön gelöste, wohlgegliederte Schultern hatten, und bei den teigknehenden Bäckern, daß die stärkeren besser gelöste Schultern hatten.

Große Schultern mit weitem Zwischenraum, die weder allzu gelöst, noch zu fest gebunden sind:

Diese Form ist nach Aristoteles die beste und ein Zeichen der Tapferkeit.

Fette Schultern:

Polemon und Adamantius können kein lobendes Wort für sie finden.

Dünne, spitze Schultern:

Polemon und Adamantius erblicken darin den Ausdruck eines ganz üblen Charakters. Conciliator nennt solche Leute hinterlistig, ebenso Albertus.

Schmächtige, eingezogene Schultern:

Diese Form wird von Aristoteles den Geistreichen zugesprochen.

Erhobene Schultern:

Sie sind ein Zeichen einer rauhen, untreuen Natur, sagt Aristoteles, der rohen, ungeschickten Menschen solche Schultern zueignet.

Behaarte Schultern:

Aristoteles schreibt an Alexander: Wer auf Rücken und beiden Schultern dichte Haare hat, gleicht den Vögeln und hat vage Absichten und

Gedanken. Sokrates hatte behaarte Schultern und sagte selbst seinen Frauen, als sie sich um ihn zankten, er sei häßlich und ungestalt und habe eine platte Nase, einen kahlen Kopf, behaarte Schultern und krumme Beine. Solches berichtet wenigstens Hieronymus dem Jovinianus. Juvenal singt: „Struppige Haare am Arm verraten die Wildheit der Seele.“

36. Der Brustkasten.

Die Brust liegt vorn unter dem Hals und erhöht sich beiderseits zur Brustwarze. Sie grenzt sich nach vier Seiten hin ab: oben zum Hals, unten zum Bauch, rechts und links gegen die Flanken.

Die große Brust:

Eine große, wohlgegliederte Brust gilt als tapfer und männlich. Den Starken schreibt Aristoteles eine weite, nicht übermäßig fleischige, knochenfeste Brust zu, den mit ihnen verglichenen Löwen eine kräftige, große Brust. Polemon und Adamantius loben die große, kräftige Brust, weil sie auf Stärke deute. Nach Galen soll die Brust weit sein; er sagt nicht breit oder lang, sondern weit, d. h. zugleich in die Breite und Tiefe ausgedehnt. Die Weite der Brust und der Glieder kommt nach Avicenna von der Hitze der Körpermischung. Vegetius bevorzugte Jünglinge mit breiter Brust. Dem Mars geben alle Dichter wegen seiner außerordentlichen Stärke und Wildheit eine große, kräftige Brust. Achill, der Griechen tapferster, hatte nach Dares eine starke, breite Brust, ebenso der türkische Kaiser Mahomet II., der kräftig und kühn war, zu allem bereit, ein vortrefflicher, unüberwindlicher Kriegsmann.

Die schwächliche, schwache Brust:

Sie deutet nach Polemon auf eine kleinmütige, furchtsame Seele und auf Schwäche. Conciliator nimmt wie Avicenna eine solche Brust als Zeichen

der Kälte. Eine zarte Brust bedeutet nach Albertus Schwäche und Kraftlosigkeit.

Die breite Brust mit großen Schultern:

Wer breite Brust, große Schultern und starken Rücken hat, ist nach Aristoteles rechtschaffen, kühn, verständig und weise.

Die schmale Brust mit mittelgroßem Bauch:

Ein so beschaffener Mensch hat hohen Verstand und guten Rat, schreibt Aristoteles an Alexander.

Die fleischige Brust:

Polemon und Adamantius deuten sie als Zeichen von roher Ungeschicklichkeit und Furchtsamkeit. Conciliator schließt aus ihr auf Undankbarkeit; ich weiß nicht, woher er diese Ansicht hat, wahrscheinlich von sich selbst. Nach Albertus bedeutet eine fleischige Brust Ungelehrigkeit und Trägheit.

Die mittelmäßige Brust mit ebenem Rücken:

So beschaffene Menschen hält Aristoteles für die besten.

Die rote Brust:

Wer eine feuerrote Brust hat, ist sehr jähzornig, denn im Zorn flammt die Brust. Adamantius schreibt ähnlich wie Aristoteles: Eine rote Brust beherbergt viel Zorn. Ebenso Albertus.

Die behaarte Brust:

Eine dicht behaarte Brust deutet nach Polemon auf Verschlagenheit und Großmut. Adamantius schreibt nicht Großmut, sondern Seelenspaltung. Menschen mit heißer, feuchter Körpermischung haben am ganzen Körper, besonders an Brust, Oberarm und Rückgrat viele Haare als Zeichen ihrer Kraft und Mannhaftigkeit. Auf den besonders heißen und feuchten Schamteilen wachsen sehr viele Haare; nur die Verschnittenen sind dort glatt, auch wenn sie früher Haare hatten.

Menschen mit Haaren auf Brust und Bauch:

Viel Haare auf Brust und Bauch findet man bei entsetzlichen, sonderbaren, ungerechten Menschen mit geringer Auffassungskraft, schreibt Aristoteles an Alexander, und in seinen „Physiognomonika“ sagt er: Wer auf Brust und Bauch sehr viel Haare hat, ist wenig beharrlich und den Vögeln vergleichbar. Polemon faßt eine starke Behaarung auf Brust und Bauch als Zeichen von Leichtsinn, Unbeständigkeit und Schwäche auf. Adamantius schreibt statt Schwäche Geilheit, sodaß ich Polemons Text für falsch halte. Ähnlich Albertus.

Die glatte Brust:

Menschen mit glatter Brust hält Aristoteles für unverschämt und den Weibern vergleichbar. Nach Galen bedeutet eine glatte Brust eine kalte Natur, weil die Haare durch Hitze entstanden, weswegen die Verschnittenen keine haben. Ein glatter Leib ist gleichsam durch die Kälte zusammengezogen, daher sich die Haut verdickt und glatt wird. Averroes sieht in mangelnder Behaarung des Körpers ein Zeichen für kalte Beschaffenheit des Herzens und für Furchtsamkeit. Aristoteles und Polemon schreiben dem Zornmütigen eine glatte Brust und haarlose Scham zu. Eine nackte Brust ohne Haare deutet nach Albertus auf Kälte des Herzens.

Die mäßig behaarte Brust:

Die Brust soll weder stark behaart noch ganz glatt sein, eine mäßig behaarte ist die beste, schreibt Aristoteles.

37. Die Brüste.

Die Brüste haben eine lockere Beschaffenheit. Ihre Spitze, aus der bei den Weibern die Milch kommt, heißt die Brustwarze.

Hängebrüste an einem weiten, mageren Leib:

Polemon und Adamantius meinen: Männer, die solche Brüste haben, sind Ehebrecher und Säu-

fer. Conciliator nennt Weiber mit solchen Brüsten träge und trunksüchtig, und schreibt nach Albertus: Weichfleischige, herabhängende Brüste deuten auf Verweichlichung, Trunksucht und Unmäßigkeit.

Kleine, leere Brüste:

Sie sind nach Conciliator ein Zeichen von Schwäche.

Mittelgroße Brüste:

Brüste von mittlerer Größe, Fülle und Weichheit bedeuten eine vorzügliche Körpermischung, schreibt Conciliator nach Galen.

38. Der Bauch.

Der Bauch, sagt Aristoteles, liegt vorn unterhalb der Brust. Der Nabel ist seine Wurzel.

Der weite, eingefallene Bauch:

Die Menschen, die um den Bauch herum fett sind, sind stark und männlich, sagt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Er meint damit Menschen, die große Flanken, Brust und Lenden haben als Kennzeichen der Stärke. Dem Tapferen schreibt er einen großen, zusammengezogenen Bauch zu. Polemon und Adamantius geben dem Tapferen einen breiten, hohlen Bauch. Nach Conciliator deutet es auf Stärke, wenn die Teile um den Bauch herum fleischig sind.

Der große, fleischige, weiche Hängebauch:

Aristoteles schließt daraus auf Torheit, Hoffart und Geilheit, Polemon auf Stumpfsinn, Trunksucht und Unmäßigkeit. Den Ungeschickten nennen Polemon und Adamantius großbäuchig, töricht, gottlos und durchaus lasterhaft. Ein dicker Bauch hat selten einen feinen Verstand, schreibt Galen an Thrasybulus. Albertus sagt: Menschen mit großem Bauch sind unfein, dumm, stolz und geil. Rhases und Conciliator schließen

aus einem allzu großen Bauch auf unmäßige Begierden. Plinius meint: Leute mit feistem Bauch sind wenig anständig. Albertus schreibt: Ein unverhältnismäßig großer, fleischiger Bauch deutet auf Boshaftigkeit und nicht auf Gefräßigkeit und Geilheit. Aesop soll nach Maximus Planudes einen großen Bauch gehabt haben; ebenso der sittenlose Nero, wie Sueton erzählt. Plautus eignet seinem ruchlosen Kuppler und dem Leonidas einen großen Bauch zu.

Der magere Bauch:

Er deutet auf Weichheit und gilt als Fehler. Ein guter Bauch soll groß sein mit starker, großer Hitze, die die Grundlage der Kraft ist.

Der harte Bauch:

Er weist nach Polemon auf Gefräßigkeit und Roheit. Adamantius sagt statt Roheit Tücke.

Der weiche Bauch:

Ein weicher, eingedrückter Bauch zeigt Großmut und Tüchtigkeit an, schreibt Albertus nach Loxus.

Der mittelmäßige Bauch:

Er deutet, vereint mit einer etwas eingezogenen Brust, auf hohen Verstand und gute Einsicht, schreibt Aristoteles an Alexander. Leere Bäuche zeigen nach Polemon und Adamantius einen guten Gemütszustand und hohen Geist an. Sfortia hatte einen stark eingezogenen Bauch, den er sehr eng schnüren konnte, und war ein tapferer, mutiger Führer, wie Jovius erzählt. — Die Bedeutung des behaarten Bauches haben wir schon im vorletzten Kapitel besprochen. Albertus schreibt darüber dasselbe wie Aristoteles.

39. Der Nabel.

Unter der Brust, mitten auf dem Bauch liegt der Nabel.

Was es bedeutet, wenn der Abstand vom Nabel bis zur Scham größer ist als der vom Nabel bis zur Brust:

Aristoteles spricht solchen Leuten ein kurzes Leben und Schwachheit zu, weil der Bauch seiner Kürze wegen kalt ist, deswegen schlecht verdauen kann und viel Unrat aufspeichert. Diese Menschen sollen leichter krank werden als andere. Dieselben Ansichten verzeichnet Conciliator.

Was es bedeutet, wenn der Abstand vom Nabel bis zur unteren Brustgrenze größer ist als der vom Brustende bis zur unteren Halsgrenze:

Solche Leute sind gefräßig und empfindungslos, weil die Sinne von den Verdauungsorganen beengt und von den Speisen beschwert werden. Polemon und Adamantius nennen solche Leute gefräßig und gierig. Albertus schreibt, sie seien wollüstig und mit Dirnen im Bund.

Was es bedeutet, wenn die drei Abteilungen vom Nabel zur Scham, vom Nabel zur Brust und von hier zum Hals gleich sind:

Dies Verhältnis deutet auf geistige und körperliche Vollkommenheit.

40. Die Geschlechtsteile.

Eigentlich wollte ich nichts hierüber bringen, da man vor züchtigen Ohren nicht gut davon reden kann. Damit mein Werk nicht unvollständig sei, will ich jedoch in aller Kürze darüber berichten. Nach Galen entstehen aus vier Körperteilen vier Seelenregungen: aus dem Herzen der Zorn, aus dem Gehirn der Verstand, aus der Leber die Freude, aus der Scham die Geilheit. Der Teil der Scham, wo die Haare wachsen, heißt bei Mann und Frau Schamkamm. Es besteht ein bestimmtes Verhältnis der Körperteile untereinander, z. B. kann man nach der Größe des

weiblichen Mundes und der Dicke der Lippen die Größe der Schamspalte und die Dicke der Schamlippen ermessen und nach der Nase das männliche Glied beurteilen. Ein großer Schamkamm deutet auf Stärke und gilt als männlich, ein fetter, weicher deutet auf Schwachheit und gilt als weiblich. Viel dichte, gekrümmte Schamhaare beweisen Geilheit und Fruchtbarkeit, wenige, dünne, gerade Schamhaare den Mangel dieser beiden Eigenschaften. Männer mit großem Glied haben einen harten, törichten Verstand und sind den Eseln vergleichbar, die von allen Tieren das größte Glied haben. Der Kaiser Commodus hatte, wie Lampridius erzählt, an seinem Hofe einen Mann mit wunderbar großem Glied, den er seinen Esel nannte, wie man denn solche Leute wohl Eselspfeilträger zu nennen pflegt. Die Ärzte behaupten, ein Mann, dessen Geschlechtsteil nach links hänge, sei fruchtbar, weil er den Samen besser in die rechte Seite der Gebärmutter bringen könne, wessen Geschlechtsteil nach rechts hänge, sei weibisch. Ich habe das als falsch befunden. Kleine Hoden, sagt Conciliator, sind ein Zeichen eines schlechten Charakters, große deuten auf Dummheit und Trägheit. Ich halte große Hoden eher für ein Zeichen von Stärke, wie auch die Philosophen die männliche Kraft in die Hoden verlegen, nach deren Entfernung die Männer weichlich und weibisch werden, Bart, Zeugungskraft und männliche Stimme verlieren und sich in sehr vielen anderen Beziehungen nicht mehr von den Weibern unterscheiden. Gemeinhin sagt man: Wer stark sei, habe große Hoden. Das Hauptgebärorgan richtet sich nach den Maßen des Nabels. Daher soll man beim Neugeborenen die Nabelschnur nicht zu lang und nicht zu kurz abschneiden. Wird sie zu kurz abgebunden, so kann das später den Frauen die Geburten erschweren. Eine schlaffe, weite Scheide deutet auf Unersättlichkeit im Geschlechtsverkehr, wie man's bei

manchen alten Vetteln feststellen kann, eine ungleiche und unebene auf Geilheit und Schwatzhaftigkeit. Wenn der Zwischenraum zwischen After und Scheide weit vorsteht, kann man nach Conciliator daraus schließen, daß die Betreffende beim Beischlaf unsinnig und toll wird.

41. Die Arme.

Wir kommen zum vierten und letzten Teil des Körpers, zu Armen und Beinen. Aristoteles berichtet in seinen „Physiognomonika“ nur über Hüften und Schenkel und will ihre Verhältnisse auch für die Arme gelten lassen. In seinem „Tierbuch“ schreibt er: Schenkel und Arme bieten die gleichen Verhältnisse dar, kurzen Armen entsprechen kurze Schenkel, kleinen Füßen kleine Hände.

Starke, wohlgegliederte Arme:

Menschen mit solchen Armen hält Polemon für sehr gut. Ebenso Adamantius. Aristoteles sagt von den Unterschenkeln und also auch den Unterarmen: Starke, wohlgegliederte, sehnige deuten auf seelische Stärke und gelten als männlich. Laodamas erkannte an der Gestalt des Odysseus seine Kräfte und sagt bei Homer: „Weder lässig noch träge, so dünkt mich, ist unser Gastfreund! Starke Waden und Schultern und große Muskeln besitzt er!“ Achill hatte nach Dares gewaltige, starke Arme. Caesar hatte runde, kräftige Glieder, Vespasian starke, feste und wurde nach Sueton wegen seiner Rüstigkeit als Führer gegen die Juden gewählt. Georgius Scanderbegus hatte so starke Glieder und einen so kräftigen Körper, daß er seine Feinde mit seinem gewaltigen, schweren Krummsäbel der Länge und der Quere nach spalten konnte und oft Arme und Schultern zugleich vom Rumpfe trennte. Der Türkensultan Mahomet, der von solchen unglaublichen Ver-

stümmelungen gehört hatte, wollte dies einzigartige Schwert sehen und setzte auch durch, daß man es ihm nach Byzanz brachte. Caesar Borgia, Herzog von Valentia, hatte einen gelenkigen, starken, sehnigen, wohlproportionierten Körper, war in Sport und Spiel jeder Art allen über und schlug einmal in der Arena einem laufenden Stier mit einem Hieb den Kopf ab.

Kleine, dürftige Arme:

Im Gegensatz zur vorigen Form deuten solche Arme nach Polemon und Adamantius auf Schwäche. Albertus schreibt: Zarte Ellenbogen deuten auf Schwäche.

Fleischige Arme:

Menschen mit fleischigen Armen haben keine Kenntnisse und schlechte Sinne, schreiben Polemon und Adamantius. Wer viel Fleisch an Hals und Armen hat, ist nach Aristoteles ungeschickt. Albertus faßt volle Ellenbogen als Zeichen von Roheit und Ungelehrsamkeit auf.

Lange, bis zum Knie reichende Arme:

Leute mit solchen Armen sind frech, doch zugleich rechtschaffen und freigebig, schreibt Aristoteles an Alexander. Nach Polemon sind solche Arme ein Zeichen von Stärke und Hitze, nach Adamantius von Stärke und Glück, nach Rhases von Hochmut, Anmaßung und Herrschsucht, und zwar wegen der Hitze und Feuchtigkeit des Herzens, nach Albertus von Niederträchtigkeit und Stärke. Aristoteles hatte lange Arme, ebenso Alexander der Große, der Kühnheit, Rechtschaffenheit und Freigebigkeit in sich vereinte. Artaxerxes wurde Longimanus, d. h. Langhand, genannt, weil sein rechter Arm länger war als der linke, und war leutseliger, menschenfreundlicher und großmütiger als alle anderen persischen Könige.

Arme, die so kurz sind, daß das Haupt ihnen beim Essen entgegenkommen muß:

Kurze Arme sind nach Aristoteles ein Zeichen von Zanklust und Unwissenheit. Wenn sie so kurz sind, daß sie nicht bis zum Knie reichen und das Haupt ihnen beim Essen entgegenkommen muß, deuten sie nach Adamantius auf Boshaftigkeit, Schadenfreude und Mißgunst. Polemon hält Leute mit solchen Armen für ganz und gar schlecht und nennt sie Diener des Bösen. Rhases schreibt: Kurze Arme deuten auf Furchtsamkeit und Freude am Bösen. Alle diese Schriftsteller führen die erwähnten Verhältnisse auf Kälte und Trockenheit zurück. Ähnliche Ansichten hat auch Albertus, der aber so ziemlich alles durcheinander wirft.

Geäderte Arme:

Arme mit vielen sichtbaren Adern eignet Polemon Schwelgern zu.

42. Die Hände.

In seinem „Tierbuch“ schreibt Aristoteles: Die Hand besteht aus einem flachen Teil, den Fingern und einem Knoten, der sie mit dem Arm verbindet. Der innere Teil der Hand heißt die Hohlhand; der äußere ist sehnig und fleischig.

Große, wohlgegliederte, sehnige Hände:

Sie bedeuten nach Aristoteles, der, wie erwähnt, alles von den Füßen Gesagte auch für die Hände gelten läßt, große seelische Kraft und gelten als männlich. Den Starken und Beherzten eignet er große, kräftige Gliedenden zu, worunter er Hände, Füße usw. versteht. Nach Polemon und Adamantius sind Hände und Füße solcher Leute wohlgegliedert. Sfortia hatte breite, lange Hände und so starke Finger, daß er damit ein Hufeisen zerbrechen und einen langen Speer an seinem Ende halten und hochheben konnte. Selimus, des

Bajazetes Sohn, hatte breite Hände und runde Glieder und war ein tapferer Kriegermann, der sich weder körperlich noch geistig irgendeine Mühe verdrießen ließ.

Kleine, schmale, ungegliederte Hände:

Sie sind nach Aristoteles schön anzusehen, aber nicht kräftig und deuten auf ein weiches Gemüt, den Weibern vergleichbar. Schwächlingen eignet er schwache Glieder zu und Furchtsamen lange, schmale Hände. Ebenso Polemon und Adamantius.

Feine, weiche Hände:

Was Aristoteles und andere Forscher vom Fleisch, sagen wir von den Händen, weil nur sie stets unbekleidet und jederzeit zugänglich sind. In seinem „Tierbuch“ schreibt Aristoteles: Wer hartes Fleisch hat, ist albern, wer weiches hat, ist geistreich. Nach Galen und Rhases ist feine Haut ein Zeichen der richtigen Körpermischung. Polemon und Adamantius schreiben: Zarte, weiche Hände weisen mit Sicherheit auf vortrefflichen Geist. Geistreichen geben sie mittelmäßig weiches Fleisch. Sehr viele Gelehrte leiten die Feinheit des Geistes nicht aus der Feinheit des Blutes ab, sondern aus der Beschaffenheit der Haut; die Austern, Schildkröten, Rinder und Schweine seien deswegen mehr oder weniger stumpfsinnig. Nach Aristoteles hat der Mensch einen feineren Geschmack als die Tiere. Auch der Geschmack ist nur eine Art Berührung. Weil der Mensch den besten Tastsinn hat, ist er das klügste aller Tiere. Menschen mit hartem Fleisch gelten daher als stumpfsinnig, Menschen mit weichem Fleisch als geistvoll; denn letztere haben einen besseren Tastsinn und daher ein besseres Empfindungsvermögen und einen schärferen Verstand, der ja nichts anderes ist als eine gute Anordnung der Sinne. Guter Tastsinn fußt auf guter Körpermischung, aus der, wie schon des öfteren erwähnt,

die Vortrefflichkeit der Seele entsteht. Also kann man aus gutem Tastsinn auf eine gute Seele und einen scharfen Verstand schließen. Aber warum haben die Knaben und Weiber mit ihrem weichen Fleisch einen schwachen Geist? Darauf wäre zu antworten, daß die Weichheit doppelter Natur sein kann: einmal kann sie durch gute, lockere, richtig geordnete Körpermischung entstehen, dann aber auch durch Überfluß an phlegmatischer Feuchtigkeit, wie das bei Kindern und Weibern der Fall ist. Fabius meint daher, Gesundheit beruhe auf Weichheit und höchste geistige Kraft, Klugheit und Scharfsinn auf Weichheit und Lockerheit des Fleisches. Plinius widerspricht diesen Ansichten. Die dicke Haut der Rinder und die Borsten der Schweine verhindern angeblich, daß der Geist rein und kräftig durchdringen könne. Aber auch Elefanten und Krokodile hätten eine undurchdringliche Haut und doch einen guten, geschickten Verstand.

Harte, allzu fleischige Hände:

Sie deuten auf Roheit und Ungeschicklichkeit. Dumme, rohe Leute nennt man Dickhäuter.

Große, harte Hände:

Sie deuten auf Stärke und Unbegabtheit für die feinen Künste.

Sehr kurze Hände:

Nach Polemon, Adamantius und Conciliator haben törichte Menschen sehr kurze Hände.

Dicke Hände:

Sie kennzeichnen die Boshaftigkeit, schreibt Adamantius.

Völlige Hände mit langen Fingern:

Nach Polemon und Adamantius sind das die Hände von Dieben. Dicke Hände mit sehr kurzen Fingern kennzeichnen die Leute, die immer Aus-

flüchte suchen und diebisch und hinterlistig sind, meint Conciliator.

Schmale, zarte Hände:

Leute mit solchen Händen hält Polemon für sehr treulos, Adamantius für sehr räuberisch und Conciliator (ziemlich ungereimt) für jähzornig und dumm.

Sehr kleine Hände:

Solche Menschen sind tückisch und haben große Freude am Stehlen, meinen Polemon und Adamantius.

Zarte, gebogene Hände:

Sie deuten nach Adamantius auf Tändelei und Gefräßigkeit. Bei Polemon fehlt eine entsprechende Stelle. Conciliator und Albertus haben dieselbe Ansicht wie Adamantius.

Lange Hände mit langen Fingern:

Aristoteles hält sie für die beste Form und sagt, sie deuteten auf Fertigkeiten in vielen Künsten, besonders im Handwerk, auf Verständigkeit im täglichen Leben und auf ein gutes Regiment. Ebenso Conciliator.

Gute Handknöchel:

Geistvolle Leute haben nach Polemon und Adamantius einwandfreie Handknöchel.

Lange, dicke, rauhe Handknöchel:

Polemon eignet sie den törichten Narren zu.

Hände, die sich matt und schlaff bewegen:

Aristoteles deutet sie auf Wollust. Nach Polemon haben die Geilen gleichsam aufgelöste Hände.

Von dem Händereiben:

Die Geizhalse reiben sich eifrig die Hände, schreiben Polemon und Adamantius.

Menschen, die beim Sprechen Körper und Hände bewegen:

Solche Leute können gut reden, sind aber schmutzige Betrüger, schreibt Aristoteles an Alexander. Ebenso Albertus. Ich möchte sie eher für schwatzhaft als beredt halten.

Menschen, die beim Sprechen die Hände still halten:

Aristoteles hält sie für sehr verständig, wohlgeordnet und einsichtig; desgleichen Albertus.

Behaarte Hände:

Wer Hände mit dichten, struppigen Haaren hat, ist nach Michael Scotus ein Schwelger, was ich aus reicher Erfahrung heraus bestätigen kann.

Links- und Rechtshändigkeit:

Wir wollen nicht vergessen, die Bedeutung der angeborenen Linkshändigkeit zu erwähnen, da man sehr häufig Leute trifft, die die linke Hand ebenso gut oder noch besser gebrauchen können als die rechte. Um ganz sicher zu gehen, betrachten wir zunächst die Gründe, die die Ärzte dafür angeben. Sie sagen, die Hitze des Herzens ziehe zur linken Seite, die der Leber zur rechten. Linkshändig werde ein Mensch, wenn die Kraft von Leber und Herz nach links fließe, und zwar sei das der Fall, wenn Herz und Leber auf der linken Seite liegen. Die Weiber können wegen der Schwäche ihrer Natur nach Hippokrates und Plinius niemals beide Hände gleichwertig gebrauchen wie die kräftigen Männer, sondern müssen zufrieden sein, wenn sie die rechte einigermaßen benutzen können. Die Amazonen sollen sich die rechte Brust wegbrennen, damit ihr schwacher rechter Arm mehr Nahrung bekomme und kräftiger werde. Linkshändigkeit halte ich nicht für richtig und gut, einmal deswegen, weil alles Naturwidrige auf einen Mangel der Natur hinweist, zumal wenn es sich um zwei so wichtige

Organe wie Herz und Leber handelt; sodann wegen der vielen, überflüssigen Hitze, wovon solche Leute jähzornig, listig, ungerecht und falsch werden. Meine Ansicht wurde noch in keinem Falle von der Erfahrung widerlegt, immer waren die Linkshänder sehr schlechte Menschen. Der Perserkönig Ismael Sophus war linkshändig und äußerst grausam und sittenlos.

43. Die Finger.

In seinem „Tierbuch“ sagt Aristoteles: Man zählt fünf Finger. Die Stelle, wo der Finger sich biegt, heißt Knoten oder Gelenk, der Teil zwischen zwei Knoten Fingerglied.

Kurze, dicke Finger:

Sie deuten auf Unverstand und Torheit, schreibt Aristoteles an Alexander. Polemon schreibt: Kurze, fette Finger und Zehen sind ein Zeichen von Dummheit, Albertus: Kleine, dicke Finger deuten auf Mißgunst, Wildheit und Frechheit.

Kurze, dünne Finger:

Albertus hält sie für ein Zeichen von Narrheit.

Lange Finger:

Wie im vorigen Kapitel erwähnt, deuten nach Aristoteles lange Finger an langer Hand auf Geschicklichkeit und Fertigkeit im Handwerk usw. Menschen mit langen, feinen Händen und Fingern hält er für die besten. Plinius faßt nach Aristoteles sehr lange Finger als Zeichen eines kurzen Lebens auf.

Lange, weiche Finger mit großen Zwischenräumen:

Geistreiche Leute haben nach Polemon und Adamantius solche Finger. Plinius schreibt, die Elstern mit fünf Zehen lernten leicht reden. Man unterscheidet nämlich, wie bei Solinus und Apulejus zu lesen, eine edle Art mit fünf und eine ge-

meine Art mit drei Zehen. Polyxena hatte nach Dares lange Finger und war freimütig und einfältigen Herzens.

Rückwärts nach oben gebogene Finger:

Leute mit solchen Fingern sind nach Michael Scotus freigebig, diensteifrig und verständig. Wenn wir seine Meinung auch nicht ganz und gar billigen, so ist doch etwas Wahres daran. Eine Unterstützung erfährt diese Ansicht durch das entgegengesetzte Merkmal, die krummen Klauen der Raubvögel, die alle, z. B. Geier, Adler, Falke, Habicht usw., sehr räuberisch sind. Auch im täglichen Leben kann man sehen, daß die Freigebigen offene Hände und nach oben gebogene Finger haben, die Geizhalse und Räuber aber geschlossene Hände und zusammengekrümmte Finger.

Überzählige Finger:

Wer sechs oder vier Finger an der Hand hat, erregt wie ein Hinkender oder Buckliger den Verdacht der Verkehrtheit, die hier jedoch nicht sehr groß sein kann, da die Natur nur wenig von der Norm abirrte. Der berühmte Dichter Volcatus wurde Sedigitus, d. h. Sechsfingriger genannt, und die Töchter des Horaz hießen Sedigitae, weil sie an jeder Hand sechs Finger hatten.

Finger, die beim Reden bewegt werden:

Solche Leute haben eine heftige Natur. Sokrates pflegte beim Reden die Finger zu bewegen und sich an den Haaren zu zupfen, wie der Physiognomiker Zopyrus richtig bemerkte. Sich mit dem Finger am Kopfe zu kratzen, galt dem Cicero als Zeichen von Weichheit.

44. Die Hüften.

Die zwei großen Knochen, die sich ans Kreuzbein fügen, haben große Fortsätze und werden nach der Verschiedenheit ihrer Form und nach

den jeweils benachbarten Teilen verschieden benannt. Der Abschnitt am Oberschenkelgelenk heißt Hüftpfanne, der obere breite Teil an den Weichen Hüftschaufel, der vordere Teil Schambein. Bei Männern stehen diese Knochen aufrecht, bei Weibern sind sie mehr nach außen gebogen, um bei der Geburt nicht hinderlich zu sein.

Äußerlich sichtbare Hüftknochen:

Sie deuten nach Rhases und Conciliator auf Stärke und Mannhaftigkeit.

Schwächliche Hüftknochen:

Conciliator faßt sie nach Rhases als Zeichen von Körperschwäche, Furcht und Buhlerei auf.

45. Das Gesäß.

Am Ende des Rumpfes liegen die Gesäßbacken, die nur beim Menschen so schön gerundet sind, damit er gut darauf sitzen könne. Aristoteles schreibt in seinem „Tierbuch“: Die Gesäßbacken liegen wie ein Polster unter dem After. Bei Polemon und Adamantius stehen genau dieselben Worte.

Fette Gesäßbacken:

Sie deuten nach Aristoteles auf Weichheit, nach Polemon und Adamantius auf Weiblichkeit. Albertus sagt: Mit weichem Fleisch umgebene Weichen sind ein Zeichen eines weibischen Gemütes.

Das knochige, spitze Gesäß:

Es deutet auf Stärke, meint Aristoteles, der den Starken eingezogene Gesäßbacken zuschreibt. Polemon und Adamantius eignen es Männern zu und nennen das Gesäß der Starken hart. Conciliator sagt: Harte, starke, knochige Gesäßbacken gehören zu wilden, kriegerischen Menschen, den Löwen vergleichbar. Ebenso Albertus.

Fig. 1
n. 3

Das schwächliche, gleichsam vertrocknete Gesäß:

Fleischlose, gleichsam vertrocknete Gesäßbacken weisen auf Boshaftigkeit, wie sie die Affen haben. Adamantius schreibt: Schwächliche, runzelige Gesäßbacken deuten auf Verschlagenheit, denn die Affen haben solche. Conciliator meint, sie seien ein Zeichen von Boshaftigkeit, ähnlich wie bei den Affen. Ebenso Albertus.

Das weder runzelige, noch ganz glatte Gesäß:

Aristoteles eignet es den Starken zu, weil Glätte aus Feuchtigkeit, Unebenheit aus Dürre entsteht und also die Mitte zwischen Glätte und Unebenheit ein Zeichen der richtigen Mischung und mithin der Stärke ist.

46. Die Oberschenkel.

Aristoteles schreibt in seinem „Tierbuch“: Die Beine teilt man in Unter- und Oberschenkel. Das untere Ende des Oberschenkels verbindet sich mit dem Schienbein, das obere mit dem Hüftknochen. Die Oberschenkel der Menschen sind fleischig, die der Tiere haben nur wenig Fleisch und sind sehnig, knochig und hart. Nur der Mensch hat einen aufrechten Gang, und daher verlegte die Natur bei ihm die Last des Fleisches von oben nach unten. Polemon und Adamantius erwähnen die Oberschenkel nicht besonders und lassen alles, was sie von den Unterschenkeln sagen, auch für die Oberschenkel gelten.

Knochige, sehnige Oberschenkel:

Sie gelten als stark und männlich, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“.

Weiche, ungegliederte Oberschenkel:

Wer knochige fleischige Oberschenkel hat, ist weich und den Weibern vergleichbar, lautet der verdorbene Text des Aristoteles, während es richtig heißen müßte: feiste, ungegliederte Ober-

schenkel, denn solche haben die Weiber. Polemon und Adamantius schreiben von den Unterschenkeln, was man, wie gesagt, auf die Oberschenkel übertragen soll: Ungegliederte und weiche deuten auf Schwäche. Gottlose Toren schildern sie mit dicken Schenkeln. Bei den Weibern ist meistens die untere, bei den Männern die obere Partie des Körpers dicker, und zwar kommt das von der Kälte und Wärme. Die kältere Natur des Weibes zieht nur wenig wachstumsfördernde Nahrung an; ihre Wärme sitzt im Unterleib und läßt nur ihn zunehmen und wachsen. Im Gegensatz dazu zieht die Hitze der Männer die Nahrung nach oben und macht den Oberteil des Körpers weiter und völliger.

Mäßig fleischige Oberschenkel:

Sie werden von Polemon und Adamantius den Geistreichen zugeschrieben.

Behaarte Oberschenkel und Lenden:

Wenn Oberschenkel und Lenden mehr als andere Körperteile behaart sind, so deutet das nach Polemon und Adamantius auf Geilheit.

Kurze Oberschenkel:

Wie aus dem Bericht über die Arme zu schließen ist, haben böswillige, schadenfrohe, mißgünstige Leute kurze Schenkel. Polemon hält Leute mit kurzen Schenkeln für sehr schlecht und für Diener des Bösen. Der 10. türkische Kaiser Selimus, des Bajazetes Sohn, hatte eine langgestreckte Gestalt, aber kurze Schenkel und war sehr rachsüchtig, treulos, der Knabenliebe zugetan und gebrauchte nur selten seine Mätressen.

47. Die Kniee.

Auf den Oberschenkel folgt das Knie, ein Gelenk, das sich beim Gehen und Sitzen so biegt, daß es die Form eines griechischen Buchstabens hat.

Hinten ist die Kniekehle, vorn die Kniescheibe, deren Aufgabe es ist, das Gelenk zu schützen und seine Beugebewegungen zu leiten und zu erleichtern.

Fleischige Kniee:

Schwachherzige, weiche Menschen haben fleischige Kniee und können den Weibern verglichen werden, die dicke Kniee haben, schreibt Aristoteles an Alexander.

Knarrende Kniee:

Sie deuten auf Schamlosigkeit, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Suessanus übersetzt hier fälschlich dicke Kniee, während Aristoteles solche Kniee meint, die beim Gehen knarren und ein Geräusch machen wie die Gelenke der Hände und Finger, wenn man sie zusammendrückt. Polemon und Adamantius eignen diese Kniee schamlosen Lüstlingen zu.

Nach innen gebogene, sich berührende Kniee:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf weibische Verweichlichung, nach Conciliator und Albertus auf eine weibische Natur.

48. Die Unterschenkel.

Sie beginnen am Knie und enden an den Fußknöcheln. Das Schienbein hieß bei den Etruriern Tibia, d. h. Flöte, weil sie aus den Unterschenkelknochen Flöten anfertigten. Wie der Oberschenkel dem Oberarm, so entspricht der Unterschenkel dem Unterarm, beide haben stets die gleichen Merkmale und Zeichen.

Gegliederte, sehnige, starke Unterschenkel:

Sie deuten auf eine starke Seele und gelten als männlich, sagt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“, und an Alexander schreibt er: Dicke Unterschenkel bedeuten Kühnheit und Stärke, wobei er unter dick, wie es in der schlechten

Übersetzung heißt, gegliedert, stark und sehnig versteht. Polemon und Adamantius schreiben: Leute mit gegliederten, festen, großen Unterschenkeln haben eine treffliche, hochherzige, geschickte Art. Dem Tapferen eignen sie fleischige Unterschenkel zu. Jovius schildert den starken, edlen Sfortia mit muskulösen, rundlichen Schenkeln und Waden.

Ungegliederte, weiche Unterschenkel:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Furchtsamkeit und Schwäche, nach Conciliator auf Verweichlichung. Zeno Cittieus hatte, wie Diogenes erzählt, aufgeblähte, schwache, kraftlose Schenkel.

Sehr dürre Unterschenkel:

Sie sind nach Polemon und Adamantius ein Zeichen von Furchtsamkeit und Gottlosigkeit. Aristoteles eignet dem Furchtsamen kurze Unterschenkel zu. C. Caligula hatte solche Schenkel und war, wie bereits erwähnt, sehr furchtsam. An Alexander schreibt Aristoteles, schwächliche Unterschenkel wiesen auf Unwissenheit; aber der arabische Text ist sehr schlecht übersetzt, denn wenn Dicke auf Stärke deutet, so ist im Gegensatz dazu Dürre ein Zeichen von Schwäche und Furchtsamkeit.

Schlanke, sehnige Unterschenkel:

Leute mit solchen Schenkeln sind schwelgerisch und geil und den Vögeln vergleichbar, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“. Schlanke, sehnige Unterschenkel deuten auf große Zügellosigkeit, meinen Polemon und Adamantius. Polemon stellt den Unzüchtigen mit schwachen, sehnigen Schenkeln dar, ganz ähnlich den Vögeln. Conciliator schreibt: Feine, sehnige Schenkel deuten auf übertriebene Buhlerei, wodurch die sonst zur Ernährung dienende Feuchtigkeit in Samen verwandelt wird. Aristoteles hatte schlanke Unterschenkel und war ein Schwelger, wie Dio-

genes erzählt. Caligula besaß einen sehr schmalen Nacken und schwächliche Schenkel und war schamlos gegen sich und andere. Sueton erzählt, Domitian habe häßlich dünne Schenkel gehabt und sei doch lange gesund geblieben. Ich habe sehr viele Freunde mit schlanken Unterschenkeln, die mehr denen der Vögel und Heuschrecken als denen von Menschen gleichen, und sie alle sind maßlos und unersättlich geil.

Dicke Unterschenkel und Fesseln:

Groben, ungehobelten Leuten schreibt Aristoteles Unterschenkel zu, die an den Knöcheln dick, fleischig und rund sind. Danach sagen mehrere seiner trefflichen Nachfolger: Menschen mit dicken Unterschenkeln und Fesseln sind knechtisch und ungelehrsam. Ähnlich deuten Polemon und Adamantius auf Verweichlichung, Roheit und Torheit. Conciliator meint: Große, plumpe Schenkel deuten auf Stumpfsinn und Schamlosigkeit.

Unterschenkel mit fleischigen Knöcheln:

Polemon und Adamantius eignen den Starken Schenkel zu, die an den Knöcheln zwar fleischig, aber nicht dick sind.

Behaarte Unterschenkel:

Leute mit haarigen Schenkeln sind nach Aristoteles geil wie die Böcke, die in der Brunst toll werden und sich mit ihren früheren Weidegefährten zanken und sie anfallen; schon am siebenten Tage ihres Lebens werden sie, früher als alle anderen Tiere, läufig, obwohl ihr Same dann noch nichts taugt, ja wenn sie noch saugen, gehen sie bereits hemmungslos die Mutter an. Die Alten bildeten die Satyrn mit zottigen, haarigen Schenkeln ab und mit starrem Glied, da sie maßloser Unzucht und Buhlerei fröhnten. Aristoteles eignet in den „Problemen“ struppigen Menschen und Vögeln große Liebesleidenschaft zu, weil sie eine

feuchte und warme Natur haben, wie sie zum Beischlaf nötig ist: Die Hitze fördert die Absonderung der Feuchtigkeit. Polemon und Adamantius halten nicht die behaarten Unterschenkel, sondern behaarte Lenden und Oberschenkel für ein Zeichen der Geilheit und nennen Leute mit dicht und lang behaarten Unterschenkeln roh und bäurisch, aber nicht geil. Ebenso hält Albertus nach Loxus struppige Leute für ungelehrig und wild.

Das Hinken:

Aristoteles nennt hinkende Leute unkeusch, weil wegen des Fehlers der Beine nur wenig Nahrung nach unten kommt, viel dagegen nach oben und in Samen umgesetzt wird. Die Amazonenkönigin Antiavira sagte, wie Theokrytes erzählt, die Lahmen seien besonders gut zur Liebesbefriedigung geeignet: Am besten ginge ein Hinkemann drauflos. Daher rührt vermutlich die Redensart von den geilen Hinkern, die den ganzen Tag zu Hause sitzen und nichts tun als Unzucht treiben. Sokrates hatte krumme Unterschenkel, was ohne Zweifel auf Lasterhaftigkeit deutet, weil der Fehler einem großen, wichtigen Körperteil anhaftet. Bei den Aerzten gilt als Lehrsatz: Keine Körpermischung ist so gut, daß sie nicht schlecht würde, wenn sie mit einem fehlerhaften Teil zusammenkäme. Andere meinen, solchen Leuten sei von der Natur das Glück vor-enthalten, und man müsse sich sehr vor ihnen in acht nehmen, weil sie geheimen Schaden brächten; man könne sich leichter gegen einen Feind sichern als gegen solch glücklosen Freund. Daher empfiehlt Aristoteles dem Mazedonierkönig Alexander, sich vor den von der Natur gezeichneten und irgendwie verstümmelten Menschen wie vor Feinden zu hüten. Daß manche Lahme indessen nicht unkeusch sind, sondern sich mit Eifer und Sorgfalt der Tugend befleißigen, sehen wir aus der Geschichte. Als man den Lakonier Andro-

klidus, der auf einem Bein gelähmt war, hindern wollte, sich den Kriegern zuzugesellen, weil er zu schwach sei, gab er zur Antwort, es müßten auch solche Leute in die Schlacht ziehen, die nur an Kampf, nicht aber an Flucht denken könnten. Als dem Römer Cocles der Fehler seines Beines vorgeworfen wurde, sagte er: „Jeder einzelne Schritt erinnert mich an meinen Sieg“; denn er hatte ja die Brücke gegen die Etrurier gehalten und sich dabei eine schwere Verwundung geholt.

49. Die Waden.

Die Wade ist ein Teil des Unterschenkels. vorne dünn und fleischlos, hinten fleischig und angeschwollen wie ein Bauch. Im Griechischen heißt sie *Gastroknemia*, d. h. Schenkelbauch.

Sehr dicke Waden:

Wer überquellende Waden hat, die nah am Zerplatzen zu sein scheinen, ist gehässig und unverschämt. Polemon und Adamantius schreiben: In der Mitte angeschwollene, gleichsam schwangere Unterschenkel kennzeichnen verabscheuungswürdige, rücksichtslose, geile Leute. Waden, die sehr stark vorspringen, als ob sie trüchtig wären, deuten nach Conciliator auf Schmeichelei, Zügellosigkeit und Schamlosigkeit, nach Albertus auf einen schmutzigen, sklavischen Charakter.

Abwärts gezogene Waden:

Sie weisen auf Stärke. Den Starken eignet Aristoteles nach unten zusammengezogene Waden zu. Die Dicke der Waden kommt von der Feuchtigkeit, wie am Beispiel der Weiber zu sehen. Abwärts gezogene Waden entstehen durch Hitze und sind daher den Männern eigen.

Aufwärts gezogene Waden:

Sie deuten im Gegensatz zur vorigen Form nach Aristoteles auf Furchtsamkeit.

Weiche Waden:

Albertus eignet sie als das weibliche Geschlecht kennzeichnend verweichlichten Leuten zu.

Mittelgroße Waden:

Feste, gut proportionierte Waden mittlerer Größe und Dicke deuten auf hervorragenden Geist.

50. Die Fersen.

Als Fuß bezeichnet man die Teile, die zwischen Unterschenkel und Zehenspitzen liegen. Der Fuß besteht aus vielen Knochen. Der hintere Teil, von dem wir hier reden wollen, heißt die Ferse. Der vordere Teil wird im folgenden Kapitel besprochen.

Sehnige, gegliederte Fersen:

Sie deuten auf eine starke Seele und gelten als männlich, sagt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“; an Alexander schreibt er: Breite Fußknöchel und Unterschenkel kennzeichnen starke Körper. Polemon und Adamantius meinen: Wohlproportionierte, feste Knöchel sind hochherzigen Leuten eigen. Dem Starken schreiben sie kräftige Fersen, dem Geistreichen kräftige Knöchel zu.

Ungegliederte, fleischige Fersen:

Leute mit solchen Fersen nennt Aristoteles weichherzig und vergleicht sie den Weibern. Adamantius schreibt: Weiche, glatte Fersen deuten auf Verweichlichung; und Rhases: Schlanke Fersen bedeuten Furchtsamkeit.

Schwächliche Fersen:

Adamantius schreibt sie furchtsamen, zügellosen Menschen zu; Polemon fälschlich den hinterlistigen, zügellosen. Die Fersen zählen zu den Körperenden und Gliedspitzen, deren Schwächlichkeit auf Schwäche und Furchtsamkeit und nicht auf Hinterlist deutet.

Menschen mit dicken Knöcheln, rauhen Fersen, fleischigen Füßen, kurzen Zehen und dicken Waden:

Solche Leute sind meistens unverständlich, toll, nach Polemon besessen. Albertus schreibt: Wer lange, fleischige Füße und Fersen hat, ist töricht und närrisch.

51. Die Füße.

Wohlgeformte, große, gegliederte, sehnige Füße:

Sie kennzeichnen ein starkes Herz und gelten als männlich, schreibt Aristoteles. Polemon und Adamantius sagen: Sehnige, gegliederte Füße sind ein Zeichen edler Rasse und vornehmen Charakters. Den Starken eignen sie gegliederte Füße zu. Conciliator meint: Gut proportionierte und gegliederte Füße bedeuten klaren, edlen, männlichen Verstand. Ebenso Albertus. Polyxena hatte nach Dares fehlerlose, einwandfreie Füße und einen einfachen, prächtigen Geist.

Kleine, schmale, ungegliederte Füße:

Sie sind nach Aristoteles zwar schöner anzusehen als die starken, deuten aber auf eine weiche Seele und gelten als weiblich. Adamantius schreibt: Zarte, fleischige Füße weisen auf einen weichen Charakter. Rhases und Conciliator sagen: Kleine, schöne Füße sind liebenswürdigen, buhlerischen Leuten eigen. Solche Füße gibt Homer dem Telemach.

Fleischige, dicke Füße:

Fleischige, fette Füße haben Ungerechte und Narren, schreibt Aristoteles an Alexander. Polemon und Adamantius stellen die gottlosen Narren mit fetten, harten Händen und Füßen dar. Rhases und Conciliator fassen fleischige, harte Füße als Zeichen von Sorglosigkeit und törichtem, verkehrtem Sinn auf. Kamele und Bären haben fleischige Füße; sie ermüden daher leicht auf langen Mär-

schen, wenn sie nicht beschlagen sind. Nach Aristoteles sind sie dumm, töricht und schädlich.

Kleine schwächliche Füße:

Kleine, glatte Füße deuten auf Kühnheit und Stärke, schreibt Aristoteles an Alexander. Der Text ist schlecht aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt. Polemon und Adamantius schreiben besser: Kleine, schwächliche Füße hat ein durchtriebener Schalk. Albertus meint, sehr kurze, zarte Füße seien ein Zeichen von Boshaftigkeit.

Schöngestaltete Fußgelenke:

Dem Geistreichen eignen Polemon und Adamantius schöngestaltete, wohlgehaltene Hand- und Fußgelenke zu, die weder zu weit vorstehen, noch eingedrückt sind, sondern gerade richtig geformt.

Kurze, dicke Füße:

Allzu kurze und dicke Füße deuten Polemon und Adamantius auf Unmenschlichkeit. Albertus faßt sie als Zeichen von Wildheit auf.

Längliche Füße:

Sie kennzeichnen nach Polemon und Adamantius den Vielgeschäftigen und Unheilstifter. Nach Conciliator und Albertus sind sehr lange Füße hinterlistigen, schädlichen Menschen eigentümlich.

Gewölbte Füße mit hohler Sohle:

Sie sind nach Polemon und Adamantius ein Zeichen der Verkehrtheit. Polemon eignet dem Verweichtlichten hohle, kahnförmige Füße zu. Conciliator und Albertus schreiben: Krumme, hohle Füße sind verwerflich und bedeuten arglistigen, boshafte Sinn.

Plattfüße, die auf den Knöcheln zu gehen scheinen:

Wenn der innere Teil der Fußsohle nicht gewölbt ist, sondern flach, sodaß der Fuß mit der ganzen Fläche den Boden berührt, so deutet das

nach Aristoteles auf Verschlagenheit und Betrügerei. Polemon und Adamantius schreiben: Wer so platte Fußsohlen hat, daß er auf den Knöcheln zu gehen scheint, ist betrügerisch. Am Schluß seines Buches schreibt Polemon: Wer keine Fußwölbung hat und mit der ganzen Fußsohle auftritt, ist arglistig, weil auch der Fuchs so auftritt. Ähnlich Albertus. Plautus hatte derartige Füße und bekam danach seinen Namen; während er früher Plotus hieß, wurde er später wegen der Planities, d. h. Flachheit seiner Füße Plautus genannt, wie bei Sextus Pompejus zu lesen steht. Wie schlau und witzig er gewesen ist, zeigen seine Komödien.

Füße mit mittlerer Wölbung:

Der Text des Albertus ist hier ganz falsch. Soweit ich sehen kann, faßt er die am Rand mäßig gewölbten Füße als Zeichen von Ehrenhaftigkeit und Umsicht auf.

52. Die Zehen.

Aristoteles schreibt in seinem „Tierbuch“: Die fünf Zehen sind ein Teil des Fußes und mehr zur Zierde da als zu nützlichem Gebrauch.

Krumme Zehen:

Leute mit krummen Zehen sind unverschämt und den Vögeln gleich, die krumme Klauen haben, z. B. Raben, Stare usw.

Zehen, die durch häutige Falten verbunden sind:

Menschen mit solchen Zehen sind furchtsam und Wachteln vergleichbar oder Wasservögeln mit Schwimnhäuten. Polemon, dessen verfälschter Text schwer verständlich ist, schreibt: Wer schmale Füße hat wie die Sumpfhühner, ist töricht und furchtsam; und weiter: Wenn die Zehen nur wenig gespalten sind wie an den Füßen mancher Vögel, so deutet das auf Schamlosigkeit. Albertus meint

im Vollgefühl seiner gewaltigen Gelehrsamkeit: Zusammenhängende, mit einander verbundene Zehen deuten auf Mißgunst. Bei vielen Freunden, die alle sehr furchtsam waren, habe ich Zehen gesehen, die fast bis zur Spitze durch ein Häutchen untereinander verbunden waren.

Zusammengewachsene Zehen:

Leute mit solchen Zehen sind nach Polemon unzüchtig wie die Schweine und haben nach Adamantius einen häßlichen, schweinischen Charakter. Conciliator nennt sie unrein. Aristoteles schreibt in seinem „Tierbuch“ den Schweinen Zehen zu, die weder ganz gespalten, noch zu einem einzigen Huf zusammengewachsen sind. Ähnlich Plinius, der die Fersen der Schweine häßlich nennt.

Zusammengekrümmte Zehen:

Polemon faßt sie als Zeichen von Verschlagenheit und Verruchtheit auf, Adamantius außerdem als Zeichen von Geiz. Conciliator und Albertus schreiben: Zusammengekrümmte und -gebogene Zehen deuten auf Geiz und Boshaftigkeit.

Zehen mit großem Zwischenraum:

Sie weisen nach Albertus auf Leichtfertigkeit und Geschwätzigkeit.

Kurze, dürre Zehen:

Adamantius hält sie für Zeichen sehr geringen Verstandes, Conciliator für Zeichen der Torheit.

Kurze, dicke Zehen:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Unbesonnenheit, Unvorsichtigkeit und Wildheit. Nach Aristoteles auf Unverstand und Torheit.

Lange, schwächliche Zehen:

Sie kennzeichnen nach Adamantius Menschen mit rohem, ungehobeltem Geist, nach Polemon Schwätzer und Prahler, nach Conciliator und Albertus Leute, denen Weisheit fremd ist.

Mittelgroße, wohlgeformte Zehen:

Dies ist nach Polemon und Adamantius die beste Form. Conciliator hält Zehen von normaler Gestalt und Größe für ein Zeichen eines vortrefflichen Charakters.

53. Die Nägel.

Die Form der Nägel ist länglichrund. Sie fassen mit hohler Wölbung die Spitzen der Finger und Zehen ein, teils als Zierde, teils als Schutz. Ihr Stoff ist härter als Fleisch und weicher als Knochen. Polemon und Adamantius halten sie für die unbedeutendsten Teile des menschlichen Körpers.

Krumme Nägel:

Sie deuten nach Aristoteles auf Schamlosigkeit und lassen sich mit den krummen Klauen der Vögel vergleichen. Die Raben sind von Natur diebisch; auch wenn sie gezähmt sind, verstecken sie Münzen und alles Mögliche in Gärten und Schlupfwinkeln. Nach Polemon und Adamantius sind gebogene Nägel Zeichen von Räuberei. Adamantius deutet sie ferner nach Aristoteles sehr richtig auch auf Schamlosigkeit. Albertus schreibt: Krummgebogene Nägel kennzeichnen räuberische, schamlose Menschen, die, wenn sie mager sind, später der Schwindsucht verfallen werden.

Schmale, lange, krumme Nägel:

Nach Polemon und Adamantius haben wilde Menschen mit schlechten Sinnen solche Nägel. Den Grund dafür gibt Georgius Valla in seinen „Problemen“ an. Bekanntlich entstehen die Nägel aus dem Überfluß. Das Wachstum beruht auf Hitze. Schmalheit der Nägel deutet also auf Stumpfsinn und Roheit, wobei ja nur wenig Hitze vorhanden ist, die Wachstum auslösen und den Überfluß verteilen und entfalten könnte. Wer wenig Hitze hat, ist stumpfsinnig und dumm, denn Kälte ruft im-

mer Unempfindlichkeit und Stumpfheit hervor. Leute mit schmalen Nägeln sind demnach stumpfsinnig und wenig verständig.

Runde Nägel:

Sie sind nach Polemon und Adamantius Zeichen von Geilheit. Albertus hält Leute mit runden Nägeln für unzüchtig.

Fleischige Nägel:

Von viel Fleisch umgebene Nägel kennzeichnen nach Adamantius wilde, stumpfsinnige Leute.

Kurze, blutlose, dunkle und rauhe Nägel:

Sehr kurze, dunkle Nägel zeigen nach Polemon den alten Schalk. Adamantius deutet sehr kurze, blutlose, schwärzliche oder hohlziegelförmige Nägel ebenso. Albertus hält solche Nägel für ein Zeichen der Boshaftigkeit. Ich möchte sie mit denen der Affen vergleichen, die nach Plinius ziegelartig gefügt sind.

Breite, helle, gelbliche Nägel:

Polemon und Adamantius halten sie für die beste Form und für ein Zeichen guter Körpermischung, und zwar aus folgendem Grunde. Weil die Nägel hell durchscheinend sind, zeigen sie sehr gut die Hautfarbe. Zeigen sie nun eine weiße, gelbliche Farbe, so weisen sie auf eine sehr gute Körpermischung. Wir erinnern an die bei der Besprechung der Farben erwähnten Verhältnisse. Albertus schreibt: Weiße, flache, weiche, zarte, rötlich durchscheinende Nägel deuten auf großen Verstand. Es ist das eins der Zeichen, die nur sehr selten täuschen, denn solche Nägel erwachsen aus der allerbesten Körpermischung.

54. Der Gang.

Auf die Beschreibung der Füße folgt die des Ganges, wobei gleichzeitig zweierlei betrachtet wird, nämlich Bewegung und Zeitmaß. Es bedeu-

ten z. B. lange Schritte Nachdrücklichkeit im Handeln und langsame Bedachtsamkeit, kurze Unvermögen und hastige Unbedachtsamkeit. Verbindet man beides, entstehen vier verschiedene Kombinationen. Die Langsamkeit oder Eile des Ganges verrät unsere Sinnesart. M. Tullius Cicero gibt uns im ersten Kapitel seines Buches „Von den Pflichten“ den Rat, nicht zu weichlich zu gehen, damit wir nicht den Tragbildern der Prozessionen ähnlich sähen. Alles von den Bewegungen der Beine Gesagte gilt auch von den Bewegungen der Arme, wie Aristoteles in seinen „Physiognomonika“ ausdrücklich anmerkt.

Der lange Schritt:

Er deutet auf Tatkraft. Adamantius schreibt nach Aristoteles: Wer mit langen Schritten einhergeht, ist nachdrücklich in seinen Handlungen und hochherzig. Ebenso Albertus.

Der langsame Gang:

Er weist nach Aristoteles auf Nachdenklichkeit, Hochherzigkeit, Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit. Polemon und Adamantius bestätigen das. Langsamer, gehaltener Gang ziemt edlen Frauen. Apulejus sagt von Venus: Mit zögerndem Fuß ging sie langsam und sanft einher. Langsame Bewegungen sollen, weil sie aus einer kalten Körpermischung entstehen, auf Weichheit der Seele deuten. Julius Firmicus schreibt: Wer weich und schwebend geht, zeigt damit, daß es ihn schmerze, als Mann geboren zu sein, denn ein solcher Gang ist den Weibern eigentümlich. Nach Albertus hingegen bedeutet langsamer Gang angeblich einen trägen Geist, wenn nicht andere bedeutende Zeichen dem widersprechen.

Der lange, langsame Schritt:

Wer so geht, wird in allem Erfolg haben, schreibt Aristoteles an Alexander; und in seinen „Physiognomonika“ deutet er solchen Schritt als Zeichen

der Tatkraft. Wie wir sahen, bedeutet ein langer Schritt Nachdruck, ein langsamer Gedankenfülle. Verbinden wir beide Eigenschaften, ergibt sich das eben Gesagte.

Der hastige Schritt:

Er weist nach Aristoteles auf eine hitzige Seele. Denn die Geschwindigkeit einer Bewegung entsteht aus der Hitze der Lebensgeister. Geschwindigkeit kennzeichnet den Leichtlebigen. Schamlosen sind schnelle Bewegungen eigen.

Der kurze Schritt:

Er deutet auf Trägheit. Wenn ein langer Schritt der Tatkraft eigentümlich ist, so ein kurzer dem Unvermögen, schreibt Aristoteles. Adamantius sagt: Wer mit kleinen Schritten einhergeht, ist unvermögend und traurig. Andere nennen solche Leute Räuber, Geizhälse und Geheimniskrämer. An Alexander schreibt Aristoteles: Wer kleine Schritte macht, ist ungestüm, mißtrauisch, fahrig und böswillig, Albertus fügt hinzu: und finsternen Gemütes, wenn er ein Künstler ist.

Der kurze, hastige Schritt:

Wer so geht, ist nach Aristoteles lästig und nicht tatkräftig. Ein langsamer Schritt bedeutet ja einen planvollen, ein langer einen energischen Menschen. Wenn sich die beiden entgegengesetzten Eigenschaften des Schrittes, Kürze und Hast, vereinen, entstehen Fahrigkeit, Trägheit und Lästigkeit. Adamantius schreibt: Wer heftig mit kurzen Schritten einhergeht, ist gewinnsüchtig, sehr furchtsam und ein Lästermaul. Albertus nennt solche Leute in schlechter Übersetzung boshaft, schwach und furchtsam. Der heilige Ambrosius forderte seinen Priester auf, er solle nicht immer vor ihm hergehen, weil sein auffallender Gang den Augen ein Ärgernis sei und seine Leichtfertigkeit und Narreteien spiegele.

Der bald schnelle, bald langsame Gang:

Sallust wirft dem Catilina seinen bald schnellen, bald langsamen Gang vor, woraus er schließt, auch seine Seele müsse unbeständig, gleißnerisch und böser Dinge voll gewesen sein. Polemon und Adamantius eignen dem Heuchler einen veränderlichen Gang zu, der sich der jeweiligen Lage anpasse.

Der kurze, langsame Schritt:

Er deutet auf Mangel an Tatkraft und verdrießliche Trägheit, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“.

Der lange, geschwinde Schritt:

Wer so geht, ist nicht verdrießlich, sondern energisch, da Geschwindigkeit auf Leichtigkeit, Länge auf Tatkraft deutet. Adamantius sagt hierzu: Gerade, schöne und zugleich geschwinde Bewegungen sind ein Zeichen planvoller, ausdauernder Energie. Nach Ambrosius ist dies ein löblicher Gang, der Würde, Ernst und Ruhe verkörpert. Apulejus nennt seinen eigenen Gang lebhaft, ansehnlich, natürlich, von keinem Gedanken beeinflusst und schwebend. Den Priestern ist vorgeschrieben, als geistig Erwachsene zierlich und gemessen zu schreiten. Der geistreiche, gelehrte Heraklides hatte einen ehrwürdigen Gang. Ein geordneter Gang ist ein Zeichen sehr guter Beschaffenheit des Gehirns, nämlich einer trockenen Mischung. Assymbejus Ussumcassanus hatte freundlich-gemessene, nicht strenge und harte Bewegungen und war sanft, ehrgeizig, kriegstüchtig, sehr wohltätig und gütig.

Menschen mit hastigen Schritten, die sich fürchten, wenn man sie überrascht, ihr Gesicht zur Erde kehren und zusammenkriechen:

Adamantius faßt ein solches Verhalten als Zeichen von Habsucht, Kleinmut, böser Absicht und Unfreigebigkeit auf, Albertus als Zeichen von

Furchtsamkeit, Kargheit, Habsucht und Verschlagenheit.

Menschen mit hastigen Schritten, die die Augen verdrehen, den Kopf unruhig hin und her bewegen und heftig schnaufen:

Solche Leute sind Bösewichte, die man meiden muß. Albertus nennt sie frech, unmenschlich und unheilbringend.

Menschen, die langsam gehen, ohne Ursache stehen bleiben und sich häufig umsehen:

Sie sind nach Adamantius ruhmsüchtig, ungerecht, stolz und buhlerisch, nach Albertus hoffärtig und stolz.

Menschen, die mit einwärts gedrehten Beinen und Füßen gehen:

Sie sind verweichlicht und den Weibern vergleichbar, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“.

Menschen, die sich beim Gehen hin und her drehen und verbeugen:

Aristoteles und Adamantius halten sie für Schmeichler. Die Hunde bewegen sich so, wenn sie schmeicheln und wedeln. Albertus schreibt: Wer sich beim Gehen bückt und schmähslich den Körper beugt, ist ein Schmeichler, den anschmiegsamen Hunden gleich.

Menschen, die Leib, Schultern und alle Glieder beim Gehen bewegen:

Nach Adamantius sind sie weibisch, weil bekanntlich die Weiber so gehen.

Menschen, die mit gestrecktem Körper gehen:

Den Starken und Zornmütigen stellt Aristoteles mit gestrecktem Körper dar. Polemon und Adamantius eignen auch dem Geistreichen diese

Gestalt zu. Scotus meint: Wessen Körper starr ist wie ein Pfahl, der ist kühn und frech. Bartholomäus Coaleonus hatte einen gestreckten, biegsamen Leib und war ein starker, streitbarer Held mit kühnem Verstand, überlegen im Werfen, Laufen und Ringen.

Menschen, die mit gebeugtem Körper gehen:

Aristoteles nennt sie furchtsam, verschämt und sanftmütig. Polemon und Adamantius halten sie für furchtsam, töricht und gottlos.

Menschen, die sich beim Gehen nach rechts neigen:

Sie sind nach Aristoteles und Adamantius wollüstig und weibisch und zwar aus folgendem Grunde: Der Mensch ist heißer als die anderen Tiere; er geht aufrecht einher, weil es die Aufgabe der Wärme ist, aufzurichten. Die rechte Seite ist wärmer als die linke, weswegen bei Mannhaften die rechte Seite gestreckt ist. Wenn man sich beim Gehen nach rechts neigt, so ist das ein Zeichen einer kalten, feuchten Natur. An einer anderen Stelle schreibt Adamantius: Es gibt zwei Gangarten, eine aufrechte und eine gebeugte. Wer sich beim Gehen neigt, ist weibisch, weil er vor Weichheit nicht aufrecht gehen kann.

Menschen, die sich beim Gehen nach links neigen:

Sie sind nach Adamantius unverständlich. Wer sich bei Bewegungen stets nach der weicheren, linken Seite neigt, ist nach Albertus für töricht zu halten.

Menschen, die mit hängendem Körper und erhobenem Gesicht einhergehen:

Alexander Aphrodiseus hält sie für nicht sehr klug und vergleicht sie dem Schiffer, der sein Schiff nicht richtig führen kann, weil er nicht stark genug ist. So könne auch ein schwacher Geist den Körper nicht gut leiten.

Fig. 26 *Menschen, die aufrecht mit erhobenem Hals gehen und heftig die Schultern werfen:*

Der Text des Aristoteles ist hier unklar und sehr verschieden ausgelegt worden. Wir halten uns an den deutlicheren Text des Adamantius, wo wir finden: Wer aufrecht und mit erhobenem Hals einhergehend heftig die Schultern wirft, ist selbstgefällig und ungerecht. So laufen die rühmsüchtigen und ehrgeizigen Pferde, von denen Älianus schreibt: Vor allen anderen Tieren hat das Pferd einen hochtrabenden Sinn. Kühn und übermütig springt es mit hoch erhobenem Nacken herum. Die Stute mit stolzer Mähne läßt sich nicht von einem Esel decken. Wer Maulesel züchten will, muß ihr die Mähne unordentlich abscheren, erst dann läßt sie den Esel an sich herankommen. Auch Sophokles weist darauf hin. Albertus schreibt: Wer beim Gehen die Schultern wirft, wird für stolz und überheblich gehalten. Der Kaiser Tiberius ging meistens mit steifem Hals und gerunzeltem Gesicht schweigend einher. Sprach er einmal zu seiner Umgebung, was sehr selten vorkam, so sprach er sehr langsam und bewegte dabei lässig die Finger. Augustus entschuldigte diese Zeichen seiner verhaßtmachenden Anmaßung vor Senat und Volk, indem er sagte, es sei das ein Fehler seiner Natur, nicht eine Schuld seiner Seele.

Menschen mit eingekrümmten, bei jedem Schritt sich bewegenden Schultern:

Sie sind stolz und den Löwen ähnlich, von denen Aristoteles schreibt: Ihr Gang ist langsam und erschüttert die Schultern. Sie gehen stufenförmig, d. h. der linke Fuß wird nachgezogen und niemals vor den rechten gesetzt. Ihre Schritte sind langsam und weit. Adamantius schreibt: Wer beim Gehen die Schultern bewegt und den Kopf anzieht, ist großmütig und stark, denn auch der Löwe geht so. Albertus beschreibt die beste Gang-

art mit folgenden Worten: Wenn alle Bewegungen von Hand, Fuß und Körper einander entsprechen und maßvoll und ruhig mit etwas geneigtem Kopf und Nacken ausgeführt werden, so ist das ein Zeichen von Großmut und Stärke, weil auch die Löwen so schreiten. Plinius spricht Menschen mit eingekrümmten Schultern ein langes Leben zu.

55. Größe bzw. Kleinheit des Körpers.

Nachdem wir die Körperteile einzeln durchgegangen sind, wollen wir zum Schluß den Körper als Ganzes betrachten.

Sehr kleiner Körper:

Aristoteles hält sehr kleine Menschen für vorzüglich und geschwind. Weil das Blut auf engen Raum zusammengedrängt ist, übertragen sich seine Bewegungen sehr schnell auf den Verstand. Da Herz und Gehirn nahe bei einander liegen, steigen die Geister schnell auf, und so entsteht ein reicher Verstand. Aus diesen Gründen sind kleine Leute im Denken und Handeln geschwind. Alexander Aphrodiseus meint, kleine Leute seien klüger als große, da ihre Seele eng zusammengehalten sei. Die gesammelte Kraft des Lebensgeistes kann kleine Glieder vortrefflich regieren und den Verstand kräftig zum Denken erleuchten. Alle kleinen Tiere sind klug, z. B. Bienen, Ameisen und Spinnen. Nach Avicenna läßt die Natur dem Geist zugute kommen, was sie am Körper spart. Aristoteles schreibt an Alexander, er solle kleine Leute nicht gering achten, sie seien weise und verständig und hätten einen guten Charakter. Aus der Geschichte sind kleine Menschen als Helden und gute Ratgeber bekannt. Der kleine, unscheinbare Agesilaus hatte einen gebietenden Geist, feinen, gerechten Verstand, verbunden mit freund-

licher Menschlichkeit und heiterer Bildung, sodaß er bis ins Greisenalter den schönsten Männern nichts nachgab. Alexander d. Gr. unterwarf trotz seiner kleinen Gestalt das ganze Morgenland und war allen Königen voran. Odysseus hatte eine bescheidene Körpergröße, Ajax war sehr lang und groß, jenem schreibt Homer Urteilskraft und Tugend zu, diesem Dummheit und Unbändigkeit. Ebenso hatte Tydeus nach Homer einen kleinen Körper und eine starke Seele. Marius lobte die langen, etwa 5—6 Fuß großen Soldaten, Vegetius aber meinte, man müsse nicht so sehr auf die äußere Gestalt als auf die geistige Kraft achten. Als Beispiele kleiner Menschen mit hohem Geist und großer Beredsamkeit seien erwähnt: Cor. Licinius Calvus, dessen dichterische Schriften von den Alten mit zum Besten gezählt wurden, der scharfsinnige Dramatiker Anius, der kleine, dicke, triefäugige Horaz, der kaum halbmannshohe Marsilius Ficinus, der einen wunderbaren, ungewöhnlichen Geist hatte und mehrere Sprachen beherrschte, und endlich der weise Jakobus Faber Stapulensis und der Dichter Aurelius Augurellus.

Kleine Körper mit trockenem Fleisch und einer Farbe, die auf Hitze deutet:

Solche Leute machen niemals Fortschritte; da sie klein und hastig sind, stürzen sie sich, bevor sie etwas recht verstanden oder vollendet haben, schon in etwas anderes. Ein kleiner Körper braucht nach Aristoteles nicht schlecht zu sein, die Beschaffenheit seines Fleisches und seiner Farbe kann seine Wirksamkeit mehren oder mindern. In unserem Falle kommt zu der Kleinheit eine trockene, hitzige Körpermischung. Wegen der Kleinheit ist der Lauf der Geister kurz, wegen der Hitze schnell, so daß ein unbeständiges Gemüt entsteht, denn bevor die Seele sich in einer Meinung befestigen kann, sind die Geister schon wieder verändert.

*Kleine Körper mit feuchtem Fleisch und einer
Farbe, die auf Kälte deutet:*

Solche Leute sind tatkräftig, denn die durch die Kleinheit erschwerte Bewegung kann auf das richtige Maß gebracht und gut vollendet werden, schreibt Aristoteles in seinen „Physiognomonika“.

Unförmliche Körper:

Solche Leute sind verschlagen und Weibern vergleichbar. Man soll nach Aristoteles die Masse mit den Bewegungen und natürlichen Anlagen des jeweiligen Körpers selbst vergleichen, nicht mit der durchschnittlichen Gestalt anderer Menschen.

Sehr große Körper:

Sehr große Leute sind langsam. Da ihr Blut sich auf einen großen Raum verteilt, kommen sie nur langsam zu Verstand. Die Seele wird bei ihnen nach Alexander Aphrodisiensis an weit von einander entfernte Stellen getrieben. Der Kranich, sagt Eustathius, ist ein großer Vogel und dennoch sehr furchtsam. Homer nennt den Ajax wegen seiner ungeheuren Länge die Mauer der Griechen, einen Kopf höher als alle Gefährten. C. Caligula hatte einen großen, massigen Körper, aber schwächliche Schenkel und dünnen Hals.

*Große Körper mit feuchtem Fleisch und einer
Farbe, die auf Kälte deutet:*

Solche Leute bringen nichts zu Ende, ihre Weite, Feuchtigkeit und Kälte lassen nichts zur Vollendung kommen, schreibt Aristoteles. Große Menschen sind immer furchtsam wie die Strauße. Ludwig, der König von Ungarn und Böhmen, soll bereits als Kind so ungestalt gewesen sein und einen so großen Mund gehabt haben, daß er eher einem jungen Bären als einem Menschen ähnlich war, und später soll er übermenschlich groß geworden sein; kein lebendiger, erlauchter Geist lenkte seine massigen Glieder; er hatte einen fetten Mund und

konnte von niemand dazu gebracht werden, sich in Wissenschaften oder Waffen zu üben. So war sein Leib ganz ohne Herz und Verstand.

Große Körper mit hartem Fleisch und einer Farbe, die auf Hitze deutet:

Aristoteles meint: Solche Leute sind tatkräftig und haben gute Sinne. Weite und Kälte bringen nichts zur Vollendung, erst wenn zu der Größe viel Hitze kommt, entfaltet sich die nötige Energie. Alle starken Menschen, Vögel und Tiere haben einen harten Leib, da Herzhaftigkeit auf Wärme beruht, Furcht aber eine Erkältung ist. Wer heißes Blut hat, ist stark und beherzt. Der Ochsentreiber Tatomus galt bei den Griechen als ungewöhnlich großer und starker Mann. Um seine Stärke zu prüfen, sagte Milo aus Kroton einmal zu ihm, er könne nichts Besonderes vollbringen. Darauf nahm jener einen riesengroßen Stein, hob ihn dreimal auf, nahm ihn auf die Schulter, trug ihn 50 Ellen weit und warf ihn dann weit weg — Milo konnte den Stein kaum etwas bewegen —, darauf ging er zu seiner Herde, ergriff den größten und wildesten Stier am Bein und hielt ihn fest, obwohl er sich wütend losreißen wollte. Palamedes war lang und schlank und ein weiser, hochherziger, freundlicher Mann. Antenor war lang, schlank und geschwind, vorsichtig und verschlagen. Weitere Beispiele für körperliche und seelische Größe sind Agamemnon, Nestor, Neoptolemus, Castor, Pollux und Helena. Aus der Geschichte wären hier noch zahllose Namen von Kriegern, Kaisern und Philosophen anzuführen.

Mittelgroße, mäßig fleischige Körper von mittlerer Farbe:

Der zwischen den Vorzügen und Nachteilen sehr großer bzw. sehr kleiner Körper stehende mittelgroße Körper ist zweifellos die beste Form. Wenn nicht viel Bewegungen zustandekommen, übertragen sich die wenigen um so leichter auf

den Verstand, auch die geringsten gehen nicht spurlos vorüber. Am besten geeignet zum Durchführen aller Pläne und zum Wahrnehmen ist also eine mittlere Größe, wie sie z. B. der treffliche Schriftsteller Ruellius Gallus hatte. Etwas gedrungenener und mehr viereckig war Jakobus Trivultus, mit seinem hohen Geist und seiner großen Stärke der edelste Fürst Italiens.

Das richtige Körpermaß:

Wenn die Ungestalten arglistig sind, werden die Wohlgeformten gerecht und stark sein, meint Aristoteles. An Alexander schreibt er: Schön gestaltet sei der Mensch, nicht zu lang und nicht zu kurz. Polemon und Adamantius eignen Scharfsinnigen mittlere Körpergröße zu. Simonides nennt bei Plato und Aristoteles einen ganz vollkommenen Mann vierschrötig, Celsus nennt jeden mittelgroßen Körper vierschrötig und hält ihn für die beste Form, besonders wenn er weder mager noch fett ist, denn ein magerer deutet auf Schwäche, ein fetter auf Stumpfsinn. Columella bevorzugt solche Hunde und Hühner, die weder lang noch kurz sind, sondern mehr viereckig. Homer nennt den mittelgroßen Odysseus sehr geistvoll und stark. Dares hält ihn für beredt, weise und stark. Vierschrötig und gutgeartet waren Ajax Oileus, Diomedes, Menelaus, Briseis, Äneas, Augustus, Galba und Vespasian.

Behaarte Körper:

Polemon hält dicht und rauh behaarte Körper für langsam und träge; Adamantius vergleicht sie den Ochsen. Die Geilheit der Vögel und stark behaarten Menschen führt Aristoteles auf ihre viele Feuchtigkeit zurück. Daß sie mit Hilfe der Hitze viel Säfte verkochen, beweisen die Haare und Federn, die nicht entstehen könnten, wenn die Feuchtigkeit nicht von der Hitze bewältigt würde. Die Menge des Samens, dessen Natur warm und feucht ist, ist je nach Ort und Zeit verschieden, am reich-

lichsten entsteht er in der Luft und im Frühling. Die Geilen also läßt Aristoteles stark behaart sein. Nur Hasen haben auf der Innenseite der Backen und unter den Füßen Haare. Nach Plinius sind sie die haarigsten Tiere. Trogus schließt daraus, daß unkeusche Leute ebenfalls rauh und haarig sein müßten. Scotus schreibt: Ein an den Beinen, am Bauch und am ganzen Leib behaarter Mensch, der nicht unzüchtig ist, kann Gott nicht genug danken. Caligula, der nur wenig Haare auf dem Kopfe hatte, aber sonst sehr behaart war, lebte unzüchtig, mißbrauchte viele Freunde und sogar seine leiblichen Schwestern und schonte nach Sueton auch die edlen Frauen nicht. Der häßliche Marsyas, dessen Überheblichkeit und Anmaßung von Apollo streng bestraft wurden, war ebenfalls am ganzen Körper struppig.

Glatte Körper:

Aphrodiseus führt die Haarlosigkeit der Weiber auf ihre Kälte zurück, die die Haut zusammenziehe, so die Luftlöcher verstopfe und die Haare nicht durchwachsen lasse; die Haarlosigkeit der Verschnittenen auf ihren Überfluß an Feuchtigkeit und Unrat. Weder an sehr feuchten, noch an sehr trockenen, steinharten Stellen wachsen Haare. Nach Plinius bekommt nur der Mann einen Bart; wenn ihm keiner wächst, ist er unfruchtbar. Alle Haarlosen nehmen weibischen Charakter an.

DRITTES BUCH

Vorrede

Obwohl die Augen eigentlich im 2. Buch nach den Augenbrauen hätten abgehandelt werden sollen, haben wir ihnen ein besonderes Buch gewidmet, weil sie die edelsten Teile des Körpers sind, und weil auf ihrem Ausdruck hauptsächlich die Kunst der Physiognomik beruht. Einige hochweise Leute sagten: Wie das Gesicht die Seele spiegelt, so die Augen das Gesicht. Andere nennen die Augen die Türen der Seele, welche letztere aus jenen nach außen dringe und strahle. Polemon schreibt: Die Augen offenbaren die Geheimnisse des Herzens, die Zeichen der Augen bilden den Zustand des Herzens ab. Loxus hält den Ausdruck der Augen für den vollkommensten Teil der Physiognomik und die Zeichen der Augen für die sichersten im ganzen Gesicht. Wenn diese Zeichen mit denen der anderen Körperteile übereinstimmen, wird die Deutung sicher und zuverlässig, wenn sie ihnen widersprechen, sind die Zeichen der Augen bestimmend und stoßen die anderen um. Nach Plinius kann man aus den Augen am besten auf die Eigenschaften der Seele schließen, z. B. auf Mäßigkeit, Milde, Mitleid, Liebe, Haß, Traurigkeit und Freude. Wahrlich, in den Augen wohnt die ganze Seele! Aus ihnen fließen die Tränen des Mitleids; wenn wir sie küssen, berühren wir die Seele selbst. Die Seele selbst sieht und schaut in den Augen, die wie Gefäße die sichtbaren Dinge aufnehmen und weiterleiten; daher blendet ein großer Gedanke und lenkt den Blick

nach innen; daher sehen Fallsüchtige auch mit offenen Augen nichts, weil ihre Seele verdunkelt ist. Aphrodiseus schreibt in seinen „Problemen“: In der Scham schlägt man die Augen nieder, da sie Spiegel der Seele sind. Auch andere Seelenzustände erkennt man in ihnen, z. B. Angst, Zorn und Scheu; wenn wir nicht wagen, eine ehrwürdige Person anzusehen oder anzusprechen, senken sich die Augenlider, als wollten sie etwas Verräterisches verdecken. Galen nennt die Augen ein göttliches Teil und sagt: Der Kopf ist nur ihretwegen da, in ihnen erblickt man die ganze Seele. Sie stehen mit dem Gehirn als dem Hauptsitz der Seele in Verbindung und liegen in einer Vertiefung, über die die Augenbrauen wie ein schützender Wall herausragen. Sie trennen Licht und Leben von Finsternis und Tod.

1. Die Größe der Augen.

Bei den Augen ist sehr viel zu beschreiben, z. B. Größe, Lage, Farbe, Beweglichkeit und Aussehen, ob sie etwas grimmig, wild, brennend, streng, schräggestellt, scheel, bescheiden oder lieblich sind usw. Wir beginnen mit der Größe der Augen. Aristoteles schreibt: Die Augen liegen unter den Augenbrauen und werden unten und oben von den Lidern bedeckt. Die Haare am Rande der Lider nennt man Wimpern. Die Augen heißen im Lateinischen Oculi, da sie im Kopfe occulti, d. h. verborgen, liegen, oder weil sie occulta, d. h. Geheimnisse der Seele offenbaren.

Fig. 14

Sehr große Augen:

Aristoteles und Galen verwerfen sie. Aristoteles nennt großäugige Leute träge und den Ochsen ähnlich. Galen schreibt dazu: Wenn große Augen unförmlich und ausdruckslos sind, deuten sie auf viel Stoff, der nicht richtig gemischt ist. Ebenso Rhases und Conciliator. Der Schwarzschwanz, ein Meerfisch, hat unverhältnismäßig große Augen. Oppianus hält ihn für schwach und sehr furchtsam. Die Gelehrten geben verschiedene Gründe für die Größe der Augen an. Demokrit aus Abdera führt sie auf überflüssige Feuchtigkeit zurück, die eine Vergrößerung herbeiführe, so daß man aus großen Augen auf eine feuchte Natur schließen könne. Herophilus gibt als Ursache die Hitze an, die eher vergrößern könne als Feuchtigkeit, und deren gewaltig aufwärts dringende Kraft nicht nur die Augen, sondern auch

den Mund und die anderen Öffnungen erweitere. Galen hält beider Ansichten für falsch, einmal weil sie auf Grund eines einzigen Organes über den ganzen Körper geurteilt haben, und ferner, weil sie die bildende Kraft der Natur, die kunstvoll die einzelnen Teile gemäß dem Charakter zusammensetzt, überhaupt nicht berücksichtigt haben. Domitian hatte nach Sueton sehr große Augen, die stumpfsinnig dreinblickten, woraus man auf geringen Verstand schließen kann.

Große, dunkle Augen:

Leute mit großen, dunkelblauen Augen sind mißgünstig, unverschämt, träge und unfolgsam, schreibt Aristoteles an Alexander.

Große, wohlgeformte Augen:

Große, rundliche hält Aristoteles für sehr gut und löblich. Nach Galen haben große Augen ebenso wie ein großer Kopf teils gute, teils schlechte Bedeutung: sind sie bei ihrer Größe wohlgeformt und ausdrucksvoll, so kann man auf reichliches Vorhandensein und gute Zusammensetzung des zugrundeliegenden Stoffes schließen. Der Hirsch hat große, schöne Augen und ist ein kluges Tier. Sokrates hatte nach Polemon große, erhabene, leuchtende Augen, die, wie Plato im Theaetet erzählt, etwas vorstanden; er war gerecht, klug, eifrig und liebevoll; Apollo nannte ihn den weisesten Menschen. Der große Kriegsmann Neoptolemus hatte nach Dares runde Augen. Der Kaiser Tiberius hatte sehr große Augen, die wunderbarerweise auch im Finstern für kurze Zeit klar und deutlich sehen konnten; er hatte einen großen, starken Körper und war sehr scharfsinnig, gelehrt und kriegskundig. Auch ich habe solche Augen, wie sie nach Plinius niemand außer Tiberius gehabt haben soll. Wenn ich nachts aufwache, sehe ich alles hell und klar, und erst nach einiger Zeit verdunkelt sich das Gesichtsfeld.

Sehr kleine Augen:

Sie gefallen weder Aristoteles noch Galen. Wer kleine Augen hat wie die Affen, ist nach Aristoteles kleinmütig. Galen schreibt: Kleine Augen, die form- und ausdruckslos sind, lassen auf wenigen, und zwar schlechten Stoff schließen. Polemon und Adamantius sprechen den Geizhalsen verhältnismäßig kleine Augen zu. Der Zitterrochen hat kleine Augen und ist arglistig.

Kleine, wohlgeformte Augen:

Galen verwirft wie die großen so auch die kleinen Augen nicht ohne weiteres, sofern sie nur wohlgeformt und ausdrucksvoll sind; denn dann lassen sie auf wenigen, aber gut gemischten Stoff schließen. Aristoteles hatte kleine Augen, wie Diogenes nach dem Athener Timotheus berichtet.

Mittelgroße Augen:

Gute Augen sollen nach Aristoteles und Galen weder sehr groß noch ausgesprochen klein sein. An Alexander schreibt Aristoteles: Leute mit mittelgroßen, himmelblauen oder dunklen Augen haben durchdringenden Verstand und sind sorgfältig und zuverlässig. Polemon eignet den Mannhaften feuchten Blick und mittelgroße Augen zu.

2. Die Augenwinkel.

Bei der Besprechung der einzelnen Teile des Auges beginnen wir mit den Augenwinkeln, die nach Aristoteles von Ober- und Unterlid gebildet werden. Jedes Auge hat zwei Winkel, einen an der Nasen- und einen an der Schläfenseite.

Lange Augenwinkel:

Wenn die Augenwinkel ungebührlich lang sind, deutet das auf boshafte Charakter, schreibt Aristoteles im „Tierbuch“ und nach ihm Galen. Ebenso Plinius nach Trogus.

Kurze Augenwinkel:

Galen faßt sie als Zeichen einer löblichen Natur auf. Albertus deutet sie fälschlich auf Boshaftigkeit.

Fleischige Augenwinkel:

Wenn die Augenwinkel neben der Nase fleischig sind, deutet das nach Aristoteles, Galen und Plinius auf mutwillige Bosheit. Kaiser Claudius hatte, wie Sueton berichtet, weiße, fleischige, stark geäderte Augenwinkel und war gefräßig, geil, dem Spiel ergeben, grausam und furchtsam. Albertus vergleicht solche Augen denen der Weihen und schließt nicht auf Mutwillen, sondern auf Verschlagenheit und Schlaueit.

3. Die Augenlider.

Wenn sie blasig geschwollen sind, deuten sie auf Verschlagenheit oder Trunksucht.

Blasenförmige Unterlider:

Fig. 18

Wer blasenförmige Auftreibungen unter den Augen und dicke Unterlider hat, ist nach Aristoteles ein Trunkenbold. Der Wein schwächt, wie die Ärzte lehren, das Gehirn. Den Trinkern schwellen wegen der Schwäche ihres Gehirns die Unterlider an. Suessanus meint fälschlich, Aristoteles rede hier von den Triefaugen und der Feuchtigkeit, die wie kleine Bläschen aus den Augen fließt. Polemon und Adamantius deuten Säcke unter den Augen und Albertus dicke Unterlider auf Trunksucht.

Blasenförmige Oberlider:

Aristoteles schreibt: Wenn das Oberlid blasenförmig über das Auge hängt, so ist das ein Zeichen der Schläfrigkeit, weil die gerade aus dem Schlaf Erwachenden so aussehen. Adamantius und Albertus sind derselben Ansicht. Polemon schreibt

nur wenig hierüber. Die Ärzte geben als Grund Überfluß an Feuchtigkeit an, wie ihn verschlafene Leute zu haben pflegen. Galen schreibt in seiner „Ärztlichen Kunst“: Kalte, feuchte Beschaffenheit des Gehirns macht die Menschen schläfrig und dem Schnupfen leicht zugänglich.

Augen mit blasenförmigen Ober- und Unterlidern:

Solche Leute hält Adamantius nach dem Vorgenannten für schläfrig und trunksüchtig.

Dicke, blutrote Lider:

Aristoteles faßt sie als Zeichen der Schamlosigkeit auf, ebenso Rhases, der die blutrote Farbe der Lider auf ungeordnete, dicke Beschaffenheit des Blutes zurückführt, wie man sie bei Greisen und Wüstlingen vorfinde.

Kurze Unterlider:

Ein Mensch, dessen Unterlider so kurz sind, daß sie das Auge nicht genügend decken können, wird nach Albertus an allzu großer Trockenheit sterben. Wenn sie vor Schwäche zurücksinken, steht der Tod vor der Türe.

4. Die Pupille oder das Sehloch.

Aristoteles schreibt im „Tierbuch“: Die Pupille wird von einem Kreis umgeben, an den sich das Weiße des Auges anschließt. Plinius sagt: In der Mitte des Auges ist das Sehloch oder der Augenstern. Bei manchen Völkern hat jedes Auge zwei Sterne. Wenn solche Leute uns längere Zeit zornig anblicken, können sie uns behexen oder gar zu Tode bringen; besonders leicht schädigen sie die Kinder. Das Sehloch wird nach Isidotus Pupille genannt, weil darin kleine Spiegelbilder von uns erscheinen und kleine Gestalten im Lateinischen Pupilli heißen, oder weil es rein und

unbefleckt ist wie ein Mädchen, das im Lateinischen Puella heißt.

Große Pupillen:

Fig. 28

Leute mit weiten Sehlöchern haben einen verkehrten Charakter. Adamantius faßt große Pupillen als Zeichen von Dummheit auf, weil alle dummen Tiere, z. B. Schafe und Ochsen, große Pupillen haben. Reiche Erfahrung hat mir das bestätigt.

Kleine Pupillen:

Fig. 29

Wer kleine Pupillen hat wie die Schlangen, Pharaomäuse, Affen, Füchse usw. ist nach Polemon und Adamantius ebenso verschlagen und böswillig wie diese Tiere. Albertus schreibt: Die Schlangen, Hyänen, Affen, Füchse und perlenbergenden Schildkröten haben kleine Pupillen; Menschen mit kleinen Sehlöchern haben die Art dieser Tiere. Ich habe beobachtet, daß unzüchtige Leute kleine Pupillen haben wie die Pharaomäuse, Hyänen, Wachteln, Rebhühner und Hähne, die allesamt böse, arglistige und sehr unzüchtige Tiere sind, was Aristoteles und Aphrodiseus bestätigen. Die Pharaomäuse sind nach Aelianus Zwitter, die schwängern und selbst schwanger werden können. Das Gleiche gilt von den Hyänen, die mit einander kämpfen und, wenn sie unterliegen, sich als Weibchen gebrauchen lassen müssen, auch wenn sie eigentlich Männchen sind, während die Sieger die Aufgabe des Männchens erfüllen. Wenn die Rebhennen auf den Eiern sitzen, kämpfen die Rebhähne mit einander, und die Besiegten müssen nach Aristoteles und Athenaeus die Rolle des Weibchens spielen. Dasselbe berichtet Trogus von den Hähnen, die sämtlich enge Pupillen haben.

Mittelgroße Pupillen:

Adamantius hält sie für die beste Form und das Zeichen eines guten Charakters. Albertus schließt aus ihnen auf Stärke.

Ungleiche Pupillen:

Polemon faßt sie als Zeichen von Dummheit auf, Adamantius richtiger als Zeichen von Frevelhaftigkeit, Albertus als Zeichen von Unbilligkeit.

Gleiche Pupillen:

Leute mit gleichmäßig gerundeten Sehlöchern hält Adamantius für Freunde der Gerechtigkeit.

Menschen mit ungleichen Pupillen und blauen, grünen, dunklen oder scheckigen Flecken auf der Stirn:

Solche Leute werden von allerlei Dämonen geplagt, sagt Polemon. Ähnlich Adamantius.

5. Lage und Stellung der Augen.

Je nachdem die Augen vorstehen oder zurücktreten, verstärken oder verringern sie ihre sonstigen guten bzw. schlechten Eigenschaften.

Fig. 17

Weit vorstehende Augen:

Sie gefallen weder Galen noch Aristoteles, der aus ihnen auf Torheit schließt und sie den weit vorstehenden Eselsaugen vergleicht. An Alexander schreibt er: Wer eines Esels Augen hat, ist unverständlich und hartnäckig. Polemon und Adamantius halten Leute mit aufgeschwollenen Augen für wenig lobenswert. Rhases nennt sie unverschämt, geschwätzig und dumm. Plinius hält sie für stumpfsinnig. Je mehr die Augen aus dem Kopfe ragen, desto weiter sind sie vom Gehirn, ihrem Ursprung, entfernt und mithin von ihrer richtigen Stellung. Die Ärzte meinen, solche Augen ständen wegen der Schwäche oder Feuchtigkeit der vorderen Gehirnkammern aus dem Kopfe, und deuten sie daher auf Torheit.

Nach oben vorstehende Augen:

Sie deuten auf wilden Trotz, Eitelkeit und Unsinnigkeit, nach Polemon und Adamantius auf Gefräßigkeit.

Nach unten vorstehende Augen:

Sie sind ein Zeichen von Härte und Unversöhnlichkeit.

Vorstehende, blutunterlaufene Augen:

Sie sollen auf Gefräßigkeit und Schlemmerei deuten. Conciliator übersetzt statt dessen fälschlich Furchtsamkeit und Unstandhaftigkeit. Cocles wirft beides durcheinander.

Vorstehende, graue Augen:

Polemon und Adamantius fassen sie als Zeichen von Ungerechtigkeit und geistiger Unordnung auf.

Vorstehende Augen mit verklebten Brauen:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius stets auf Sinnlosigkeit.

Vorstehende, trockene Augen:

Sie sind ein Zeichen von großer Mordlust und Giftmischerei. Alle Verbrecher, die ich gesehen habe, hatten solche Augen. Die Trockenheit dieser Augenform entsteht aus einer Trockenheit des Gehirns und aus einer Entzündung der schwarzen Galle, wodurch nach Conciliator solche Verbrechen zustandekommen. Aristoteles schreibt im „Tierbuch“: Am besten sehen die Tiere mit tiefliegenden Augen, z. B. die Adler, weil die Sehkraft sich in der Tiefe besser sammeln und stärken und mehr Licht aufnehmen kann. Caligula hatte nach Sueton hohle Augen und eine boshafte, naturwidrige Gesinnung.

Tiefliegende, kleine Augen:

Sie weisen auf Tücke, nach Polemon, Adamantius und Rhases auf Hinterlist, Mißgunst und krankhaften Ehrgeiz. Sie entstehen durch Hitze und Trockenheit, die die Muskelfeuchtigkeit ausdorren, und durch die Entzündung der schwarzen Galle. Daher sind solche Leute verräterisch, furchtsam und töricht. Caesare Borgia, der Herzog

von Valentia, hatte hohle, schreckliche, schlangenhaft funkelnde, feurige Augen, deren Blick selbst seine Freunde, auch wenn er fröhlich und zu Kurzweil aufgelegt war, nicht ertragen konnten; er erwürgte seinen Bruder und warf die Leiche in den Tiber; sogar sein päpstlicher Vater fürchtete seine schreckliche Wut; er brachte viele Menschen hinterlistig mit Gift ums Leben und galt als die Pest seiner Zeit. Ähnliche Augen und Eigenschaften hatte der schreckliche Tamerlan.

Tiefliegende, kleine, trockene Augen:

Sie deuten nach Polemon auf Untreue und Kirchenraub, nach Adamantius auf Wortbrüchigkeit. Beide eignen Toren und Narren hohle, kleine, trockene, düstere, unbewegliche Augen zu.

Tiefliegende, große Augen:

Tiefliegende Augen müssen nach Polemon und Adamantius, um nicht häßlich zu wirken, groß sein. Aus einer ziemlich unklaren Stelle bei Aristoteles glaube ich herauslesen zu können, daß er solche Augen als Zeichen der Sanftmut auffaßt und mit denen der Kühe vergleicht.

Tiefliegende, starre Augen:

Solchen Augen, die unbeweglich auf einen Punkt starren, entspricht nach Polemon ein rechtschaffener Charakter. Bei Adamantius fehlt eine entsprechende Stelle.

Tiefliegende, starre Triefaugen:

Polemon und Adamantius deuten sie als Zeichen von Arglist.

Tiefliegende, starre, weiche Augen:

Sie deuten nach Polemon auf Unsinnigkeit.

Weder vorstehende noch tiefliegende Augen:

Leute mit solchen die Mitte haltenden Augen sind großmütig und den Löwen vergleichbar,

schreibt Aristoteles in den „*Physiognomonika*“. Im „*Tierbuch*“ lobt er diese Augenform als Zeichen eines sehr guten Charakters. Ähnlich der Philosoph Meletius.

Längsgestellte Augen:

Sie deuten nach Aristoteles und Rhases auf Bosheit und Nichtsnutzigkeit, Schlaueit und Betrügerei; wenn die Augen längs statt quer stehen, ist das gewissermaßen eine Mißbildung, mit der ein unnatürlicher Zustand der Seele Hand in Hand geht. Manche führen diese Form auf allzu große Hitze des Gehirns zurück.

6. und 7. Die Farbe der Augen.

Nach Aristoteles besteht das Auge aus drei Teilen: 1. der Pupille, dem schwarzen Sehloch, 2. dem Weißen am Rande der Augen und 3. einem Ring zwischen beiden. Die Pupille ist bei allen Tieren in gleicher Weise schwarz oder schwärzlich; sie scheint nur bei dem einen oder anderen reiner oder unreiner zu sein. Der runde Ring hat bei allen Tierarten mit Ausnahme von Mensch und Pferd seine ganz bestimmte Farbe. Bei den Rindern z. B. ist er schwarz, bei den Ziegen mittelfarbig, bei den Schafen dunkelbraun. Bei Menschen und Pferden aber ist er sehr verschieden gefärbt, nämlich hell, schwarz, dunkelbraun, himmelblau, goldgelb oder gelblich. Nur der Mensch hat alle Farben in seinem Auge, das nicht nur bei verschiedenen Menschen verschieden, sondern auch bei ein und demselben im Lauf seines Lebens verschieden gefärbt sein kann. Aristoteles schreibt: Anfangs haben alle Menschen graublaue Augen, erst später bekommen sie ihre bleibende Augenfarbe. Nur bei Menschen und Pferden ist das so, weil sich ihr Charakter im Laufe der Zeit stärker ändert als der anderer Tiere. — Die Farben sind entweder einfach

oder zusammengesetzt. Wir besprechen zunächst die einfachen, deren jede glänzend, klar oder trübe sein kann. Aristoteles unterscheidet in den „Problemen“ drei Arten, die schwarze, graue und dunkelbraune, in der „Tiergeschichte“ vier, die schwarze, graue, rötliche und dunkelbraune. Die griechischen Namen der Augenfarben sind schwer zu übersetzen. Wir wollen versuchen, die einzelnen Farben möglichst deutlich und eingehend zu beschreiben.

Grauweißliche Augen:

Man teilt die graublaue Farbe des Galen in drei Unterarten. Die erste ist lichtvoll und wird von Gellius als glänzend bezeichnet. Es ist die grauweißliche der Kinderaugen. Die zweite hat einen Stich ins Gelbliche, wie man's bei den Augen der Nachtvögel sehen kann. Die dritte ist mehr grünlich. Wenn man die Farben zur Deutung verwenden will, muß man erst wissen, wie sie entstehen. Empedokles führt sie auf die Elemente zurück und leitet die graublaue Farbe von großer Hitze ab, die schwarze von reichlich vorhandener, überwiegender Feuchtigkeit. Leute mit grauen Augen können also, weil viel Feuer ihre Augen erleuchtet, auch bei Nacht sehen, Leute mit schwarzen Augen dagegen wegen Mangel an Feuer und Überfluß an Wasser nur bei Tage. Aristoteles sagt ebenfalls: Die gen Mittag wohnenden Völker haben schwarze Augen, die im Norden wohnenden graue. Die graue Farbe entsteht durch reichliche Hitze, die bei den Nordländern durch die äußere Kälte ins Körperinnere getrieben und dort zusammengehalten wird, während sie den Bewohnern des Südens durch die warme Luft ihrer Umgebung entzogen wird, und die zurückbleibende Feuchtigkeit daher schwarz wird. Die Augenfarbe richtet sich ferner nach der Körperfarbe. Die hellen Nordländer haben graue Augen, die dunklen Völker des Südens schwarze. Galen gibt vier Ur-

sachen für die graublaue Augenfarbe an: 1. Reichliches Kristallwasser, 2. Glanz und Klarheit dieser Flüssigkeit, 3. das mehr oder weniger starke Vorspringen des Auges, 4. die geringe Menge und dünne Beschaffenheit der Pupillenflüssigkeit. Wir wollen seine Ansicht kritisch betrachten. Auch schwarze Augen können viel reines Kristallwasser haben und erscheinen trotzdem nicht graublau, wovon man sich leicht durch anatomische Zerlegung überzeugen kann. Die Hauptursache der graublauen Farbe scheint mir das spärliche Vorhandensein der Pupillenflüssigkeit zu sein. Meine Ansicht wird durch die Tatsache bekräftigt, daß graue Augen, die nicht gut viel Licht ertragen können, am Tage schlechter sehen als schwarze Augen, die wegen der reichlich vorhandenen Flüssigkeit zum klaren Sehen viel Licht nötig haben. Wo das Meer wenig Wasser hat und seicht ist, ist es hell und klar, daß man bis zum Grund sehen kann, wo es viel Wasser hat und tief wird, ist es schwärzlich und undurchsichtig. Die modernen Anatomen sind anderer Ansicht, sie führen die Augenfarbe auf die verschiedenartig gefärbte Traubenhaut zurück. Averroes leitet sie von der Beschaffenheit des Gehirns ab, dessen Kälte Blindheit verursache, und Aristoteles von Schwäche, weil die Neugeborenen mit ihren grauen Augen schwach seien. Grauweißliche Farbe deutet daher wie jede helle Farbe auf Furchtsamkeit. Polemon hat dieselbe Ansicht. Der furchtsame Nero hatte nach Sueton graue, stumpfe Augen. Plinius erzählt, Augustus habe graublaue Augen gehabt, wie sie die Pferde haben; sie seien hell und auffallend groß gewesen. Ich halte das für falsch, da Augustus einen sehr guten Charakter hatte und andere Merkmale diesen Angaben widersprechen; der glaubwürdigere Sueton schreibt ihm andere Augen zu, helle, glänzende mit göttlicher Stärke, deren Anblick das Gesicht zu Boden zwang wie die blendende Sonne.

Graue Augen mit einem Stich ins Gelbliche:

Sie gleichen etwa den Augen der Nachteulen und deuten auf bäurischen, wilden Charakter. Polemon schreibt: Graue Augen, der Galle ähnlich gefärbt, sind ein Zeichen von Wildheit, weil die meisten unvernünftigen, wilden Tiere solche Augen haben, fast alle zahmen Tiere dagegen schwärzliche. Ähnlich Adamantius. Beide schließen aus solchen Augen ferner auf Arglist. Der Philosoph Ptolemäus hält sie für ein Zeichen von Grausamkeit und Betrugerei, da ihre Farbe auf Vorherrschen heftig entbrannter Galle deute. Nach Rhases bedeuten zitronenfarbige, gleichsam gelb angestrichene Augen einen höchst üblen Charakter. Sylla hatte graue, grimmige, wütende, schrecklich anzusehende Augen und wird von Plutarch als roh und hart beschrieben. Sfortia hatte graue Augen und war nach Jovius leicht zu Jähzorn und Grausamkeit erregbar.

Graue Augen mit kleinen Pupillen:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Unfreigebigkeit, Verschlagenheit und Geiz.

Graue, trockene Augen:

Leute mit solchen Augen sind ungerecht und werden von ihrer Galle gequält, schreibt Polemon. Ähnlich Adamantius. Conciliator sagt: Graublaue, trockene Augen machen den Charakter wild und trotzig; denn wenn zu der grauen Farbe, die schon von sich aus die Sitten verroht, noch Trockenheit kommt, wird der Charakter noch schlechter.

Graue Augen mit einem Stich ins Grünliche:

Wer solche Augen hat, ähnlich den grünen Oliven, ist nach Polemon stark. Der starke Patroklos hatte derartige Augen, wie Dares erzählt.

Himmelblaue, große, ruhige, glänzende Augen:

Sie kommen charaktervollen, beherzten Menschen zu, sagt Polemon. Ähnlich Adamantius.

Aristoteles schreibt an Alexander: Eine der Himmelsfarbe sich nähernde Augenfarbe deutet auf durchdringenden Verstand und Zuverlässigkeit. Die himmelblaue Farbe steht mitten zwischen der weißen und schwarzen; sie ist ein Zeichen der richtigen Mischung des Gehirns und mithin eines scharfen Geistes und einer guten Art und hat keinen Teil an dem Brand der Galle und der Melancholie. Solche Augen legen Homer und andere Dichter der starken, weisen Minerva bei, die den Beinamen Glaukopis, d. h. Blauäugige hatte. Cicero schreibt Minerva graublaue, Neptun himmelblaue Augen zu. Philibertus Aurantius hatte hellblaue Augen, war ein unternehmender und tapferer Kriegsheld, oft so draufgängerisch, daß er sich nur schwer wieder heraushauen konnte, und so freigebig, daß er nicht für sich, sondern für seine Soldaten Königreiche eroberte.

Schwarze Augen:

Polemon und Adamantius schreiben zahmen Tieren schwarze Augen und Sanftmut und Furchtsamkeit zu, wilden Tieren graublaue Augen und Unbändigkeit. Einfache schwarze Farbe läßt Schüchternheit entstehen.

Tiefschwarze Augen:

Sie deuten nach Aristoteles auf Furchtsamkeit, richtiger nach Polemon auf Verschlagenheit und Arglist, nach Adamantius auf Furchtsamkeit und List. Ich möchte solche Leute wohl mit den Äthiopiern vergleichen, die schwarze Augen haben und furchtsam und betrügerisch sind. Averroes leitet die schwarze Farbe der Augen aus der Hitze des Gehirns ab, die durch übermäßige Kochung entsteht und auf ein Ansengen der erdigen Teile deutet, wodurch Arglist entsteht.

Schwarzbraune Augen:

Diese Farbe entsteht durch mehr Flüssigkeit als die grüngelbe und graublaue, von deren Klar-

heit sie sich entfernt, um sich mehr der zwischen klar und trübe stehenden Farbe des Wassers zu nähern. Augustus hatte derartige Augen. Am deutlichsten ist diese Augenfarbe bei den Schafen. Sie deutet nach meiner Ansicht auf Dummheit.

Gelbe Augen :

Aristoteles schreibt in den „Physiognomonika“: Herzhafte Leute haben dunkle Augen mit gelblichem Schimmer. Gelbliche Augen deuten nach Polemon und Adamantius auf Stärke und Großmut. Cäsar hatte nach Sueton lebhaftere, schwarze, glänzende Augen mit einem Stich ins Gelbe, die seinen erhabenen Geist offenbaren.

Rotgelbe Augen:

Löwen, Adler und Geier haben rotgelbe Augenfarbe. Aristoteles schreibt: Wer nicht graublau, sondern rotgelbe Augen hat, ist mutig und Löwen und Adlern vergleichbar. Averroes sagt: Die gemischte Farbe steht in der Mitte. Unter gemischt versteht er rotgelb. Dieser Farbton bedeutet, daß sich Verbrennung und Verkochung gerade noch innerhalb der richtigen Grenzen befinden, d. h. schwächer sind als bei schwärzlicher Farbe und stärker als bei weißlicher. Rhases hält die zwischen schwarz und weiß stehende Augenfarbe für die beste, besonders wenn sie nicht stark strahlt und einen Stich ins Rötlichgelbe hat. Polemon und Adamantius eignen sehr geistvollen Menschen bescheidene, helle, rotgelbe, etwas feuchte Augen zu, deren Grundlage eine gute Körpermischung ist. Fronto lobt die Schäferhunde, die rotgelbe Augen haben wie die Löwen.

Von der Augenfarbe, wie sie die Ziegen haben:

Aristoteles rechnet sie und die rotgelbe zu den Mischfarben. Sie bildet den Übergang des graublauen Farbtones zu einer Schmutzfarbe und äh-

nelt entfernt der gelblichen Farbe mancher Weine. Nach Aristoteles sind so gefärbte Augen sehr scharfsichtig und Zeichen eines guten Charakters. Am deutlichsten ist diese Augenfarbe bei den Ziegen, die Aristoteles für klug genug hält, daß sie sich selbst helfen können. Z. B. suchen auf der Insel Kreta angeschossene Ziegen sich das Kraut Dictamnium, das die Kraft haben soll, Pfeile aus Wunden zu ziehen. Adamantius schreibt den Ziegen glänzende Augen zu, die er als Zeichen von Dummheit auffaßt. Auch Rhases schließt aus solchen Augen auf Dummheit.

Rötliche Augen:

Leute mit rötlichen Augen werden leicht von Zorn überwältigt, was man daraus schließen kann, daß im Zorn die Augen rot werden, weil nach Aristoteles die Natur ihnen als dem gleichsam verletzten Körperteil helfen will, während in der Furcht die Hitze aus ihnen weicht. Alexander Aphrodiseus schreibt: Der Zorn, der nichts anderes ist als der Brand des Herzblutes und des erhitzten Geistes, steigt leicht in den Kopf und zeigt sich in den durchsichtigen Augen und dem roten Gesicht. Averroes schließt aus rötlichen Augen mit vielen Blutadern auf ein hitziges Gehirn. Bei wahn-sinnig zornigen Leuten ist oft das ganze Weiße des Auges mit roten Adern bedeckt. Daher sagt man von jemand, der kein Unrecht mit Gleichmut ertragen kann, sondern sich für alles wütend rächen muß, sprichwörtlich: Er hat blutige Augen. Aus solchen Augen kann man nach Polemon und Adamantius auf unbedachtsames und übereiltes Handeln schließen. Die Ägypter symbolisierten den unklugen Menschen durch einen Frosch: Frösche zeigen nur in den Augen Blut. Augen, die wie blutbespritzt aussahen, deuteten sie auf Schamlosigkeit und versinnbildlichten letztere durch das Bild einer Fliege, die bekanntlich nur am Kopf um die Augen etwas Blut hat.

Rötliche, trockene Augen:

Sie sind nach Polemon, Adamantius und Albertus ein ganz sicheres Zeichen großen Zornmuts.

Rötliche, feuchte Augen:

Dieselben drei Gelehrten schließen aus solchen Augen auf Trunksucht.

Feurige Augen:

Leute mit feurigen Augen sind unverschämt und den Hunden vergleichbar. Homer erzählt, Achilles habe dem Agamemnon vorgehalten, er habe Augen wie ein Hund und ein Herz wie ein Hirsch, womit er seine Schamlosigkeit und Furchtsamkeit andeuten wollte. Schamlosen und Frechen eignet Homer gaffende Augen zu. Bei Hesichius und Varinus wird ein schamloser, unverschämter Geist hündisch genannt, und zwar wegen des starren, schamlosen Angaffens. Aristogeiton, des Cydimachus Sohn, hieß wegen seiner Frechheit „der Hund“. Die philosophische Schule der Kyniker hat ihren Namen von ihrer hündischen, schamlosen, frechen Gesinnung, die alle Menschen ganz offen anklaffte.

8. Die mehrfarbigen, punktierten Augen.

Ein mehrfarbiger Augenring ist entweder punktiert, d. h. mit weißen, schwarzen, roten, bleichen Punkten besetzt, oder in verschiedenfarbige, bunte Kreise geteilt. Wir besprechen zunächst den hirsekornförmig punktierten Ring. Die Mehrfarbigkeit der Augen beruht darauf, daß sie aus durchscheinendem, locker gefügtem Stoff bestehen, der die Geister leicht durchdringen läßt, wie man bei den Frauen feststellen kann, die zur Zeit ihres Unwohlseins einen reinen Spiegel durch bloßes Hineinsehen fleckig machen.

Gefleckte Augen:

Schlecht, schreibt Aristoteles an Alexander, sind Augen mit schwarzen, roten oder anderen

Flecken, Leute mit solchen Augen sind schlechter als alle anderen und ärger denn die Verworfenen. Rhases sagt: Augen mit gleichsam perlenbesetzten, verschiedenfarbigen Pupillenringen kennzeichnen mißgünstige, geschwätzige Leute mit argem Charakter. Die Menschen mit gefleckten Augen, die ich bisher gesehen habe, waren allesamt Verräter und Mörder, treulos und ohne Religion. Die hinterlistigen Hyänen und die Meerkälber haben nach Aristoteles vielerlei Farben in ihren Augen.

Kleine, mehrfarbige Augen:

Wer mehrfarbige (Polemon sagt statt dessen schwache), kleine Augen hat, ist gewinnsüchtig, sklavisch, schmeichlerisch und geizig, redet anders als er handelt und freut sich heimlich darüber, obwohl er gar keinen Nutzen davon hat. Solche Leute wagen alles, was Gewinn bringen kann, während sie sonst furchtsam sind und schwach wie die Hasen, die ähnliche Augen haben.

Rotgelbe Augen mit gleichgroßen Punkten:

Sie deuten nach Adamantius auf Roheit, Jähzorn, Ungerechtigkeit und Buhlerei.

Rotgelbe Augen mit ungleichen Punkten:

Sie deuten auf milderen Sinn. Polemon schreibt etwas anders: Größere Punkte in rotgelben Augen bedeuten einen grimmigen, kleinere einen sanftmütigen Charakter.

Schwarze Augen mit blutroten Punkten:

Sie kennzeichnen nach Adamantius den Giftmischer. Bei Polemon fehlt eine entsprechende Stelle.

Schwarze Augen mit blassen Punkten:

Sie sind nach Adamantius Sklavenhändlern und Giftmischern eigen. Auch hierüber finden wir nichts bei Polemon.

Hellblaue und gelbe Punkte, in gleichen Abständen um die Pupille des mehrfarbigen Auges herum angeordnet:

Mehrfarbige Augen sind nach Polemon und Adamantius häufiger rotgelb als graublau getönt. Graue Augen von obiger Beschaffenheit deuten vor allen anderen auf arglistige, diebische Gesinnung, nach Adamantius ferner auf Klugheit und Verstand, aber auch auf Verlogenheit.

Bleiche, feurige, graublaue Punkte in großen Augen mit blitzendem, zornigem Blick und offenen Augenlidern:

Leute mit solchen Augen, die denen der Wölfe und Wildschweine gleichen, sind unangenehm, grausam, rauh und räuberisch.

Viereckige, feurige und blasse Flecke sowie graue oder hellblaue Kreise um die Pupille:

Solche Augen kennzeichnen ganz üble Leute, die Conciliator für grausamer hält als wilde Tiere; er meint, sie schreckten vor keiner Lästerung, keiner Untat, keinem Mord zurück. Der maßlos blutgierige Ezellinus de Romano hatte nach Jovius Schlangenaugen, bleiche Hautfarbe und eine wilde Stirn und stürzte in tierischer Art manche Stadt und viele hundert Menschen ins Verderben. Auch der unerhört grausame und scheußliche Johannes Maria Vicecomes, der seine Feinde zum Entsetzen des Volkes großen Hunden zum Fraß vorwerfen ließ, hatte giftige Schlangenaugen.

9. Die Augen mit verschiedenfarbigen Kreisen.

Die zweite Art der mehrfarbigen Augen ist nicht mit verschiedenfarbigen Punkten geziert, sondern mit verschiedenfarbigen Kreisen in dem Farbring zwischen Pupille und Augenweiß. Beispielsweise kann ein Kreis direkt am Sehloch

schwarz, ein anderer an der Peripherie des Farbrings weißlich sein oder grün usw.

Schwache, weiße Kreise:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf allergrößte Schwäche und Zaghaftigkeit.

Mehrfarbige Kreise:

Sie kennzeichnen nach Adamantius betrügerische Leute. Bei Polemon ist dies Zeichen nicht angegeben.

Feuchte Augen mit einem blutroten, schmalen, dunklen Kreis und einem feurigen Kreis über diesem:

Solche Augen ohne andere störende Zeichen deuten nach Adamantius auf Großmut, Klugheit, Gerechtigkeit und Kinderliebe. Polemons Text ist an dieser Stelle unverständlich.

Kreise, die unten grün und oben schwarz sind:

Leute mit derartigen Augen halten Polemon und Adamantius für hinterlistig und ungerecht, für Gelddiebe und Zuhälter.

Trockene Augen mit regenbogenfarbenen Kreisen:

Sie verraten nach Adamantius geile Schwelgerei. Polemon schreibt: Bunte, trockene Augen, die an Farbe den Granatäpfeln ähnlich sind, lassen Eitelkeit erkennen.

Feuchte Augen mit regenbogenfarbenen Kreisen:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Stärke, Großmut, Beredsamkeit und Aufrichtigkeit.

Rauhe Augen mit regenbogenfarbenen Kreisen:

Sie sollen ein Zeichen von Zorn und Unzucht sein.

10. Die trüben und die klaren Augen.

Klarer Glanz der Augen bedeutet einen guten Charakter. Trübe Augen sind ein schlechtes Zeichen, und das um so mehr, wenn noch weitere

schlechte Zeichen hinzukommen, z. B. Kleinheit, Unreinheit usw.

Trübe Augen:

Leute mit solchen Augen nennt Polemon unverschämt, Adamantius unangenehm.

Trübe, trockene Augen:

Polemon deutet sie auf Stolz, Adamantius auf Treulosigkeit.

Trübe, kleine Augen:

Sie kennzeichnen hinterlistige, böswillige, wankelmütige, unbeständige Leute. Conciliator schreibt: Ihre Kleinheit verstärkt nicht die Schädlichkeit, sondern vermehrt nur die böse Gesinnung.

Trübe, düstere Augen:

Polemon und Adamantius fassen sie als Zeichen von Arglist, Unredlichkeit und Zügellosigkeit auf.

Augen, die nur schwach gefärbt sind:

Sie deuten auf Furchtsamkeit, weil Furcht bleich macht. Ich denke bei dieser Augenart, wie sie die Genesenden zu haben pflegen, an ungleichmäßig gefärbte Augen. In der Furcht verläßt nach Aristoteles die Farbe die Oberfläche, besonders die Augen. Polemon und Adamantius eignen Furchtsamen trübe Augen zu.

Grimmige Augen:

Der Türkenkaiser Mahomet II. hatte tiefe, grimmige, drohende Augen und war unmenschlich und grausam streng. Große, trotzig, toddrohende Augen hatte Selimus, der zehnte Türkenkaiser, der grausam, kriegslustig, treulos, rau, hart und wild war. Ähnlich grimmige Augen und grausame, schreckliche Sitten hatten ferner Soliman d. J. und Selimus IX.

Häßliche Augen:

Solche Augen sind sozusagen aashaft, grausam, unmenschlich und toddrohend. Meuchelmör-

der und Henker haben dergleichen, die stets auf Tücke, Mord und Frevel zu sinnen scheinen. Auch Catilina hatte solche Augen, wie der Geschichtschreiber Sallust berichtet, und war ein geiler, buhlerischer, wüster, frevelhafter, treuloser Mordbube mit unreiner Seele. Ferner hatte nach Sueton der grausame, gottlose, tyrannische Nero sehr häßliche Augen.

Dunkle, feuchte Augen von richtiger Größe:

Sie sind nach Polemon und Adamantius ein Zeichen von Standhaftigkeit, Kunstfertigkeit, Geistschärfe und Schamhaftigkeit, verbunden mit Furchtsamkeit und ein wenig Geiz.

Klare Augen:

Im Gegensatz zu den bisher erwähnten trüben Augen stehen die klaren, denen nach Polemon, Adamantius und Conciliator ein sehr guter Charakter entspricht, wenn keine anderen Merkmale dem widersprechen. Aristoteles leitet die Klarheit der Augen aus der Klarheit der Säfte ab und hält Tiere für desto klüger, je feiner ihr Blut ist. Die klaren, glänzenden Augen und den entsprechenden guten Charakter des Augustus haben wir bereits erwähnt. Bartholomäus Livianus hatte lebhaftere, scharfe Augen als Zeichen seiner angeborenen Tugenden.

11. Der Glanz der Augen.

So bezeichnen Polemon und Adamantius einen hin- und herhuschenden Schein, wie wir ihn, anders als das Blitzen der Edelsteine, von polierten Marmorarten, z. B. vom Jaspis oder Porphyrt her kennen. Adamantius findet diesen Glanz besonders ausgeprägt an Ziegenaugen und schließt aus ihm auf Dummheit. Plinius schreibt: Die Augen der Ziegen und Wölfe glänzen und sprühen Feuer.

Glänzende Augen:

Leute mit solchen Augen stehlen gern, schreibt Polemon. Adamantius deutet sie auf Torheit, weil die Ziegen ähnliche Augen haben.

Glänzende, graue oder blutrote Augen:

Sie lassen nach Polemon hitziges Handeln und an Wahnsinn grenzende Kühnheit erwarten. Derselben Ansicht ist Adamantius.

Glänzende, rotgelbe Augen:

Leute mit solchen Augen leiden nach Polemon und Adamantius sehr unter Angst und Schrecken, tun alles mit großer Furcht und sind übertrieben argwöhnisch.

Glänzende, schwarze Augen:

Sie sind Zeichen einer verkehrten, furchtsamen, boshaft-dummen Seele.

Glänzende, schwarze, große, lächelnde Augen:

Leute mit solchen Augen sind zu allen Schändlichkeiten bereit.

Glänzende, finster blickende Augen:

Adamantius schreibt: Augen mit finsterem Blick deuten auf Verdrießlichkeit; sind solche Augen feucht, darf man auf Mut, Stärke, Unsinnigkeit, Redefertigkeit, Geschäftigkeit, Leichtsinn, Schwerfälligkeit und Trägheit schließen. Ähnlich Polemon.

Glänzende, trockene Augen:

Sie sind ein Zeichen von Verdrehtheit und Lasterhaftigkeit.

Glänzende, hohle, kleine Augen:

Leute mit solchen Augen sind nach Polemon klug und hinterhältig, heuchlerisch und gierig und verheimlichen ihre Absichten. Ähnlich Adamantius.

Schimmernde Augen:

Sie sind denen der Hähne und Raben vergleichbar und deuten auf Unzucht, schreibt Aristoteles in den „Physiognomonika“. Nach meiner Ansicht bekommen die Augen durch den Beischlaf solchen Schimmer. Polemon glaubt, Hurerei bei Männern und Weibern aus den Brauen und den Augen erkennen zu können, die bei geilen Leuten vor Wollust zu leuchten schienen. Adamantius schreibt: Glitzernde Augen, wie sie die Vögel haben, deuten auf Unkeuschheit.

Strahlende, feuchte Augen:

Polemon und Adamantius schließen aus solchen Augen, die wie Wasser leuchten, auf einen guten Charakter. Albertus schreibt: Augen mit dem strahlenden Glanz von Wassertropfen deuten auf einen gutgefügtten, großen Charakter.

12. Die ruhigen Augen.

Man unterscheidet stillstehende, bewegliche, starre, zitternde, geschlossene Augen usw. Averroes leitet eine schnelle Beweglichkeit der Augen aus der Hitze, eine langsame, schwerfällige aus der Kälte des Gehirns ab.

Feststehende Augen:

Sie sind nach Polemon und Adamantius immer unangenehm.

Ruhige, feuchte Augen:

Polemon und Adamantius deuten sie auf Furchtsamkeit und Sanftmut.

Stillstehende, trockene Augen:

Polemon faßt sie als Zeichen von Verwirrung auf, Adamantius als Zeichen von Dummheit.

Ruhige, blasse Augen:

Sie deuten nach Polemon auf Wahnsinn, nach Adamantius auf stumpfsinnige Dummheit.

Ruhige, graue, trübe Augen:

Leute mit solchen Augen wähle nicht zu Freunden, Nachbarn oder Reisegefährten, denn sie sind arglistig und immer auf Anderer Schaden bedacht, schreiben Polemon und Adamantius.

Menschen mit starren Augen, die die Augenbrauen in die Höhe ziehen und tief seufzen:

Sie hegen verkehrte Absichten und sind grimmig und ungerecht. Adamantius nennt sie unverständlich, töricht und zornmütig. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß, wer Böses sinnt, die Augenbrauen in die Höhe zieht, tief seufzt und immer auf eine Stelle blickt. Ein starrer Blick entsteht durch allzuviel Gedanken und durch die Sucht zu betrügen. In der Heiligen Schrift liest man den Spruch: Wer mit starren Augen Verkehrtes denkt und an den Lippen kaut, ist ein Übeltäter.

Stillstehende, rötliche, große Augen:

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Gefräßigkeit und Geilheit.

Stillstehende, große, rötliche, unter sich blickende Augen:

Sie sind nach Polemon ein Zeichen von Unverschämtheit, Ungerechtigkeit und eitlen Gedanken. Ähnlich Adamantius.

Unbewegliche, kleine Augen:

Menschen mit solchen Augen nennen Polemon und Adamantius habgierig und immer auf ihr Profiten bedacht.

Unbewegliche, kleine, vorstehende Augen mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Brauen:

Leute mit derartigen Augen sind geschäftig.

Menschen mit unbeweglichen, kleinen, vorstehenden Augen, die Stirn und Brauen runzeln und die Schultern in die Höhe ziehen:

Polemon hält sie für jähzornig und ungestüm. (Adamantius sagt von diesen Leuten, sie zögen die Schultern nach unten.)

Unbewegliche, kleine Augen mit beweglichen Augenlidern unter einer großen Stirn:

Dies ist nach Adamantius die beste Art der stillstehenden Augen. (Bei Polemon ist diese Stelle ausgelassen.) Sie sind ein Zeichen von Sorgfalt, Kunstliebe und Lerneifer.

13. Die beweglichen Augen.

Den Gegensatz zu den ruhigen, stillstehenden Augen bilden die beweglichen Augen.

Augen mit einem weißen Fleck, die sich häufig bewegen, doch stillzustehen scheinen:

Solche Augen deuten, wie die tägliche Erfahrung lehrt, auf Verstand. Wenn man angestrengt an etwas denkt, hält man das Gesicht still, schreibt Aristoteles in den „Physiognomonika“. Den weißen Fleck führt Suessanus auf die melancholische Feuchtigkeit zurück, aus welcher Verstand entsteht.

Bewegliche, gleichsam verwirrte Augen:

Sie kennzeichnen nach Polemon einen argwöhnischen Menschen ohne Treu und Glauben, der seinen Taten mit den Worten weit voraus ist.

Bewegliche Augen mit beweglichen Lidern:

Sie sind ein Zeichen von Schwäche und Unvermögen.

Kleine Augen, die sich zugleich mit den Lidern viel bewegen:

Rhases hält sie für die denkbar schlechteste Form.

Bewegliche Augen mit stillstehenden Lidern:

Leute mit beweglichen Augen und unbeweglichen Lidern gelten bei Polemon und Adamantius als zuversichtlich und kühn in schwierigen Lagen.

Finstere, rollende Augen:

Sie deuten nach Polemon auf Raserei und Unzucht, nach Adamantius auf Schwelgerei.

Langsam sich bewegende Augen:

Polemon hält sie für ein Zeichen von Trägheit, Schwerfälligkeit und Schwachsinn. Adamantius redet in diesem Zusammenhang von Augen, die nur schwer anfangen und langsam aufhören sich zu bewegen. Bewegliche Augen, schreibt Alexandrinus, deuten auf die Zornmütigkeit einer heißen Körpermischung, langsame auf die Furchtsamkeit einer kalten.

Augen mit mittelmäßiger Beweglichkeit:

Sie verkörpern den Durchschnitt aller bisher erwähnten Eigenschaften. Nach Averroes ist mittelmäßige Beweglichkeit der Augen auf das Mittel zwischen Heiß und Kalt als die beste Mischung zurückzuführen.

14. und 15. Die zitternden Augen.

Dieser ganze Abschnitt fehlt bei Polemon und ist nur bei Adamantius zu finden.

Kleine, zitternde Augen:

Sie sollen auf Arglist deuten.

Große, zitternde Augen:

Sie kennzeichnen einen törichten, geilen Gesellen.

Stark zitternde, gleichsam tanzende Augen:

Sie haben eine schlechte Bedeutung.

Zitternde, tanzende, große, glänzende, leuchtende Augen:

Leute mit solchen, etwas feucht aussehenden Augen haben einen großen, hohen Geist und eine erhabener Taten fähige Seele, sind jedoch jähzornig, trunksüchtig, hastig, fallsüchtig und ruhmredig. Alexander von Mazedonien kann als Beispiel dafür angeführt werden.

Zitternde, trübe Augen:

Sie deuten im Verein mit anderen Zeichen auf Treulosigkeit, Ungerechtigkeit und große Frechheit.

16. Das häufige Schließen der Augen.

Das Schließen und Öffnen der Augen wird auf die verschiedenste Weise ausgeführt und zeigt mancherlei Seelenregungen an. Zunächst sprechen wir von dem Schließen der Augen.

Beim Schließen nach oben abweichende, unbewegliche Augen:

Sie deuten nach Polemon auf Zügellosigkeit, Eitelkeit und Unsinnigkeit, nach Adamantius auf Gefräßigkeit und Geilheit. Während des Beischlafes und im Wahnsinn drehen sich die Augen beim Schließen nach oben, weil nach Aristoteles die von oben kommende Hitze die Augen dorthin dreht, von wo sie herabfließt. Der scharfsinnige Dichter Torquatus Tassus hatte solche Augen und wurde von Wollust und Wahnsinn gequält.

Menschen mit glatter Stirn und feuchten, glänzenden Augen von rechter Größe, die beim Schließen geradeaus blicken:

Sie sind nach Polemon und Adamantius schamhaft, eifrig, angenehm, liebevoll und geben gute Ratschläge.

Menschen mit glatter Stirn und trockenen Augen von rechter Größe, die beim Schließen geradeaus blicken:

Sie sollen unbedachtsam, boshaft und ungerecht sein.

Häufig sich schließende Augen mit schiefen Augenbrauen und harten, verwachsenen Lidern unter einer rauhen Stirn:

Sie kennzeichnen wilde, vertrauensselige Leute, die zur Unbedachtsamkeit neigen, gern gelobt werden und sich durch Geschenke bestechen lassen.

17. Das häufige Öffnen der Augen.

Unbeweglich offene, gleichsam nachdenkliche Augen:

Ihre Bedeutung ergibt sich nach den übrigen, bereits besprochenen Merkmalen, je nachdem sie trocken oder feucht, klar oder trübe, groß oder klein, vorstehend oder tief usw. sind. Wer unsere früheren Darlegungen richtig aufgefaßt hat, wird leicht die Bedeutung solcher Augen ergründen können.

Stets offene, dunkle, feuchte Augen:

Sie deuten auf große Sorgfalt.

Stets offene, dunkle, feuchte, sanft blickende Augen:

Sie kennzeichnen rechtschaffene Menschen.

Offene, trockene, glänzende, hell leuchtende Augen:

Sie bedeuten Unverschämtheit und Frechheit. Scharfe, offenstehende Augen, schreibt Rhases, sind unverschämt, weil mit der Hitze viele Geister zu den Muskeln kommen. Aufgerissene, gaffende

Augen pflegt man allgemein als unverschämt zu bezeichnen.

Menschen, die mit offenen Augen schlafen:

Ich kenne viele solche Leute; die meisten von ihnen sind furchtsam wie die Hasen, die nach Xenophon mit offenen Augen und unbeweglichen Lidern schlafen. Die Ägypter zeichneten einen Hasen, wenn sie etwas Offenes andeuten wollten. Dorcas schlief mit offenen Augen und war so furchtsam, daß er sich in die Einöde zurückzog und zwischen hohen Felsen wohnte.

18. Die Augen, die sich häufig schließen und öffnen.

Sie deuten nach Polemon und Adamantius auf Hinterhältigkeit, Unbedachtsamkeit und Betrügerei. Wenn sie feucht sind, kennzeichnen sie kluge, kunstliebende Leute. Sind sie blaß und zittern sie, so lassen sie auf Torheit und Wahnsinn schließen.

19. Das Zwinkern.

Es besteht darin, daß die Augen und Augenlider sich dauernd schließen und öffnen, und deutet nach Aristoteles auf Furchtsamkeit und Schwäche. Ähnlicher Ansicht sind auch Polemon, Adamantius und Plinius. Ich leite das Zwinkern von Feuchtigkeit und Schwäche des Gehirns her. Schwache Augen, die nicht fest beharren können, zittern dauernd und blinzeln. Alexander Aphrodisaeus schreibt: Nach dem Beischlaf blinzeln wir mit den Augen, weil wir, wenn wir uns ganz der Wollust hingeben, weder die Augen öffnen noch Herz und Verstand erheben können, sodaß die Seele weniger unter den körperlichen Anfechtungen leidet. Außerdem ist nach dem Beischlaf das Gehirn so schwach, daß die Augen nur noch blinzeln können.

Blinzelnde, trockene Augen:

Sie deuten nach Adamantius auf Arglist, Betrügerei und heimliches böses Beginnen.

Blinzelnde, verdrehte, etwas blasse Augen:

Sie sind ein Zeichen von Torheit.

20. Die Augen, die nicht blinzeln.

Aristoteles hält Leute mit solchen Augen für stark, unüberwindlich, hitzig und kühn, weil Leute, die oft zwinkern, furchtsam sind. Plinius erzählt, bei einem Spiel seien unter vierzig Fedtern nur zwei gewesen, die in keiner Lage mit der Wimper gezuckt hätten. Also schwer fällt es den Menschen, nicht zu zwinkern.

Augen mit hartem Blick, die nicht blinzeln:

Sie sind nach Polemon und Adamantius kein gutes Zeichen.

Nicht zwinkernde, feuchte Augen mit sanftem Blick:

Sie kennzeichnen sorgfältige, weitsichtige, liebevolle, zugängliche Leute.

Nicht zwinkernde, bleiche, rötliche, trockene Augen:

Sie deuten nach Polemon auf Bosheit, Unbilligkeit, Zorn, teuflischen Mutwillen und Torheit. Ähnlich äußert sich Adamantius. Christiernus, der König von Dacien, hatte arglistige, feurige, niemals blinzeln Schlangenaugen mit starrem Blick und war grimmiger als die wilden Tiere.

21. Die schnell beweglichen Augen.

Leute mit solchen Augen halten Aristoteles, Polemon und Adamantius für räuberisch und den Habichten gleich. Der scharfsinnige, kritische Lukian nennt Alexander, der scharfe, schnell be-

wegliche Augen hatte, einen großen Räuber, der nicht nur in Wald und Flur, sondern auch im Staate jage.

Schnell bewegliche, scharfsichtige Augen:

Aristoteles deutet sie als Zeichen von Räuberei, Betrügerei und Untreue, Rhases als Zeichen von Räuberei, Betrügerei und Verschlagenheit. Ähnlich Conciliator. Schnelle Beweglichkeit der Augen läßt sich auf große Hitze des Gehirns zurückführen, aus welcher Schärfe der Augen entsteht; aus letzterer wiederum geht Verstandesschärfe hervor und daraus endlich die Begierde zu betrügen und zu stehlen.

Schnell bewegliche, rötliche Augen:

Mutige, starke, einflußreiche Leute haben solche Augen, wie sie Aristoteles den Raubvögeln zuschreibt, z. B. den kampflustigen Falken und Habichten.

Schwachsichtige Augen:

Sie sind stets ein Zeichen von Schlechtigkeit und deuten, da sie einen Fehler eines wichtigen Körperteiles darstellen, auf Kurzsichtigkeit im Handeln und einen schwachen Charakter. Angelus Politianus war schwachsichtig, sehr geistreich und kritisch, aber auch verschlagen, arglistig, tückisch und selbstgerecht.

22. Die lachenden und die traurigen Augen.

Lachende, scherzende Augen geben dem ganzen Gesicht ein lachendes Aussehen. Besonders die Weiber haben solche Augen, sind aber voller Trug und List.

Lächelnde, fröhliche Augen:

Sie sind durchaus nicht unschuldig, sondern deuten auf List, Heimlichtuerei und boshafte Benehmen, schreiben Polemon und Adamantius. Aneas, der Phrygier, hatte nach Dares heitere

Augen und war ein arglistiger Vaterlandsverräter.

Lächelnde, trockene Augen mit oberflächlichem Blick:

Sie kennzeichnen nach Polemon und Adamantius ganz üble Menschen.

Lächelnde, hohle Augen:

Sie sehen hinterlistig aus und deuten auf stete Tücke.

Menschen mit lachenden Augen, die Stirn, Wangen, Brauen und Lippen bewegen:

Das ist nach Adamantius ein böses Lachen und läßt auf schlechte Absichten und ungerechtes Vorhaben schließen.

Lächelnde Augen mit starrem, drohendem Blick:

Auch sie lassen auf ungerechte Pläne schließen.

Lächelnde, offene Augen mit drohendem Blick:

Sie verraten, daß die ungerechten Pläne in die Tat umgesetzt werden.

Lächelnde, weit offene, trockene Augen:

Sie kennzeichnen nach Polemon und Adamantius hinterlistige Menschen.

Lachende, feuchte Augen:

Sie bedeuten keinen durchaus schlechten Charakter, lassen aber Eitelkeit, ungehobelte Lieblosigkeit, Unverstand und Zügellosigkeit durchblicken, schreibt Adamantius. Ähnlich Polemon.

Lachende, feuchte Augen mit gesenkten Lidern, langer Stirn und ausgezogenen Schläfen:

Sie kennzeichnen wohlgeartete, gerechte, menschliche, fromme, gastfreundliche, kluge, einsichtsvolle, wohlwollende, liebevolle Leute, schreiben Polemon und Adamantius.

Traurige Augen:

Ein hängendes Gesicht mit gesenkten Augenbrauen nannten die Griechen ein Skythisches, einerlei ob es von Zorn oder Trauer hervorgehoben, weil ein solches Antlitz nicht lauter, sondern bewölkt, die Stirn nicht glatt, sondern runzlig erschien und die Skythen traurig und rauh aussahen.

Traurige, feuchte Augen:

Polemon und Adamantius eignen sie klugen, kunstliebenden Menschen zu.

Traurige, trockene Augen:

Sie sind nach Polemon ein Zeichen hoher Leutseligkeit, nach Adamantius richtiger ein Zeichen von Schädlichkeit, da trockene Augen immer eine schlechte Bedeutung haben. Ich halte daher Polemons Text für verfälscht.

Traurige Augen mit gerunzelten Brauen und herabgezogener, unwirscher Stirn:

Man kann hieraus nach Adamantius auf Treue, Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, Klugheit und gute Überlegung schließen.

Traurige, trockene Augen mit starrem Blick, geraden Lidern und rauher Stirn:

Solche Leute haben plumpen Verstand, sind zu allem bereit, schrecken vor nichts zurück und führen unter einem gewissen Zwang alles aus, was ihnen in den Sinn kommt, schreibt Polemon. Adamantius sagt: Solche Leute sind ungebildet und lassen nichts unversucht und unvollbracht.

23. Die aufwärts und die abwärts gerichteten Augen.

Abwärts gerichtete Augen:

Sie sind ein Zeichen von Torheit, Dummheit, Fallsucht, Geilheit, Gefräßigkeit und Trunksucht.

Aufwärts gerichtete, zitternde Augen:

Sie deuten auf Fallsucht und die Nähe eines Anfalls.

Aufwärts gerichtete, blasse Augen:

Polemon und Adamantius eignen sie grausamen, unmenschlichen, furchtsamen, neidischen, mörderischen Leuten zu.

Aufwärts gerichtete, rötliche Augen:

Solche Leute sind Trunk und Spiel ergeben, weibisch, dumm und zügellos und haben ihre Freude an Hunden und schmutzigen Späßen. Rhases und Conciliator schreiben: Augen, die nach oben sehen wie die Augen von Kühen und groß und rötlich sind, kennzeichnen dumme, törichte, trunksüchtige Menschen.

Abwärts gewandte, gleichsam flehende Augen:

Sie haben gleiche Bedeutung wie die aufwärts gerichteten und offenbaren außerdem einen ungehobelten, zornmütigen Geist. Adamantius deutet ferner auf Verdrießlichkeit, Grausamkeit und bäurischen Zorn.

Menschen mit zitternden Augen, deren eines aufwärts, das andere abwärts gerichtet ist, und mit rauhem, dickem Atem:

Sie werden an der Fallsucht sterben.

24. Die schielenden Augen.

Alle Physiognomiker sehen im Schielen ein Zeichen eines verkehrten Verstandes und eine Mißbildung der Natur. Weil der Fehler in der Nähe des Gehirns, des edelsten Körperteiles, sitzt, aus dem ja die Augen hervorgehen, ist er sehr schwerwiegend und hat eine üble Bedeutung. Ovid läßt den Neid schielen und Polluces den Haß.

Nach rechts gedrehte Augen:

Polemon und Adamantius deuten aus ihnen auf Torheit. Ich möchte die Betreffenden mit Böcken vergleichen und geil nennen. Der Bock ist ein geiles Tier, die Brunst drückt seine Augen in die Ecken. Geile Augen pflegt man Bocksaugen zu nennen. Der Venus und den Verliebten dichten die Poeten schiefe Augen an. Hektor schielte und war in Liebesdingen wohlbeschlagen, wie Dares erzählt. Auch der scharfsinnige Menander schielte.

Nach links gedrehte Augen:

Polemon und Adamantius deuten sie auf Geilheit.

Zur Nase gedrehte Augen:

Sie kennzeichnen liebliche, buhlerische, freundliche, liebevolle Menschen.

Trockene, weit offene, nicht zitternde Schielaugen:

Leute mit solchen Augen sind nicht schlecht und ruchlos, nicht holdselig und liebevoll, sondern sittsam und gerecht.

Trockene, weit offene, zitternde Schielaugen:

Sie eignen überaus frechen Bösewichten.

VIERTES BUCH

Vorrede

Wir kommen zum letzten Teil unseres Werkes, wo wir alle verschiedenen guten und schlechten Zeichen eines Menschen, die wir in den vorhergehenden drei Büchern gesondert nach einzelnen Körperteilen beschrieben haben, als ein Ganzes darstellen wollen, um die Gestalten der Ungerechten, Geilen, Großmütigen, Geistreichen usw. kennenzulernen. Bevor wir die guten und schlechten Eigenschaften, um die es sich in der Physiognomik handelt, besprechen, müssen wir zeigen, auf welcher Seite der Seele sie liegen. Aristoteles zitiert nach Plato: Man kann die Seele als Ganzes betrachten oder einzelne Seiten gesondert. Gute Eigenschaften der Gesamtseele sind: Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Großmut; Fehler: Ungerechtigkeit, Unfreigebigkeit und Boshaftigkeit. Die Seele hat drei Seiten: Verstand, Gemüt und Wille. Die Tugend des Verstandes heißt Klugheit, die des Gemütes Sanftmut und Stärke, die des Willens Mäßigkeit und Enthaltbarkeit. Dem entsprechen als Fehler Unklugheit, Jähzorn und Unwissenheit, Maßlosigkeit und Unenthaltbarkeit. Aristoteles unterscheidet einen vernünftigen Teil der Seele von einem unvernünftigen, welcher letzterer wieder zwei Seiten hat, einmal die Fähigkeit, Ernährung und Wachstum zu regeln, die wir hier, weil ohne Beziehung zur menschlichen Wesensart, nicht berücksichtigen; die zweite Seite des unvernünftigen Seelenteiles, die jedoch in gewissem Sinne Vernunft annehmen kann, zerfällt in

Begierde und Reizbarkeit. Die Tugenden des vernünftigen Seelenteiles sind Weisheit, Klugheit und Scharfsinn. Gute Seiten der Reizbarkeit sind Erhabenheit, Sanftmut, Stärke und Großmut. Tugenden des Begehrens gibt es sechs: Mäßigkeit, Freigebigkeit, Ehrgeiz, Leutseligkeit und Höflichkeit. Wir wollen alles nacheinander besprechen.

1. Der Gerechte und der Ungerechte.

Die erste und größte Tugend des Verstandes, die alle anderen umfaßt, ist die Gerechtigkeit. Der Gerechte denkt und handelt rechtmäßig. Die Gerechtigkeit ist vollkommen, nicht unbedingt, aber gegen andere Tugenden gehalten. Es genügt nicht, gegen sich selbst gerecht zu sein; wahre Gerechtigkeit sieht besonders auf das, was anderen Menschen, Fürst und Staat zugute kommt und ist ein unteilbares Ganzes. Die Ungerechten denken und handeln unrechtmäßig. Ungerechtigkeit ist ein sehr schlimmer Fehler. Bei den alten Physiognomikern finden wir nichts über die Gestalt des Gerechten und Ungerechten. Wir müssen die hie und da verstreuten Merkmale selbst zu einem Ganzen zusammenfügen. Nach Chrysipp stellten die alten Maler und Redner das Bild der Gerechtigkeit folgendermaßen dar: Mund, Augen und Gesicht ehrwürdig, Form und Gestalt jungfräulich, Blick streng und ernst, Augen mit einem Ausdruck nicht niedergeschlagener oder wilder, sondern ehrwürdiger Trauer. Der Richter, der Priester der Gerechtigkeit, soll gelassen sein und ehrwürdig, streng, unbestechlich, Schmeicheleien unzugänglich, unnachsichtig und unerbittlich gegen gottlose Frevler, aufrichtig, machtvoll und gebietend durch sein Gefühl für Billigkeit und Wahrheit. Die Gerechtigkeit heißt jungfräulich zum Zeichen, daß sie unverehrt sei, den Bösen nichts gestatte und weder Schmeicheleien noch Entschuldigungen noch Fürbitten annehme. Ihre Miene ist ernst, ihr Blick straff und drohend, den Ungerechten Schrecken,

den Gerechten Vertrauen einflößend. Man kann die Gerechten den Löwen vergleichen, die ohne Tücke sind und gerecht und nur soviel Unrecht rächen, wie ihnen selbst zugefügt wurde, wofür wir schon anfangs ein Beispiel angeführt haben.

Der Gerechte, den Löwen vergleichbar:

Mittlere, harmonische Körpergröße. Dunkle Haarfarbe. Stimme tief, hohl, unbiegsam oder zwischen hoch und tief das Mittel haltend. Augen groß, hoch, vorstehend, glänzend und feucht oder lachend und froh, mit gleichen Farbkreisen oder solchen, die unten schmal und schwarz, oben feurig sind. Gesenkte Lider. Lange Stirn. Weit ausgezogene Schläfen.

Der Ungerechte:

Augen mit Farbringen, die unten grün, oben schwarz sind. Oder graublaue, trockene Augen oder große, rötliche, stillstehende, nach unten schauende oder zitternde, trübe oder glänzende, trockene von rechtmäßiger Größe, die sich oft schließen, mit glatter Stirn darüber oder lächelnde mit lebhafter Beweglichkeit der Umgebung, der Stirn, Wangen, Brauen und Lippen.

2. Der Rechtschaffene.

Gerechtigkeit geht einher mit Rechtschaffenheit, Treue und Abscheu vor dem Laster. Wir wollen die hie und da verstreuten, hauptsächlich einer mittleren Beschaffenheit entlehnten Merkmale des rechtschaffenen guten Charakters zu einer Gestalt zusammenfügen.

Der Rechtschaffene:

Nase groß, gut gegen das Gesicht abgesetzt oder lang, breit und offen. Schönes Gesicht. Mäßiger Atem. Breite Brust. Große Schultern. Mittelgroße Brüste. Hohle, große, stets offene, dunkle, feuchte Augen mit lange haftendem, mil-

dem oder traurigem Blick und mittleren Farbkreisen. Zusammengezogene Augenbrauen. Strenge, herabgezogene Stirn.

Der gute Charakter:

Stirn zwischen Ruhe und Bewölkung. Ohren gebühlich groß und viereckig. Mittleres Gesicht. Stimme zwischen laut und leise oder zierlich. Wenig Lachen. Breite, weißgelbliche Nägel. Augen tief, hellblau, groß, glänzend, unbeweglich mit festem Blick oder strahlend und feucht wie Wasser. Füße gutgeformt, wohlgegliedert und sehnig.

3. Der Verworfenene.

Das Bild des Verworfenen, des schlechten Charakters, des Diebes, Betrügers, Hinterlistigen, Verschlagenen, Schadenfrohen ist von den Alten nicht geschildert.

Der Verworfenene:

Gesicht häßlich. Ohren lang und schmal. Mund klein, vorgeschoben. Lange, starke, vorstehende Eckzähne. Sprache heftig oder spröde oder durch die Nase mit dünner Stimme. Krummer Hals. Buckel. Oft sechs Finger. Schwächliche Unterschenkel. Höckerige, unten hohle Füße. Augen längsgestellt, glänzend wie Marmor, trocken oder glänzend schwarz oder blaß, rötlich und trocken, zitternd, gleichsam tanzend, nicht blinzeln.

Der Giftmischer:

Vorstehende, trockene Augen mit ungleichen Farbkreisen und roten oder blassen Flecken auf schwarzem Grunde. Dünne, an den Eckzähnen anschwellende Unterlippen.

Der Mörder:

Buschige, verwachsene Augenbrauen. Vorstehende, trockene oder aufwärts gerichtete, blasse Augen mit ungleichen Farbkreisen.

4. Der Treue und der Untreue.

Der Treue, Zuverlässige:

Augen mittelgroß und hellblau oder schwärzlich oder hellblau und groß, unbeweglich und glänzend oder traurig mit zusammengezogenen Brauen und ernster, gesenkter Stirn.

Der Untreue, Unzuverlässige:

Kleiner, unproportionierter Kopf. Schwaches Hinterhaupt. Stirn uneben, höckerig. Hochgezogene Schultern. Schmale, schwächliche Hände. Augen hohl, klein, trocken oder dunkel und trübe oder dunkel und trocken oder scharf und beweglich oder verwirrt und unruhig.

5. Der Kluge und der Unverständige.

Die Klugheit gehört zu den Tugenden des Verstandes. Der kluge Mann denkt an das, was gut und nützlich für ihn und zu einem rechten Leben erforderlich ist, und hat viel guten Rat. Perikles war verständig und bedachte, was ihm und andern gut sei. Klugheit äußert sich in zweckmäßigem Handeln, gehört also zur wirkenden Seite des Verstandes.

Der Kluge:

Kleiner Körper mit verhältnismäßig großem Kopf, der vorn und hinten vorgewölbt ist, wie z. B. bei Perikles. Haare werden schon früh grau. Stirn viereckig, von rechtmäßiger Größe. Mittleres, etwas fettes Gesicht. Feine Zunge. Stimme zwischen tief und hell. Oberlippe vorstehend. Hals nach rechts geneigt. Mäßig gelöste Schlüsselbeine. Breite Brust und breite Schultern. Etwas vortretender Bauch. Lange Hände und Finger, die beim Reden nicht bewegt werden. Augen groß, hoch, glänzend mit feuchtem Blick oder leuchtend oder mit weißlichen, bleichen, feurigen und blutroten Flecken auf schwarzem Grunde

oder mit schmalen, schwarzen, oben manchmal feuerfarbenen Ringen oder mit regenbogenfarbigen Farbkreisen oder lachend und feucht oder traurig und feucht oder mit gesenkten Lidern und breiter Stirn oder mit zusammengezogenen Brauen und gesenkter, ernster Stirn.

Der Unverständige, den Eseln vergleichbar:

Er überlegt und urteilt falsch, übersieht das gegenwärtige Gute und täuscht sich darüber, was im Leben gut und ehrenvoll sei. Stirn hoch und gewölbt. Atem gleichsam vom Laufen erschöpft. Kleine, dicke Finger. Schneller Gang mit vorgebeugtem Körper und erhobenem Gesicht. Leichtes Erschrecken und Zusammenzucken. Großer oder kleiner Leib mit trockenem Fleisch. Auf Hitze deutende Farbe. Augen klein, vorstehend, feurig oder trübe, rötlich oder unbeweglich, groß, nach unten sehend oder unbeweglich, gleichsam seufzend, mit erhobenen Brauen.

Der Dumme, den Eseln vergleichbar:

Fleischiges Gesicht. Dicke Lippen. Schwere Sprache. Gestreckter Hals und Rücken. Körper nach links geneigt.

6. Der Geistreiche.

Seine Gestalt ist von Aristoteles, Polemon und Adamantius beschrieben.

Der Geistreiche, wie ihn Aristoteles dem Alexander beschreibt:

Weiches, feuchtes Fleisch, weder rauh noch glatt. Körper nicht zu groß und nicht zu klein. Weißrötliche Farbe. Sanfter Blick. Glatte, mittelmäßige Haare. Große, rundliche Augen. Mäßig großer Kopf mit großem Hals. Schultern etwas nach unten gezogen. Beine und Knie ohne viel Fleisch. Klare Stimme. Lange Hände mit langen,

feinen Fingern. Mäßig im Lachen, Weinen und Spott. Halb fröhlich, halb lieblich anzusehen.

Der Geistreiche nach des Aristoteles, Polemon und Adamantius „Physiognomonika“:

Weder mager noch fett. Schultern, Hals und Gesicht schwächig. Weißlich-rote Farbe. Feine Haut. Haare weder hart noch schwarz, weder kraus noch ganz glatt. Feuchte, rötliche, glänzende Augen von mäßiger Größe. Körper gestreckt. Zähne gemischt, breit, mit engerem oder weiterem Zwischenraum. Feine Zunge. Stimme zwischen laut und leise. Magere Rippen. Weiche, lange, lose gefügte Finger.

Der Empfindliche:

Ziemlich großer Kopf, nach vorn gewölbt. Lange Stirn. Viereckige Ohren von richtiger Größe. Grober Leib. Trockenenes Fleisch. Auf Trockenheit deutende Farbe. Oder Körper, Fleisch und Farbe mittelmäßig. Schlüsselbeine mäßig gelöst.

Der kunstreiche Handwerker:

Lange Hände mit langen Fingern. Augen feucht. Haare etwas gelblich.

Der Nachdenkliche:

Stirn gerunzelt oder in der Mitte vorgewölbt. Atem leicht und leise. Krummer Hals. Langsamer Gang.

Der Gelehrsame:

Haare gelblich-hell. Stirn langgestreckt, glatt. Dünne, große Augenbrauen. Ohren wohlgeformt. Gesicht mager. Wenig Lachen. Hals nach rechts geneigt. Große Schultern. Breite Brust. Oder schmale Brust und mäßiger Bauch. Hände beim Reden unbewegt. Finger zurückgebogen. Augen mittelgroß, himmelblau oder schwarz, glänzend, fest, oder dunkel und feucht oder unbeweglich, klein und feucht. Augenlider beweglich.

Der Beständige:

Wenig Lachen. Wimpern schwarz, fest. Augen dunkel und feucht von richtiger Größe.

7. Der Stumpfsinnige.

Nach Aristoteles, Polemon und Adamantius, der vorigen Gestalt entgegengesetzt. Wir nennen solchen Menschen empfindungslos, als ob er gar keine Sinne hätte.

Der Stumpfsinnige:

Hals und Arme fleischig, gut gefügt. Am Hals keine Adern von außen sichtbar. Hinterhaupt abgeflacht. Schulterblätter aufwärts angezogen. Stirn groß, fleischig, rund. Augen blaß, starr oder schlaff wie Ziegenaugen. Unterschenkel an den Knöcheln dick, fleischig und rund. Große, fleischige Kiefer. Fleischige Lenden. Kurze Beine. Kleine Gelenke. Kurzer, fatter Hals. Unvollkommene Gliedenden. Gesicht fleischig, ziemlich groß. Stumpfes, langweiliges Aussehen. Sehr helle (nach Polemon sehr dunkle) Hautfarbe (beides weist auf eine Unvollkommenheit der Natur, die dem Geiste zuwider ist). Großer Bauch. Eng und fest gefügte, ungegliederte Finger.

Der Empfindungslose, den Eseln vergleichbar:

Kopf sehr klein. Vorderhaupt, manchmal auch Hinterhaupt eingedrückt. Stirn hoch, rundlich. Nase dick. Gesicht fleischig, lang. Wangen fleischig. Brüste groß und fleischig. Entfernung vom Nabel zur Brustgrenze größer als die von der Brustgrenze zur Halswurzel. Arme fleischig. Nägel krumm und schmal. Augenbewegung schwerfällig.

Der Rohe, Ungehobelte, den Schweinen und Bären vergleichbar:

Großer Kopf. Gelbweißliche Haare. Stirn fleischig oder schmal. Ohren rund, nicht schön ge-

höhlte oder klein und emporgerichtet. Nase schlecht gegen das Gesicht abgesetzt. Mund weit vorgeschoben. Lippen dick und rund. Unterlippe vorstehend. Hals dick und fett oder hart oder fest und unbeweglich. Dicker Nacken. Hochgezogene Schultern. Rippen und Brust fleischig. Große, harte Hände. Hartfleischiger Bauch. Finger sehr lang und dünn. Dicke Unterschenkel und Fersen. Fleischige Nägel.

Der Ungelehrsame, den Eseln vergleichbar:

Sehr großer oder sehr kleiner Kopf. Großes Gesicht. Weicher Hals.

Der Unweise:

Nasenlöcher eng. Augen blaß, zitternd, unbeweglich, triefend, beim Schließen nach oben abweichend, nicht zwinkernd oder dunkel und rollend.

Der Törichte, den Vögeln und Affen vergleichbar:

Stirn breit und groß. Ohren groß und aufgerichtet. Feurige Farbe. Eingezogene Wangen. Trauriges Gesicht. Dicke, über die Unterlippe hängende Oberlippe. Geschwinde Zunge. Viel Lachen. Hellklingende Stimme. Hals emporgerichtet oder nach vorn geneigt oder sehnig gespannt. Sehr kurze Hände. Schultern behaart. Augen nach rechts gedreht. Weite Pupillen.

Der Schwachsinnige:

Vorgeschobener Mund. Augen vorstehend oder nach oben vortretend oder tiefliegend, etwas weich und triefend.

Der Fallsüchtige:

Augen zitternd, tanzend, groß, leuchtend, feucht, nach oben gerichtet (manchmal ist ein Auge aufwärts, das andere abwärts gerichtet).

Der Besessene:

Fette Knöchel. Rauhe Fersen. Krumme Finger. Dicke Füße. Sehr große Unterschenkel.

Der leicht Bewegliche, den Vögeln vergleichbar:

Stirn klein, breit. Nase sehr klein oder lang und fein oder an der Spitze sehr dünn. Bauch und Brust stark behaart. Augen dunkel und klein.

8. Der Gedächtnisstarke und der Vergeßliche.

Das Gedächtnis ist ein Kind und Diener der Klugheit und gehört zu den Tugenden des Verstandes. Aristoteles schreibt: Ein gutes Gedächtnis erfordert ein trockenes Hirn; meistens haben Leute mit langsamem Geist ein starkes Gedächtnis.

Der Gedächtnisstarke nach Aristoteles:

Die obere Körperhälfte ist kleiner, schön geformt, fleischig, aber nicht fett (was auf Stumpfsinn und Vergeßlichkeit deuten würde). Ohren groß.

Der Vergeßliche:

Der Gegensatz zur vorigen Gestalt. Die obere Körperhälfte ist größer, z. B. bei den vergeßlichen Zwergen.

9. Der Kühne.

Nach den Tugenden und Fehlern des Verstandes kommen wir zu denen des Gemütes, und zwar der Reizbarkeit. Eine dieser Tugenden, die Tapferkeit, wird einerseits von blinder Zuversicht, andererseits von Furchtsamkeit begrenzt. Kühn wird genannt, wer sich nicht leicht einschüchtern läßt und anmaßend und herausfordernd ist und weder Erdbeben noch Überschwemmungen fürchtet, wie man's von den Kelten erzählt. Solchen Leuten fehlt die nötige Vorsicht, die selbst die Tapferen haben; sie stürzen sich unbesonnen in vermeidbare Gefahren, im Ernstfall aber geben sie bald bei. Ihre Gestalten haben die alten Physiognomiker nicht im Zusammenhang geschildert. Wir wollen die einzelnen Bruchteile zusammenlesen.

Der Kühne, den Stieren vergleichbar:

Unwirsches Gesicht. Bewölkte Stirn. Längliche Augenbrauen. Lange, bis zum Mund reichende Nase. Großer Mund. Lange, spitze, starke Zähne mit weitem Zwischenraum. Stummelhals. Lange, bis zu den Knien reichende Arme. Breite Brust. Große Schultern. Augen glänzend, grau, blutvoll, offen, trocken, in klarem Licht leuchtend, beweglich mit unbewegten Lidern oder zitternd und trübe.

Der Verwegene:

Großer, vorstehender Mund. Kurze, dicke Finger. Finsterer Blick. Augen glänzend, oft sich schließend, gerade, feucht oder trocken. Rauhe oder glatte Stirn. Schräge Brauen. Harte Lider.

Der Hoffärtige:

Geschwungene Augenbrauen, die häufig nach oben gezogen werden. Großer, fleischiger Hängebauch. Langsamer Gang mit häufigem Stehenbleiben und Herumgaffen. Augen dunkel und trocken.

10. Der Furchtsame.

Furchtsam ist, wer sich ganz ohne Grund fürchtet, sagt Aristoteles, und weiter: Feige ist, wer sich vor allem und jedem fürchtet, am meisten vor Tod und Leibes Gefahr, und lieber schimpflich leben als schön sterben will. Kälte und Feuchtigkeit oder auch maßlose Trockenheit lassen Furchtsamkeit entstehen. Weiber sind kälter als Männer und daher furchtsamer und schwächer. Lactantius Firmianus schreibt: Wenn der männliche Same aus dem rechten Hoden in die linke Hälfte der Gebärmutter kommt, kann zwar ein Mann entstehen, aber da diese Seite eigentlich für das weibliche Geschlecht bestimmt ist, nur ein weibischer mit weichem, weißen Fleisch ohne Haare, mit kleiner, heller Stimme, bartlosem Gesicht, ohne Mut und Herz, gleichsam nur ein hal-

ber Mann. Auch durch Mangel an Blut entsteht Furchtsamkeit, z. B. beim Chamäleon. Alle Tiere mit großem Herzen sind nach Aristoteles kalt und darum furchtsam, z. B. Hirsch, Hase, Kaninchen, Wiesel, Hyäne und Maus.

Fig. 3 *Der Furchtsame, den Weibern, Hirschen, Hasen, Kaninchen und Wachteln vergleichbar:*

Weiches Haar, Körper nicht gestreckt, sondern geneigt. Aufwärts gezogene Waden. Bleiche Gesichtsfarbe. Schwache, oft zwinkernde Augen. Schwache Gliedmaßen. Schwächliche Schenkel. Feine, lange Hände. Kleine, schwache Lenden. Gelöste Haltung. Langer Hals. Schwache oder unruhige Atmung. Schwache Brust. Helle, weiche Stimme. Hinterhaupt eingedrückt. Kopf vorn wie hinten ohne Vorwölbung. Haare gerade oder kraus oder weich und glatt, schwarz oder weiß. Große Stirn. Fleischiges oder knöchiges Gesicht von dunkler, heller, bleicher oder gelblicher Farbe. Dünne Lippen an kleinem Mund. Leise oder zitternde Stimme. Schwache, ungegliederte Schultern. Kurze, nicht bis zu den Knien reichende Arme. Schwächliche Hüftknochen. Ungegliederte, weiche Schenkel. Dicht verbundene Finger. Augen mißfarben oder grauweißlich oder tiefschwarz oder rotgelb glänzend oder glänzend schwarz und zwinkernd oder unbeweglich, feucht oder blaß, nach oben gerichtet oder dunkel, feucht, von rechtmäßiger Größe. Furchtsame Hunde beschreibt Xenophon folgendermaßen: Klein. Gebogene Nase. Kleines Maul. Schwachsichtige Augen. Unproportionierte Glieder, häßlich, hart, dürr, glatt, schwach, lang. Füße weich. Keine scharfe Witterung.

11. Der Weichling.

Dem Dulder stellt Aristoteles den Weichling gegenüber. Dulden heißt Widerstandskraft haben; wer keine hat, ist ein verzärtelter Weichling, der

lieber seinen Mantel nachschleift als sich danach bückt und gerne ohne Bedenken zum eigenen Schimpf den Kranken spielt. Ganze Geschlechter sind verweichlicht, z. B. die persische Königsfamilie. Den Sophisten Dionysius nennt Aristoteles einen Zärtling.

Der Weichling, den Weibern vergleichbar:

Gebrochene, feuchte, blöde Augen. Knie biegsam oder beim Gehen knarrend. Kopf nach rechts geneigt. Gebeugter Hals. Handbewegungen schlaff, locker. Augen lebhaft beweglich. Stirn und Wangen zusammengezogen. Brauen unbeweglich. Stimme klein, gebrochen, scharf, ungleich und zitternd. Beine und Füße einwärts gedreht, gesperrt. Hals schwach, wie unter einem Zwang etwas zitternd. Lippen eingekniffen, dünn, an den Schneidezähnen anschwellend. Klingende Stimme. Langes Kinn. Eingezogene Wangen in heiterem Gesicht. Lange Haare. Weicher Blick. Augen schwachsichtig. Lider nicht gerade. Brauen zitternd. P. Africanus, der Sohn des Paulus, beschreibt den verzärtelten P. Gallus folgendermaßen: Er trug Kleider, die die Hände vollständig bedeckten, salbte sich täglich mit köstlichem Balsam, schmückte sich vor dem Spiegel, beschnitt Brauen und Bart, rasierte sich die Oberschenkel, parfümierte sich, trank viel und ließ sich zur Unzucht gebrauchen. Zeichen von Verweichlichung sind ferner: Fettes Gesäß. Fleischige Knie. Geradlinige Augenbrauen. Vorgebeugter Hals. Ungegliederte, schwache Schultern. Schmäler, schwacher Rücken. Schlecht gelöste Rippen. Bauch mager. Knöchel fleischig, nicht abgesetzt. Füße klein, schwächlich, ungegliedert.

Der Weibische:

Stirn gesenkt. Nase schlecht gegen das Gesicht abgesetzt. Mund klein. Kinn rund und glatt. Schlüsselbeine schlecht gelöst. Lenden fleischig, weich. Füße und Schenkel einwärts gedreht, sodaß

die Knie oft aneinander stoßen. Augen weit vorstehend, klein und feurig oder klein und mehrfarbig.

Der Schwächling, den Weibern vergleichbar:

Augenbrauenbogen sehr lang oder mittelgroß mit wenig Haaren. Zunge lispelt oder stammelt. Hals schlank. Arme dünn. Hände klein, schwächlich, ungegliedert. Brüste klein und mager. Augen und Lider beweglich; weißliche, matte Farbringe.

12. Der Tapfere.

Der Tapfere steht, wie gesagt, in der Mitte zwischen Furcht und blinder Zuversicht. Der Tapfere fürchtet sich in Krieg und Gefahr nicht vor dem Tode, ist vor der Gefahr ruhig, in ihr mutig und gewandt und will lieber ehrenvoll sterben als schimpflich leben. Zur Tapferkeit gehören Vertrauen, Eifer und Ausdauer. Aristoteles und die anderen alten Physiognomiker verbinden Tapferkeit der Seele und Stärke des Leibes mit einander. Wenn der männliche Same aus dem linken Hoden in die rechte Hälfte der Gebärmutter kommt, so entsteht meistens ein Mann; wird aber ein Weib geboren, so ist es männlich, hat starke Glieder, dunkle Augen, grobe Stimme und unerschrockene Seele, ist keinem Mann zugänglich und will immer allein herrschen.

Fig. 1 *Der Starke, Tapfere, den Männern, Löwen, Stieren und großen Hunden vergleichbar:*

Harte Haare. Gestreckter Körper. Starke, große Knochen, Rippen und Glieder. Großer, straffer Bauch. Große, fleischige Brust. Augen rötlich, weder weit offen noch ganz geschlossen. Schmutzige Hautfarbe. Stirn gerade, mager, nicht sehr groß, weder glatt noch rau. Schultern mäßig abgesetzt, stark, mit weitem Zwischenraum. Hals fest, nicht sehr fleischig. Straffes, hartes Gesäß. Abwärts gezogene Waden. Unterschenkel

fleischig, an den Knöcheln stark. Füße gegliedert. Feuchter, Furcht einflößender Blick. Brauen nicht sehr lang. Stimme drohend, gespannt, laut. Gleichmäßige Atmung. Kopf etwas größer als der Durchschnitt. Hinterhaupt vorgewölbt. Starker Nacken. Oder hinten und vorn vorgewölbter Kopf mittlerer Größe. Gelbe Haare. Viereckige Ohren von rechtmäßiger Größe. Stirn viereckig, gerade, mager, mittelgroß, weder glatt noch rauh. Nase gegen die Stirn gut abgesetzt. Offene Nasenlöcher. Lippen dünn, an den Mundwinkeln schlaff. Oberlippe über die Unterlippe ragend. Großer Mund. Stimme grob und laut oder wohlklingend. Atem dick, stark und schnell oder gleichmäßig. Hals dick, dabei manchmal lang. Lange, starke, gut gegliederte Arme, die bis zu den Knien reichen. Starke Schultern. Rippen gut gelöst. Hoden groß. Hüftbeine äußerlich sichtbar. Knochiges, weder glattes noch faltiges Gesäß. Großer, starker Rücken. Behaarte Brust. Große, gegliederte, sehnige oder harte Hände. Knochige, sehnige, starke, gegliederte Ober- und Unterschenkel. Große, wohlgeformte, gegliederte, sehnige Füße und Knöchel. Harmonische Körpermaße. Augenbrauen gebogen, oft nach oben gezogen oder rauh. Lider gestreckt. Augen glänzend mit langsamem Blick oder graugrün oder gelb oder regenbogenfarben und feucht oder beweglich und rötlich. Oppianus beschreibt starke, tollkühne Hunde folgendermaßen: Großer, starker Körper. Platte Schnauze. Zwischen den Brauen über den Augen ein schreckliches Fell. Feurige, fahlfarbig glänzende Augen. Rauhes Fell. Breiter Rücken.

Der Beherzte, den Löwen vergleichbar:

Haare zwischen starr und kraus, gelb, von der Stirn zur Nase herablaufend. Geschwungene, häufig hochgezogene Brauen. Spitzes Kinn. Dicker Hals. Großer, starker Rücken. Große, gegliederte Brust. Große, gegliederte, sehnige Hände. Schul-

tern, die sich bei jedem Schritt mitbewegen. Augen gelb oder rotgelb oder glänzend mit finsterem Blick oder beweglich und rötlich oder feucht mit regenbogenfarbenen Kreisen.

Der Mannhafte:

Brauen nicht ganz gradlinig, sondern etwas krumm. Schulterblätter groß, breit, mit weitem Zwischenraum. Hüftknochen äußerlich sichtbar. Kinn viereckig. Schlüsselbeine mäßig gelöst. Dichter Bart. Mannweiber haben Bartspuren.

Der Kriegerische:

Großer Mund. Tönende Stimme.

13. Der Aufgeblasene.

Aufgeblasenheit und Kleinmut begrenzen die Großmut. Der Aufgeblasene, der sich, obwohl unwürdig, für würdig hält und kein Maß und Ziel kennt, ist nicht durchaus schlecht, sondern fehlt nur oft. Er kennt sich selbst nicht, trachtet offen nach hohen Ehren und widerlegt sich selbst, denn er putzt sich mit Kleidung usw. gewaltig auf, um seine Herrlichkeit ins rechte Licht zu setzen, und streicht sich selbst heraus in der Hoffnung, dadurch zu Ehren zu kommen. Immerhin sind solche Eigenschaften der Großmut verwandter als die Kleinmütigkeit. Adamantius eignet den Pferden Stolz und Ehrgeiz zu. Nach Lactantius zeigt sich der Ehrgeiz der Pferde darin, daß sie als Sieger freudig umherspringen, als Besiegte traurig schleichen.

Der Ruhmsüchtige, den Pferden vergleichbar:

Geschwungene, oft hochgezogene Brauen. Geht langsam, bleibt oft stehen und sieht sich im Kreise um. Aufrechter Gang mit hohem Nacken und Schulterbewegungen. Augen beweglich, verwirrt oder zitternd, tanzend, groß, leuchtend und hell-scheinend. Lange, schlanke Finger.

14. Der Kleinmütige.

Der Kleinmütige leidet an Minderwertigkeitsgefühlen und hält sich selbst für unwürdiger als er in Wirklichkeit ist. Kleinmütigkeit ist der Großmut fremder als Aufgeblasenheit. Aristoteles schreibt: Kleinmut kann weder Ehre noch Schimpf noch Unglück und Widerwärtigkeiten ertragen, sondern wird schon bei kleinen Ehren stolz und frohlockt bei geringen Erfolgen; Schande kann sie am allerwenigsten ertragen. Folgende Zeichen schreibt Aristoteles den Kleinmütigen zu, während Polemon und Adamantius sie dem Gewinnsüchtigen zueignen. In Wahrheit kommen sie wohl beiden Gestalten zu.

Der Kleinmütige, den Katzen und Affen vergleichbar:

Gesicht, Gliedmaßen, Gelenke und Augen klein. Körper mager. Abgezirkelte Stirn. Laute, heftige Sprache. Schwächliche, schwache Brust. Zarte Rippen. Hastiger Gang. Schreckhaftes Zucken und Zusammenkriechen. Große Augen mit beweglichen Lidern.

Der Klagsüchtige, den Vögeln vergleichbar:

Kleinmut ist oft begleitet von Klagesucht, Mißtrauen und Niedergeschlagenheit. Klagsüchtige haben eine Stimme, die zu Beginn der Rede tief und schwer, am Ende derselben hoch und hell ist; ferner eine rauhe Kehle und vorstehende Wirbelknochen.

15. Der Großmütige.

Großmütig ist, wer sich selbst der Ehren für würdig erachtet, die er in Wahrheit verdient. Er lebt in Macht, Ehre und Reichtum, läßt sich weder von Freude noch Trauer beeinflussen und bleibt im Glück und Unglück gleich maßvoll. Anderen wohlzutun freut ihn, während er selbst Gutes nur errötend annimmt. Er verlangt von niemandem

etwas und dient bereitwillig seinen Mitmenschen. Abscheu oder Zuneigung verbirgt er nicht. Aristoteles vermischt die Zeichen des Großmütigen mit denen des Tapferen und vergleicht beide mit Löwen und Adlern. Ebenso Polemon und Adamantius.

*Der Großmütige, den Löwen und Adlern
vergleichbar:*

Kopf mittelgroß oder etwas größer, gerade, mäßig zusammengedrückt. Gelbliches Haar, von der Stirn gegen die Nase zu wachsend. Viereckige Stirn von rechtmäßiger Größe. Nase von der Wurzel an gebogen, gut abgesetzt oder rund und an der Spitze stumpf. Großer Mund. Lippen dünn, an den Mundwinkeln schlaff. Oberlippe etwas über die Unterlippe vorstehend. Stimme schwer, hohl, unbiegsam. Gleichmäßige Rede. Langsamer, weitspuriger Gang. Hals zwischen lang und dick. Gekrümmte Schultern, die bei jedem Schritt mitbewegt werden. Augen gelblich, weder vorstehend noch tiefliegend, schwarz ohne Punkte oder feucht mit schmalem, schwarzem, oben feurigem Farbkreis.

16. Der Habsüchtige.

Die Freigebigkeit wird von den beiden Extremen Verschwendung und Geiz begrenzt. Die Zeichen des Verschwenders decken sich mit denen des Freigebigen, weshalb wir sie nicht gesondert besprechen. Unfreigebig oder geizig ist, wer das Geld über die Maßen liebt, wenig gibt, aber viel und gern nimmt. Der Geizhals ist schlimmer als der Verschwender und nutzt weder anderen noch sich selbst. Man unterscheidet drei Arten der Habsucht: Gewinnsucht, Kargheit und Geiz. Die Gewinnsucht will reich werden und achtet Reichtum mehr als Ehrbarkeit. Kargheit schont Ausgaben und Kosten auch bei ehrenhaften Dingen. Der Geiz rechnet auf das Genaueste und sogar wider

die Ehrbarkeit, versäumt alle Freuden der Zeit und kommt so nur noch mehr zu Schaden. Aristoteles schildert solche Gestalten nicht. Polemon und Adamantius eignen die Zeichen des Kleinmütigen auch dem Gewinnsüchtigen zu.

Der Gewinnsüchtige:

Gesicht, Gliedmaßen und Augen klein. Hastiger Gang. Gekrümmter Rücken. Scharfe, hellklingende Stimme. Rötliche Farbe. Schultern Brustwärts gezogen. Gebrochener Körper. Schwache, weinerliche Stimme. Kurze, hastige Schritte.

Der Profitgierige:

Augen klein und unbeweglich oder klein und mehrfarbig. Stirn und Brauen manchmal zusammengezogen.

Der Geizhals:

Schultern schlecht gelöst. Schneller Schritt. Fährt oft zusammen, wendet das Gesicht zur Erde und kriecht ganz in sich zusammen. Zur Faust geballte Finger. Augen sehr klein, mehrfarbig oder weißlichgrau mit kleinen Pupillen.

Der Sparsame:

Hals nach vorn gebogen. Unterteil des Rückens krumm. Schultern auf die Brust gezogen. Gebrochener Körper. Augen dunkel, feucht, von rechtmäßiger Größe.

Der zähe Filz:

Augenbrauen abwärts gekrümmt. Verborgener, heimlicher Blick.

17. Der Freigebige.

Der Freigebige gibt mehr als er empfängt. Er beschenkt die, die es nötig haben, und nimmt nichts an, was ihm nicht zusteht. Freigebigkeit besteht in ehrenhaften Ausgaben und bereitwilliger Hilfe im Unglück. Sie geht einher mit Leut-

seligkeit, Güte, Freundlichkeit, Barmherzigkeit, Wohlwollen, Gastfreundschaft und ehrbarem Eifer. Aristoteles, Polemon und Adamantius schildern ihre Gestalt nicht und setzen ihre Zeichen denen der Stärke gleich, die vom Löwen genommen sind.

Der Freigebige, den Löwen vergleichbar:

Von der Stirn zur Nase hin laufende Haare. Haariger Nacken. Schultern gut gelöst. Zurückgebogene Finger. Lange, bis zu den Knien reichende Arme.

Der Hochherzige, den Löwen vergleichbar:

Großer, starker Rücken. Große, wohlgeformte, gegliederte, sehnige Füße. Hohle, biegsame Stimme.

18. Der Zornmütige.

Sanftmut steht zwischen Zorn und Tölpelhaftigkeit. Der Zornmütige, um mit ihm den Anfang zu machen, kennt kein Maß und ist schnell für oder wider entflammt bei Leuten, wo er das nicht sollte, und stärker, schneller und länger, als er es sollte. Er ist maßlos hitzig, gallig und bitter, trägt den Zorn lange bei sich und ist nur schwer zu versöhnen. Man unterscheidet Jähzorn, Wut und Raserei. Der Jähzornige kann keinerlei Verachtung ertragen und ist stets äußerst rachgierig, was die Ärzte auf das Überwiegen der gelben Galle zurückführen, die scharf und fein ist und sich wegen der innewohnenden Hitze leicht entzündet und aufsteigt. Die Zornmütigen, die sich erst beruhigen, wenn sie das Blut ihrer Feinde sehen, nennen wir bitter und grausam. Bei ihnen überwiegt die kalte, trockene, schwarze Galle, die sich nicht so leicht und schnell verteilt. Die erwähnten drei Arten der Zornmütigkeit beruhen darauf, daß das Blut, dessen Entzündung im Herzen ja den Zorn hervorruft, fein oder dick oder mittelmäßig

ist. Langsam entbrennenden Zorn hält der Philosoph Arrianus für schlimmer als plötzlich aufflammenden, da er länger anhält als der letztere.

*Der Zornmütige, den Löwen, Ochsen, Hunden,
Bären und Wildschweinen vergleichbar:*

Viel Blut. Körper gestreckt. Starke Rippen. Rötliche Farbe. Große, breite Schulterblätter mit weitem Zwischenraum. Große, starke Glieder. Breite Brust und Weichen. Gutgeformtes Kinn. Dichter Bart. Breite Schultern. Rundes Gesicht. Tiefgehöhlte Nasenlöcher. Stirn zirkelrund oder gerunzelt und in der Mitte eingedellt. Anschwellende, geäderte Schläfen. Spitze Nase. Honigfarbenes Fleisch. Gerade, spitze Zähne. Stimme groß, grob und undeutlich oder scharf und laut oder schwer anfangend und am Schluß scharf. Hals dick und völlig oder lang oder fett und voller Adern. Brust flammenfarbig. Zunge geschwind. Kehle rauh mit vorspringendem Knorpel. Linke Hand der rechten gleichwertig. Finger werden beim Reden bewegt. Augen blutfarben oder mehrfarbig und rauh oder unbeweglich und gleichsam seufzend mit erhobenen Brauen oder rötlich, sehr groß und nach unten sehend oder zitternd, tanzend, groß, glänzend und leuchtend.

*Der Verbitterte, Grausame, der sich nur schwer
beruhigen läßt:*

Kopf sehr klein, unförmlich. Rücken schwach. Augenbrauen zur Nase gebogen. Weite Nasenlöcher. Schneller, starker, dichter Atem. Körper und Brust mager. Sprache matt. Augen blutfarben und trocken oder rotgelb mit gleichgroßen Punkten oder glänzend mit grimmigem Blick oder bleich, rötlich, trocken und nicht zwinkernd oder unbeweglich, klein, vorstehend.

Der Rasende:

Stimme scharf und laut oder am Anfang schwer und tief, am Schluß scharf.

Der Jähzornige, nach Plutarch:

Grimmige Augen. Mund unruhig, schaumig, rotbrennend, unmenschlich schreiend. Schreckliches Aussehen. Aufgeregtes Benehmen. Heftige Sprache. Klatscht die Hände zusammen.

Der Jähzornige, nach Lactantius:

Brennende Augen. Zitternder Mund. Stammelnde Zunge. Zähneknirschen. Gesicht bald rot übergossen, bald bleich wie der Tod.

19. Der Tölpel.

Der stumpfsinnige Tölpel zürnt nicht, auch wenn er es billig sollte. Wird er einmal zornig, so scheint er doch nicht viel dabei zu leiden und zu fühlen. Es verrät seinen sklavischen Sinn, daß er jeden Schimpf ruhig hinnimmt. Wer kalt und feucht ist und weder gelbe noch schwarze Galle hat, läßt sich nicht erzürnen, sagen die Ärzte. Die alten Physiognomiker schildern diese Gestalt nicht.

Der Tölpel, den Eseln und Ziegen vergleichbar:

Strackes Haar. Kleine Stirn. Zur Nase gebogene Brauen. Großes Gesicht. Sehr kleine Ohren. Dicke Lippen. Weit gespaltener Mund. Engstehende Zähne. Stimme blökend und entstellt oder rauh oder scharf und schreiend. Sprache hastig und dürftig oder hart und schwach. Hals dick und feist. Großer, weicher, fleischiger Hängebauch. Augen grüngrau oder dunkelbraun oder glänzend und leuchtend oder groß und zitternd oder trocken und unbeweglich oder blaß und nicht zwinkernd oder rötlich und trocken oder aufwärts gerichtet.

Der Knechtische, den Eseln vergleichbar:

Schwere, große Stimme. Dicke Unterschenkel und Fersen. Kleine, mehrfarbige Augen.

20. Der Gelassene.

Sanftmütige Gelassenheit steht, wie gesagt, zwischen Jähzorn und Stumpfheit. Gelassen ist, wer bei rechter Gelegenheit in passender Weise zornig wird, sich ohne Verwirrung von der Vernunft leiten läßt, mehr zu Verzeihung als zu Rache neigt und besonnen mit ruhigem Gleichmut Schimpf und Schande erträgt. Natürliche Sanftmut soll aus feuchter, warmer Körpermischung entstehen. Dem Zornigen brodelt das Herzblut; bei dem Gelassenen wird es von der Feuchtigkeit niedergehalten. Aristoteles, Polemon und Adamantius schildern seine Gestalt folgendermaßen.

Der Gelassene:

Ähneln dem Starken und Tapferen. Viel feuchtes, weiches Fleisch. Wohlproportionierte Größenverhältnisse. Krumme Gestalt. Fester Blick. Langsame Bewegungen. Schwere, weiche, langsame Stimme.

Der Sanftmütige, den Weibern, Hirschen und Hasen vergleichbar:

Goldgelbe, glatte, schöne Haare. Brauen gestreckt. Schlaffe Sprache. Schwere, weiche Stimme. Augen schwarz oder rotgelb mit ungleichen Punkten.

21. Der Unmäßige.

Unmäßigkeit gehört ins Gebiet der körperlichen und seelischen Lüste. Seelische Lüste sind z. B. Ehrgeiz, Lernbegierde usw. Wir wollen hier nur von den körperlichen Lüsten reden, und zwar lediglich von den Sinnenlüsten der Berührung und des Geschmackes, die verwerflich und tierisch sind. Unmäßig ist, wer sich mehr als gebühlich oder in unziemlicher Weise belustigt oder verbotenen Genüssen frönt und die glücklich preist, die in schändlicher Wollust leben. Mit Unmäßigkeit gehen Schamlosigkeit, Nachlässigkeit und Leichtsinn Hand in Hand. Zunächst beschreiben

wir ganz allgemein die Gestalt des Unmäßigen, dann die Zeichen der jeweiligen bestimmten Leidenschaften.

Der Unmäßige:

Hohler Mund. Großer, weicher Hängebauch. Zarte Knöchel. Augen dunkel, düster, beim Schließen nach oben abweichend, sonst unbeweglich und etwas triefend oder lachend und feucht oder groß, rötlich und nach oben sehend.

Der Geile, den Affen, Hirschen, Böcken, Schweinen, Hähnen und Pantheren vergleichbar:

Solche Leute haben viel schwarzgalliges Blut und nach Aristoteles viele Blähungen und viel Samen, durch dessen häufigen Abgang sie sich erleichtert fühlen. Für ihre Gestalt geben Aristoteles, Polemon und Adamantius folgende Zeichen an. Weiße Farbe. Struppig. Dicke, starre, schwarze Haare. Behaarte Schläfen und Lippen. Dumme, feiste Augen. Feine, sehnige, struppige Schenkel wie sie die Vögel haben. Fetter Bauch. Bart reicht bis zur Nase. Profil zwischen Kinn und Nase eingedrückt, wie es Sokrates z. B. hatte. Arme mit sichtbaren Adern. Augen tiefliegend, leuchtend, ohne Tränen, von Wollust erfüllt. Lider ebenso wie die anderen Körperteile ständig in Bewegung. Die Geilheit offenbart sich bei Männern und Weibern hauptsächlich in den oberen Körperpartien, besonders in Augen und Brauen. Ein ganz sicheres Zeichen der Unreinheit und verweichelten Geilheit ist es, wenn die Unterschenkel bis zu den Knöcheln dick sind, die Füße kahnförmig hohl und die Zehen nur wenig gespalten. Ferner sind anzuführen: Dünne Haare oder Glatzen. Früh ausfallende Wimpern. Sehr kleine Ohren. Nase eingebogen, an der Wurzel rund oder platt. Bauch und Brust behaart. Weiter, magerer Brustkorb mit hängenden Brüsten. Behaarte Hände. Schwächliche Hüftbeine. Lenden und Oberschenkel besonders stark behaart. Dicke Waden. Behaarte

Unterschenkel. Zehen verwachsen. Nägel sehr rund. Hinkender Gang. Augen glänzend oder mit unten grünen, oben schwarzen Farbkreisen oder trocken oder rauh und mehrfarbig oder dunkel und rollend oder groß und zitternd oder groß, rötlich und nach oben gerichtet oder nach links sehend.

Der Ehebrecher:

Langsamer Gang, häufiges Stehenbleiben und Umherblicken. Hals nach links geneigt. Augen häßlich oder rotbraun mit gleichgroßen Punkten. Sanfter, feuchter Blick. Schwachsichtigkeit.

Der Buhler und der Huldreiche:

Etwas gespaltenes Kinn. Augen zur Nase schie-
lend oder zitternd und sehr feucht.

Der Liebhaber:

Gesicht mittelgroß, an Wangen und Schläfen etwas fett. Zwangsmäßiges Seufzen und Weinen. Grundloses Erschrecken und Erröten. Augen vorstehend, groß, hoch und leuchtend oder feucht, nicht zwinkernd, mit sanftem Blick oder unbeweglich versunken.

*Der Gefräßige, den Schweinen und Wölfen
vergleichbar:*

Er leidet nach Aristoteles unter der schwarzen Galle und hat eine trockene, ausgedörrte Natur, die wegen ihrer Kälte von der Nahrung wenig oder nichts verwerten und ansetzen kann. Theophrast vergleicht ihn den Pflanzen auf unfruchtbarem Boden, die fast nichts von dem, was sie durch die Wurzeln aufnehmen, zum Aufbau und Wachstum verwenden können. Die Zeichen seiner Gestalt sind folgende: Entfernung vom Nabel zur unteren Brustgrenze größer als die von der unteren Brustgrenze zur Halswurzel. Gesicht honiggelb. Weite Mundspalte. Lange, scharfe, vorstehende, feste Zähne. Kehlknochen vorspringend. Sprache schwer und matt. Fetter Hals.

Zarte Rippen. Schlanke Hände. Augen dunkel und rollend oder zitternd oder groß, unbeweglich und rötlich.

Der Trunksüchtige:

Kleines, gelbes Gesicht. Fleischige, stets rote Wangen. Hastiger, starker, dicker Atem. Rauhe Kehle mit vorspringendem Knorpel. Weiter, magerer Brustkasten mit herabhängenden Brüsten. Vorstehende Unterlider. Augen rötlich und feucht oder zitternd und tanzend, groß, glänzend und feucht, nach oben gerichtet und rötlich.

Der gefräßige Trinker:

Augen vorstehend und blutig oder aufwärts gedreht.

Der Schlagsüchtige:

Solche Leute tun fast weiter nichts als schlafen, was in der Kälte und Feuchtigkeit ihres Gehirns seinen Grund haben soll. Ihre Zeichen sind: Oberkörper größer als die untere Hälfte des Leibes. Verschlafenes Aussehen. Hitzige Natur. Fleisch gut im Stand. Kopf sehr groß. Arme mit zierlichen, schmalen, kaum sichtbaren Adern. Aristoteles schreibt in seinem Buch „Vom Schlafen und Wachen“: Die enge Beschaffenheit der Gefäße oder Durchgänge, durch die die Geister aus dem Kopfe herabfließen, bewirkt, daß der Mensch leicht einschläft; denn sie verstopfen sich leicht, und wenn das der Fall ist, kann der Mensch nicht aufwachen.

Der Träge, den Ochsen und Eseln vergleichbar:

Große Stirn. Gelbe Gesichtsfarbe. Dicke Nasenspitze. Großes, fleischiges Gesicht. Dicke Backen. Schwerfällige Zunge. Kurze Rede. Dichtbehaarter Körper. Fauler, schwerfälliger Gang. Augen sehr groß, langsam beweglich.

Der Sorglose:

Stirn ohne Runzeln.

22. Der Dumme, Verblüffte.

Wer gar keine sinnliche Lust empfindet und an nichts Freude und Geschmack hat, scheint kein Mensch zu sein und wird wohl dumm, starr, verblüfft genannt. Er hat alle Zeichen, die wir dem Empfindungslosen zueigneten, und außerdem unbewegliche, blasse oder aufwärts gerichtete Augen.

23. Der Maßvolle.

Mäßigkeit hält die Mitte zwischen Wollust und Furcht. Der Maßvolle schränkt seine Sinnenlust freiwillig ein und erfreut sich ihrer nur bei gebührender Gelegenheit und in geziemender Weise. Mäßigkeit geht mit Schamgefühl, Ehrerbietigkeit und Selbstbeherrschung einher. Die alten Physiognomiker haben keine entsprechende Gestalt beschrieben.

Der Maßvolle:

Haare weder zu dünn noch zu dicht. Mittelmäßiger Atem. Stirn zwischen ruhig und bewölkt. Mund nicht zu groß und nicht zu flach. Hals nach rechts geneigt. Entfernungen vom Nabel zur Scham und vom Nabel zur unteren Brustgrenze und von hier zur Halswurzel gleichgroß. Augenwinkel kurz. Mittelgroße Pupillen. Augen groß und glänzend oder feucht mit schmalem, schwarzem, oben feurigen Farbkreis, oder schwarz mit feurigen, weißlichen, blassen und blutroten Flecken.

24. Der Schamlose, Unverschämte.

Aristoteles nennt den schamlos, der sich nicht schämt, schändliche Dinge zu tun, und alles sagt, wo und wem gegenüber es auch sei, was ihm gerade auf der Zunge liegt, und überhaupt nicht für seinen Ruf besorgt ist. Manche wollen Schamlosigkeit auf Blutreichtum, Schamhaftigkeit auf reichliches Vorhandensein von Schleim zurückführen. Die physiognomischen Zeichen der Scham-

losigkeit stimmen aber nicht mit den von den Ärzten angegebenen, oben erwähnten Zeichen von Blutreichtum überein, die Erfahrung lehrt im Gegenteil, daß Blutreiche schamhaft und Blutarmer schamlos sind. Aristoteles, Polemon und Adamantius schildern uns diese Gestalt folgendermaßen:

Der Schamlose, Unverschämte, den Raben und Hunden vergleichbar:

Augen offen, glänzend. Lider blutrot, dick. Hochgezogene Schulterblätter, Gestalt nicht aufrecht, sondern etwas vornüber geneigt. Hastige Bewegungen. Rötliche Körperfarbe. Rundes Gesicht. Dicke, von der Stirn an gekrümmte Nase. Erhobene Brust. Zudringlicher Blick. Scharfe Stimme. Spitzer Kopf. Haare rötlich. Augenbrauen länglich. Gesicht länglich oder flach. Zu Husten oder Atemnot führendes, hohes Lachen. Waden etwas dick. Brust glatt. Zehen und Nägel krumm. Augen feurig oder groß und dunkelblau oder weit vorstehend oder trocken, glänzend, hell leuchtend und sich oft öffnend oder unbeweglich und mit hochgezogenen Brauen gleichsam seufzend.

25. Der Schamhafte, Verschämte.

Er nimmt Hochschätzung seiner Person bescheiden auf. Cocles beschreibt seine Gestalt gänzlich falsch; Aristoteles, Polemon und Adamantius richtig folgendermaßen: Bewegungen und Sprache langsam. Stimme schwer und tief Luft holend. Augen fröhlich, nicht glänzend, schwarz, weder weit offen noch zugekniffen, langsam zwinkernd, mit feuchtem Blick. Gebeugter Körper. Rötliche Ohren.

26. Der Traurige.

Die Gestalt des Spaßvogels wird in den alten Büchern nicht beschrieben. Den Gegensatz zu ihr

bilden die Leute, die weder selbst scherzen noch eine fröhliche Umgebung ruhig ertragen können und hart und bäurisch genannt werden. Solchermaßen traurige und steife Gestalten haben Aristoteles, Polemon und Adamantius geschildert. Die Ärzte führen Traurigkeit auf die schwarze Galle zurück, die durch Krankheit, große Schmerzen oder dauernde Anstrengung entsteht.

Der Traurige:

Gesicht und Stirn runzelig. Mageres, schwächtiges Antlitz. Augen gleichsam gebrochen. Schlaffe Bewegungen. Niedrige Gestalt. Verwachsene, gestreckte Brauen und Lider. Dunkles Haar. Traurige Stirn. Vorspringender Kehlknopf. Schwache, biegsame Stimme. Dichter, voller, schneller Atem.

Der Steife, Bäurische:

Weißlichgelbe Haare. Klare Stimme. Starker, dicker, schneller Atem. Weite Nasenlöcher. Augen graugelb oder rotgelb mit gleichgroßen Flecken oder groß, beweglich und schimmernd gleich denen der Zornmütigen oder weit offen oder traurig und trocken. Rauhe Stirn. Augenlider gerade, manchmal hart und verwachsen. Starrer Blick.

27. Der Verbitterte.

Hat offenbar viele Zeichen mit dem Traurigen gemeinsam. Schlaffes, runzeliges Gesicht. Dunkle Farbe (Polemon und Adamantius schreiben bleiche Farbe). Mager. Stirn runzelig, nicht fleischig. Starke, schwarze Haare. Rauhes, trockenes Aussehen. Heftige Sprache und heftiger Atem. Hände und Füße sehr unruhig.

Der Mißtrauische:

Stimmt in allem mit dem Traurigen, Treulosen und Furchtsamen überein. Süßliche oder schwache

weinerliche Stimme. Vorspringender Kehlknorpel. Augen rotgelb und glänzend oder sich verwirrt bewegend.

Der Besessene:

Sanfte, gesammelte Sprache. Pupillen nicht gleichgroß. Augen traurig und trocken.

28. Der Liebenswürdige, Kurzweilige.

Er redet und hört zu, wie sich's für einen rechten Biedermann geziemt. Die meisten Menschen lachen gern über Zoten, der Kurzweilige läßt durchblicken, daß er drastische Worte gebrauchen kann. Manche Gelehrte führen solche Natur auf die Klarheit des Geblüts und der Geister zurück, andere auf das Nichtvorhandensein schwarzer Galle, andere auf Gedankenarmut und Mangel an Weisheit und Verstand. Aristoteles, Polemon und Adamantius geben folgende Zeichen an, die Coccus fälschlich den Zierlichen zuschreibt: Große, fleischige, glatte, heitere Stirn. Feuchte, glänzende Augen. Blick weder starr noch schlaff. Langsame Bewegungen. Liebliche Stimme. Angenehmes Gesicht. Rücken unten schön gewölbt.

29. Der Anmaßende.

Zwischen dem Anmaßenden und dem Heuchler steht der Wahrhafte. Der Anmaßende legt sich Vorzüge bei, die er gar nicht hat, oder stellt seine etwaigen guten Eigenschaften übertrieben zur Schau und ist verlogen, verdreht und sehr eitel. Große Ruhmsucht und starker Ehrgeiz können den schlechten Eindruck in etwas mildern.

Der Anmaßende:

Rauhe Kehle. Spöttisches Lachen.

Der Prahlhans:

Dicker, langer Hals. Lange, schlanke Zehen.

Der Eitle, Hochtrabende, den Vögeln vergleichbar:

Vorstehende Unterlippe. Scharfe, klangvolle Stimme. Rauhe, vorspringende Kehle. Rücken unten behaart. Augen schließen sich oft, sind nach oben gerichtet und unbeweglich.

30. Der Heuchler.

Der Heuchler gleicht den Affen. Er verhehlt seine Eigenschaften oder setzt sie herab. Mancher tut das aus Bescheidenheit und nicht, um Gewinn daraus zu schlagen, z. B. Sokrates. Wer aber auch in unbedeutenden und allgemein bekannten Dingen heuchelt, ist verschlagen, sucht billigen Ruhm und verdient keine Achtung. Seine Gestalt schildern Aristoteles, Polemon und Adamantius und andere folgendermaßen: Umgebung des Gesichtes fett, der Augen runzelig. Schläfriger Gesichtsausdruck. Feines Aussehen. Schlaffe Stimme. Gewandter Gang. Gleichmäßige Bewegungen. Brauen zu den Schläfen gekrümmt. Augen glänzend, tiefliegend, klein.

31. Der Lügner.

Gesicht fleischig. Nase aufwärts gebogen, in der Mitte breit. Lächelnde oder spöttische Wangen. Sprache hastig und knapp oder durch die Nase. Buckel. Augenbrauen abwärts gebogen, versteckt aussehend. Wimpern abwärts gekrümmt oder alle auf einen Punkt gerichtet. Augen lachend und heiter oder mehrfarbig mit hellblauen und gelben Flecken in gleichem Abstand um die Pupille herum.

32. Der Wahrhafte.

Der Wahrhafte vergößert oder verkleinert sich weder in Worten noch in Werken und bekennt in allem die Wahrheit (wir meinen hier nicht

den, der nur bei Händeln und Verträgen aufrichtig ist), auch bei kleinen Dingen, wo es nicht so genau darauf ankommt, und um so mehr bei wichtigen Angelegenheiten. Die Merkmale seiner Gestalt findet man nirgends zusammengestellt. — Mittelgroßes Gesicht, an Wangen und Schläfen etwas fett. Stimme zwischen grob und scharf.

33. Der Schmeichler.

In Versammlungen, beim Mahl, bei Gesprächen, bei der Arbeit sind manche friedfertig und nachgiebig um des lieben Friedens willen, was sehr zu loben ist. Wer aber seines eigenen Vorteiles wegen jedem zu Willen ist und allen rechtgibt, ist ein Schmeichler.

Der Nachgiebige:

Augen gerade, feucht, glänzend unter glatter Stirn, sich oft schließend oder feucht mit sanftem Blick, nicht zwinkernd.

Der Schmeichler:

Kleines Gesicht. Heiter gedehnte Stirn. Kleine, mehrfarbige Augen. Gewundener Gang.

34. Der Verdrießliche.

Andere Menschen dagegen sind allen Leuten gegenüber widerspenstig, mürrisch und zänkisch, was ebenso tadelnswert ist wie Schmeichelei.

Der Verdrießliche:

Abscheuliche Stirn. Augen flehentlich abwärts gerichtet. Kurze, hastige Schritte.

Der Hartnäckige:

Kopf ziemlich vorgestreckt. Stirn hoch. Nasenlöcher weit. Hals fest und unbeweglich oder dick und lang.

Der Zänkische:

Glatte Stirn. Flaches Gesicht.

Der Lästige, Rücksichtslose:

Fleischiges Gesicht. Geschwinde Zunge.

35. Der Mißgünstige.

Der Neider gleicht den Hunden. Er ist traurig, wenn es jemandem verdienter- oder unverdienterweise gut geht. Seine Gestalt wird nur von Polemon geschildert. Nach Aelianus soll der Erdigel, wenn er gefangen wird, seinen Harn über den eigenen Rücken laufen lassen und zwar aus Mißgunst, um sich nämlich zu verderben und unbrauchbar zu machen. Ähnlich sollen sich die Sterneidechsen, Luchse, giftigen Kröten usw. verhalten. Ich halte diese Erzählungen für albernen Weiberklatsch und führe das Benehmen dieser Tiere allein auf ihre Furcht zurück. Dagegen scheinen mir die Hunde sehr mißgünstig zu sein; sie und die Neider haben folgende Zeichen: Linke Körperhälfte größer als die rechte. Augenbrauen bis auf die Wangen herab wachsend. Flaches Gesicht. Längliche, schmale Ohren. Backen zart oder dick, von den Augen abstehend. Bläuliche Gesichtsfarbe. Hohler Mund. Zähne lang, spitz, stark mit großen Zwischenräumen. Stimme süßlich. Sprache spitzig und schwach. Rücken unten sehr krumm. Schultern auf die Brust gezogen. Körper gebrochen. Arme nicht bis zu den Knien reichend. Augen tiefliegend, klein oder blaß und aufwärts gerichtet.

36. Der Gottlose.

Er steht mit dem Mißgünstigen auf einer Stufe und freut sich, wenn jemand Böses tut. Hohle Schläfen. Dichte, verwachsene Brauen. Mund weit gespalten. Zähne lang, spitz, stark, nicht engstehend. Augen tiefliegend, klein oder groß, weit

offen, beweglich, blitzend wie im Zorn oder bleich, nach oben gerichtet oder flehentlich abwärts gerichtet oder zitternd oder glänzend, klein und hohl.

Der Bösewicht:

Arme nicht bis zu den Knien reichend, so kurz, daß der Kopf sich beim Essen bücken muß. Kurze, hastige Schritte.

37. Der Mitleidige.

Er ist unwillig, wenn er sieht, daß es Schlechten gut und Guten schlecht geht. Seine Körpermischung entspricht dem richtigen Durchschnitt. Aristoteles nennt ihn weise, furchtsam und schön. — Weiße Farbe. Feiste Augen. Nasenlöcher aufwärts gerichtet. Gutes Gedächtnis. Scharfsinnig, verschmitzt. Gerade gestreckte Brauen. Augen lachend und feucht mit gesenkten Lidern. Stirn lang, schläfenwärts ausgezogen oder traurig, unwirsch, gesenkt mit zusammengezogenen Brauen. Solche Leute weinen sehr viel, lieben die Weiber und erzeugen Mädchen.

Der Unwillige:

Stimme anfangs schwer und am Schlusse scharf oder hell und laut. Zähne gemischt, breit, dick, eng oder weit stehend.

38. Der Unbillige.

Gleicht den Hunden. Oberlippe hochgezogen. Steile, unverschämte, verwegene Gestalt. Gestreckter Hals. Nacken dick oder rauh mit vorstehenden Wirbeln. Gesicht länglich. Sprache schwer und matt. Langsamer Gang, häufiges Stehenbleiben und Umherblicken. Rotgelbe Augen mit gleichgroßen Punkten.

39. Der Spieler.

Aristoteles schildert in den „Physiognomonika“ die Gestalten des leidenschaftlichen Spielers und Tänzers und des Ehrgeizigen. Es sind nur die Überschriften dieser Kapitel erhalten. Bei Polemon und Adamantius sind die entsprechenden Abschnitte noch vorhanden.

Der Spieler:

Haare dicht, starr, schwarz. Dichter Bart. Struppige Schläfen. Augen feist, glänzend, leuchtend, groß, rötlich, aufwärts gerichtet.

Der leidenschaftliche Jäger, den Hunden vergleichbar:

Lange, rundliche Lenden. Augen nach oben gerichtet, groß, rötlich.

40. Der Schwätzer:

Gleicht den Vögeln und Fröschen. Aristoteles wirft seine Zeichen mit denen des Schläfrigen zusammen, was nach Polemon ganz verkehrt ist. Schöne Gestalt. Behaarter Bauch. Oberkörper größer als die untere Hälfte. Große, aufrechte Ohren. Nase gerade oder in der Mitte breit und aufwärts gerichtet. Wangen länglich. Gelbe Gesichtsfarbe. Längliches Kinn. Rauhe Kehle. Schlanke, biegsame Hände mit langen, dünnen Fingern. Aufgetriebene Rippen. Keucht oft wie nach anstrengendem Lauf.

Der törichte Schwätzer, den Vögeln vergleichbar:

Längliche Backen. Vorgeschobener Mund. Aufgetriebener Rückenbogen. Augen aufwärts gerichtet, rötlich, groß.

Der Schreihals, den Hunden vergleichbar:

Vorstehende Oberlippe. Sichtbares Zahnfleisch.

Der Beredte:

Schwere, tönende Stimme.

41. Der Tatkräftige und der Unpraktische.

Der Unpraktische:

Kleiner Körper, trockenes Fleisch und auf Hitze deutende Farbe oder großer Körper, feuchtes Fleisch und auf Feuchtigkeit deutende Farbe. Schritte kurz und langsam oder kurz und hastig.

Der Tatkräftige:

Kleiner Körper, feuchtes Fleisch und auf Feuchtigkeit deutende Farbe oder großer Körper, hartes Fleisch und auf Trockenheit deutende Farbe oder mittelgroßer Körper, mittelmäßiges Fleisch und auf gute Körpermischung deutende Farbe. Schritte lang oder lang und langsam oder lang und hastig oder hastig. Langsame Augenbewegungen.

Der Voreilige, Hitzige:

Kleiner Körper. Sehr kleiner Kopf. Rötlichgelbe Haarfarbe. Hastige Zunge. Rötliche Fleischfarbe. Hastiger Gang. Augen glänzend, grau, blutgefüllt oder glänzend mit finsterem Blick.

Der Umsichtige:

Mageres Gesicht.

Der Besorgte:

Gesicht mager. Augen offen, dunkel und feucht, nicht zwinkernd mit sanftem Blick.

Der Arbeitsame:

Knochiges Gesicht.

42. Der gottlose Tor.

Zum Schluß wäre noch von der besten und der schlimmsten Gestalt des Menschen zu reden. Letztere ist ganz und gar tierähnlich. Gott stellte den Menschen mitten zwischen höhere Weisheit und unvernünftige Tierheit und gab ihm von beidem etwas, nämlich Verstand und niedere Sinne.

Steckt der Mensch voller Laster, so steht er noch unter den Tieren, die zum Vermeiden der Laster nicht die nötige Einsicht haben. Die alten Physiognomiker nannten solche Leute gottlose Toren und faßten damit ihre Dummheit, Boshaftigkeit und Roheit zusammen. Wie es zahme, sanfte und wilde, schlimme Tiere gibt, so unterscheidet man auch die Menschen nach ihren Zeichen in wilde, rohe und gütige, gebildete, die rauh oder glatt, hart oder weich, feucht oder trocken sind. Wir besprechen zunächst nach Polemon und Adamantius die Zeichen des gottlosen Toren, des wilden, überaus schlechten Menschen, und vergleichen ihn den grimmigen Bären, die nach Philostratus töricht, verschlagen, schädlich, treulos und betrügerisch sind und wilder als alle anderen Tiere.

Der gottlose Tor, den Bären vergleichbar:

Starre Haare. Harter, schmaler, spitzer Kopf, Ohren schlapp, sehr groß. Hals und Nacken rund. Harte, rauhe Stirn. Augen dunkel, klein, trocken, tiefliegend, triefend. Starrer Blick. Schmale, längliche Wangen. Langes Kinn (nach meiner Ansicht kleines Kinn wie bei den Schlangen). Mund geschwätzig und so lang und weit, daß das Gesicht quergespalten scheint. Krumme Gestalt. Großer Bauch. Dicke Muskeln. Hände und Füße länglich, fett und hart. Haut blaß gefärbt wie bei den aus Schlaf oder Rausch Erwachenden. Blökende, häßliche, kleine, wilde Stimme.

Der Tierische:

Haare dicht, ganz rot. Backen und Rücken behaart. Hochgezogene Schultern. Kurze, fette Füße. Lange, schmale, krumme oder fleischige Nägel. Kurze, dicke Finger. Graugelbliche Augen. Verwachsene Brauen.

Der durchaus schlechte Charakter:

Schiefe Nase. Gesicht häßlich oder klein und gelb. Bartlos. Schlaffe Sprache. Magere, spitze

Schultern. Augen groß, bei Bewegungen leuchtend und zornig aussehend oder weißlich mit geöffneten Lidern und gelben, feurigen und graublauen Punkten oder mit feurigen, viereckigen Flecken und blassen und grauen Punkten und blutroten und blauen Kreisen um die Pupille herum oder glänzend, schwarz und lachend oder beweglich und klein mit beweglichen Lidern oder lachend, trocken, versunken blickend oder mit rauhen Wimpern, gestreckten Lidern und grimmigem, bitterem Blick.

Der Nichtswürdige:

Ungleiche Pupillen. Augen mit schwarz und rot gefleckten Farbkreisen.

43. Der Erhabene.

Zuletzt erwähnen wir das Höchste des Menschen, die göttliche Erhabenheit, die allen Fehlern gerade entgegengesetzt ist und an höherer Weisheit teilhat. Der Erhabene scheint die Menschlichkeit zu überwinden, erreicht aber Engel und höhere Geister nicht, denen menschliche Tugenden wesensfremd sind. Man nennt ihn Heros oder Halbgott, wie es im Altertum z. B. Merkur, Herkules usw. waren. Heute sind solche Menschen die einen ebenso vollkommenen Körper wie Geist haben, sehr selten.

44. Das Muttermal und die Zeichen des Gesichtes in ihrem Verhältnis zu anderen Körperteilen.

Hierüber ist von den alten Gelehrten mancherlei geschrieben worden, was zum Teil einander widerspricht, zum Teil mit der Erfahrung nicht übereinstimmt. Die Astrologen setzen die einzelnen Gesichtsteile zu den Planeten in Beziehung, die Augen zu Sonne und Mond, die Nase zur Venus usw. Jeder der Planeten soll den Teil,

der unter seinem Zeichen steht, beherrschen. Obwohl diese Ansichten wohl einen wahren Grundgedanken enthalten, erweisen sie sich im einzelnen als falsch und nichtig. Der Araber Hali Abhenragel³¹⁾ und der Grieche Melampus³²⁾ sind Vertreter ähnlicher Lehren. Einiges findet sich unter dem Namen des Engländers Merlinus³³⁾, ist aber durch die Bearbeiter bis zur Unverständlichkeit verdorben worden. Alle Schriften, die ich zu Gesicht bekommen habe, taugten nichts. Ich habe versucht, so gut wie möglich durch genaue Beobachtung erfahrungsmäßig festzustellen, welchen Körperteilen die vereinzelt oder zu mehreren vorkommenden Gesichtsflecken entsprechen. Wir wissen, daß zwischen den einzelnen Teilen des Gesichtes und des Körpers sowohl nach Größe als Beschaffenheit gewisse, bestimmte Verhältnisse bestehen, und daß auch ihre Zeichen einander entsprechen. So gehören z. B. Nase und männliches Glied, Nasenlöcher und Hoden, Lippen und Schamlippen, Mundspalte und Schamspalte, Backen und Bauch oder Gesäß, Hals und Schenkel oder Arme, Ohren und Rippen, Augen und After in jeder Beziehung zusammen. Hali Abhenragel schreibt: Wenn auf der Stirn ein Muttermal ist, so wirst du auch auf der Brust eins finden. Die Stelle der Stirn gibt er nicht näher an. Merlinus spricht von der Mitte der rechten Hälfte, die der rechten Brustseite entsprechen soll wie die linke Stirnhälfte der linken Brustseite. Ich denke an den obersten Teil der Stirn über den Augen, der wohl dem obersten Brustabschnitt entsprechen dürfte, und die Erfahrung hat mir solches bestätigt. Steht das eine Mal etwas tiefer, etwa in der Mitte der Stirnbreite, so liegt auch das entsprechende andere tiefer und zwar unter der Brustwarze. Steht das eine rechts zu den Ohren hin oder links, so auch das andere seitwärts rechts oder links auf den Schultern. Sitzt das obere nahe an den Augenbrauen, oder berührt es gar die Wimpern, so das andere am

Unterleib oder über dem Schambein. Ein Muttermal am linken Ohr entspricht einem zweiten auf dem linken Gesäß. Wer auf dem Bauche gezeichnet ist, schreibt der Grieche Melampus, ist ein großer Freßsack. Ein Mal zwischen Brauen und Wimpern entspricht nach Hali einem anderen zwischen Nabel und Scham. Da die Nase dem männlichen Glied entspricht, muß mit einem Mal an ihrer Wurzel eins auf dem Hodensack einhergehen; ähnlich schreibt auch Hali. Bei einem Mal an der Nasenspitze findet sich ein zweites auf der Vorhaut. Hali sagt: Wer an der Nase gezeichnet ist, hat auch am Rande der Eichel ein Mal und links auf der Brust und in der Flanke. Melampus schreibt: Leute mit einem Muttermal auf der Nase oder in einem Auge sind sehr geil. Frauen mit schiefstehendem Mal auf der Nase haben ein gleiches an der Scham und sind unersättlich in der Liebe. Ein Fleck an den Nasenlöchern deutet auf einen weiteren an den Hoden, denn den Nasenlöchern am Ende der Nase entsprechen die Hoden am Ende des Sackes. Nach Hali entspricht ein Zeichen des Ohres einem des Oberschenkels, eines der Schläfen einem der Schulterblätter, eines unter der Nase einem auf dem Oberarm und eines der Oberlippe einer Frau einem an der Scham. Ein Mal auf dem Kiefer geht mit einem zweiten in der Weiche einher. Die Backen entsprechen dem Gesäß; ein Mal auf der rechten Backe unter dem Auge wird sich auf dem Gesäß wiederfinden; eins auf der linken wiederholt sich unter der linken Niere, denn die linke Seite entspricht immer dem Rücken. Das Kinn als unterster Teil des Gesichtes weist auf die Füße als Körperende und die Umgebung der Ohren auf die Oberschenkel. Hali schreibt: Ein Mal auf dem Kinn wiederholt sich in der Gegend der Milz, eins über der Milz oder auf dem Bauch weist auf das Krankenhaus. Hals und Schenkel unterliegen nach Melampus stets den gleichen Verhältnissen, ebenso Arm und Fuß. Ein

Fleck auf der Kehle findet sich nach Hali auf der rechten Brustseite wieder. Hali schreibt ferner: Ein Mal auf den Händen entspricht einem andern auf den Geschlechtsteilen und deutet bei Männern und Frauen auf große Fruchtbarkeit. Ist der Mann so gezeichnet, wird er viele Knaben zeugen, ist es die Frau, wird sie viele Mädchen gebären. Ein Mal über dem Herzen oder auf der weiblichen Brust stempelt zum Verbrecher. Ein Muttermal auf dem rechten Knie einer Frau deutet auf Rechtchaffenheit, eins auf ihrem linken Knie auf Fruchtbarkeit. Die Zeichen der rechten Körperhälfte sind gut, die der linken verwerflich.

Bildanhang

- Fig. 1. Vorder- und Rückseite eines Mannes. Großer, fleischer Rücken. Hartes Gesäß.
- Fig. 2. Gestalt eines Löwen, nach dem Leben gezeichnet, zum Vergleich mit dem Mannesbild.
- Fig. 3. Vorder- und Rückseite eines Weibes. Magerer, schwacher Rücken. Fettes Gesäß.
- Fig. 4. Wahres Bild eines Panthertieres, das mit dem vorigen Bild zu vergleichen ist.
- Fig. 5. Bilder von Adler und Rebhuhn.
- Fig. 6. Zwei große Köpfe; Kaiser Vitellius und eine Nacht-eule.
- Fig. 7. Köpfe von Plato und einem Jagdhund, beide etwas größer als der Durchschnitt und mit langer, nicht ganz flacher Stirn.
- Fig. 8. Gestalten eines Menschen und eines Straußes mit verhältnismäßig kleinem Kopf und langem, schlankem Hals.
- Fig. 9. Mittelgroßer Mannskopf und Löwenkopf, beide mit Haaren, die von der Stirn zur Nase wachsen, vier-eckiger Stirn, runder Stumpfnase, dünnen Lippen, großem Mund und behaartem Nacken.
- Fig. 10. Links ein vorn eingedrückter, hinten vorragender Kopf mit weichen Haaren, rechts ein hinten eingedrückter, vorn vorragender Kopf mit harten Haaren.
- Fig. 11. Links ein Kopf ohne Vorwölbung hinten und vorn und mit krausen Haaren, rechts ein Kopf mit Höckern an Stirn und Hinterhaupt und mit Haaren, die nur an der Spitze gekräuselt sind.
- Fig. 12. Zugespitzter Kopf, mit einem Rabenkopf vergleichbar; beide mit an der Wurzel eingebogenen Nasen.
- Fig. 13. Der Kahlkopf des Sokrates mit eingebogener Mundpartie und schlecht gelösten Schlüsselbeinen sowie ein Hirschkopf; beide mit flachen Nasen und knochigem Gesicht.
- Fig. 14. Menschenkopf und Ochsenkopf mit großer Stirn, dicker Nase, großem, fleischigem Gesicht und großen Augen.

- Fig. 15. Links der Kopf des Kaisers Caligula mit breiter Stirn und hohlen Schläfen, rechts der Kopf Nero's mit dickem Nacken.
- Fig. 16. Köpfe von Mensch und Schwein mit schmaler Stirn, Augenbrauen, die sich zur Nase senken und zur Schläfe hin ansteigen, dicker Nasenwurzel, harten, an den Eckzähnen angeschwollenen Lippen, aufgeworfenem Mund und fettem Hals.
- Fig. 17. Köpfe von Mensch und Esel mit runder, gewölbter Stirn, großen Ohren, großem Gesicht, dicken Lippen und vorstehenden Augen.
- Fig. 18. Zwei Köpfe mit runzlicher Stirn; der rechte hat im Oberkiefer schwache, weit auseinander stehende, im Unterkiefer starke, engstehende Zähne; der linke hat oben starke, vorstehende Eckzähne, unten spitze, gerade Zähne; der linke hat ein gespaltenes Kinn und blasige Ober- und Unterlider.
- Fig. 19. Köpfe von Mensch und Haushund mit heiterer Stirn, kleinen, gestreckten Ohren, spitzer Nase, länglichem Gesicht und dicken Oberlippen.
- Fig. 20. Köpfe von Mensch und Stier mit trüber Stirn, weiten Nasenlöchern und dickem, fleischigem Hals.
- Fig. 21. Kopf des Tyrannen Aktiolinus neben dem eines großen Jagdhundes mit einer Hautfalte über den Augen, mittelgroßen Ohren und stumpfer Nasenspitze.
- Fig. 22. Köpfe von Mensch und Affe mit sehr kleinen Ohren, platter Nase, kleinem, knöchigem Gesicht, mageren Wangen und sehr kleinen Augen.
- Fig. 23. Der Kopf des Kaisers Sergius Galba und ein Adlerkopf, beide mit Hakennasen.
- Fig. 24. Köpfe von Mensch und Hahn mit runder, an der Wurzel eingebogener Nase.
- Fig. 25. Köpfe von Mensch und Vogel mit sehr spitzer Nase, vorspringender, rauher Kehle und behaartem Rücken.
- Fig. 26. Gestalt eines edlen Pferdes und eines Menschen mit aufgestülpten Nüstern, hohlem Rücken und aufrecht erhobenem Gang.
- Fig. 27. Menschen- und Katzenkopf mit kleinem Gesicht, mageren Wangen, dünnen Lippen und kleinem Mund.
- Fig. 28. Köpfe von Mensch und Widder mit weiter Mundspalte und großen Pupillen.
- Fig. 29. Bild einer Pharaomaus mit kleinen Pupillen.

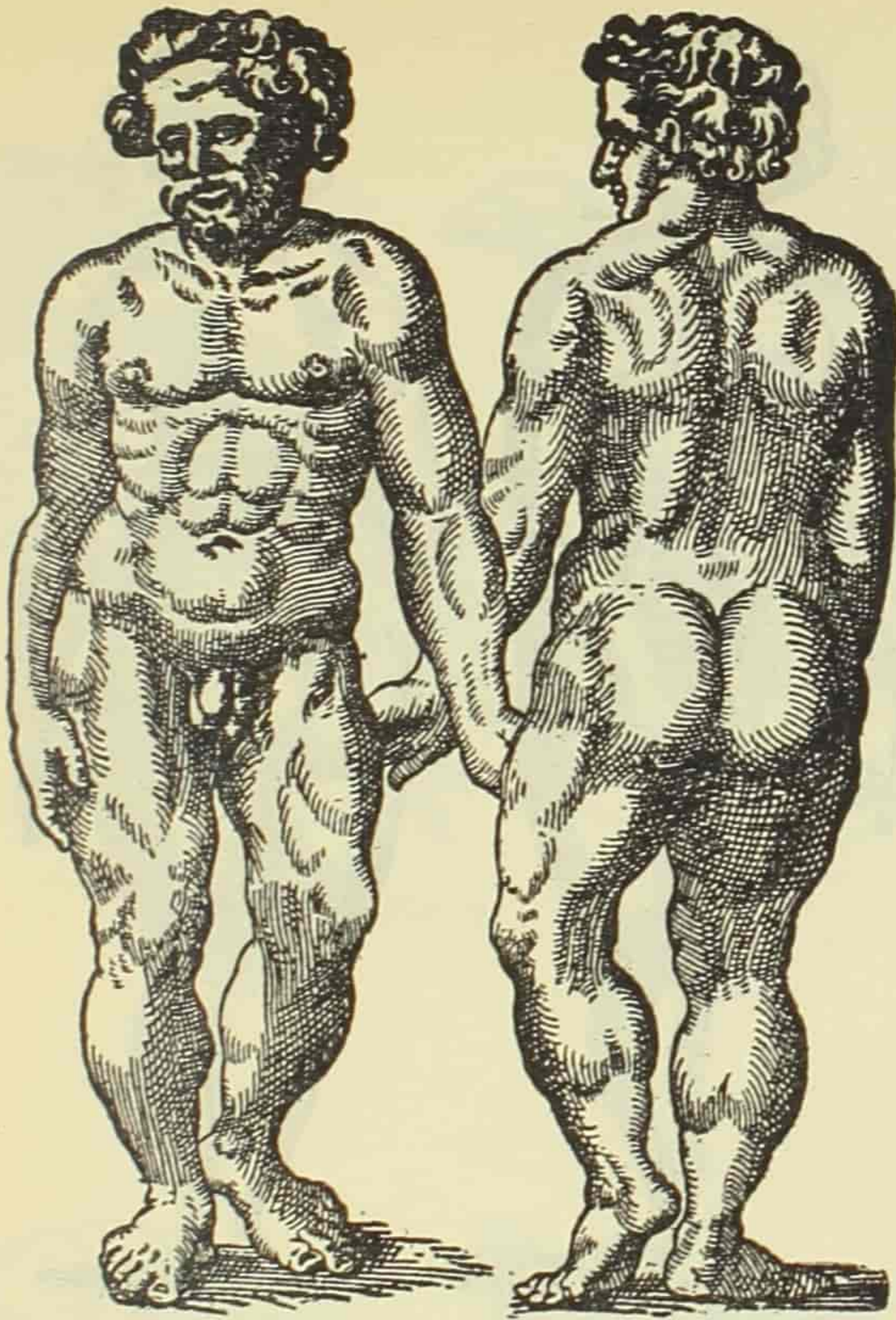


Fig. 1.



Fig. 2.

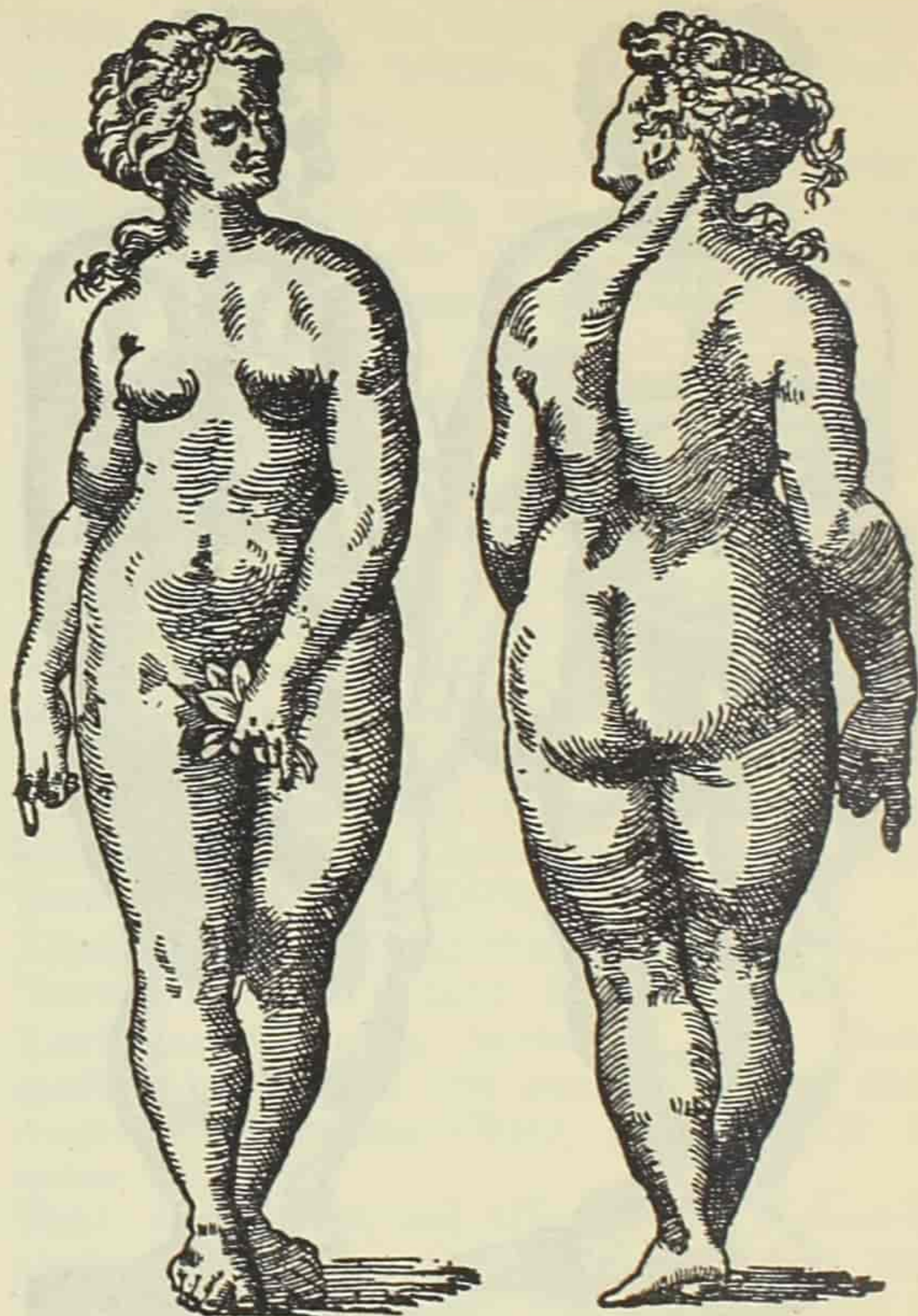


Fig. 3.

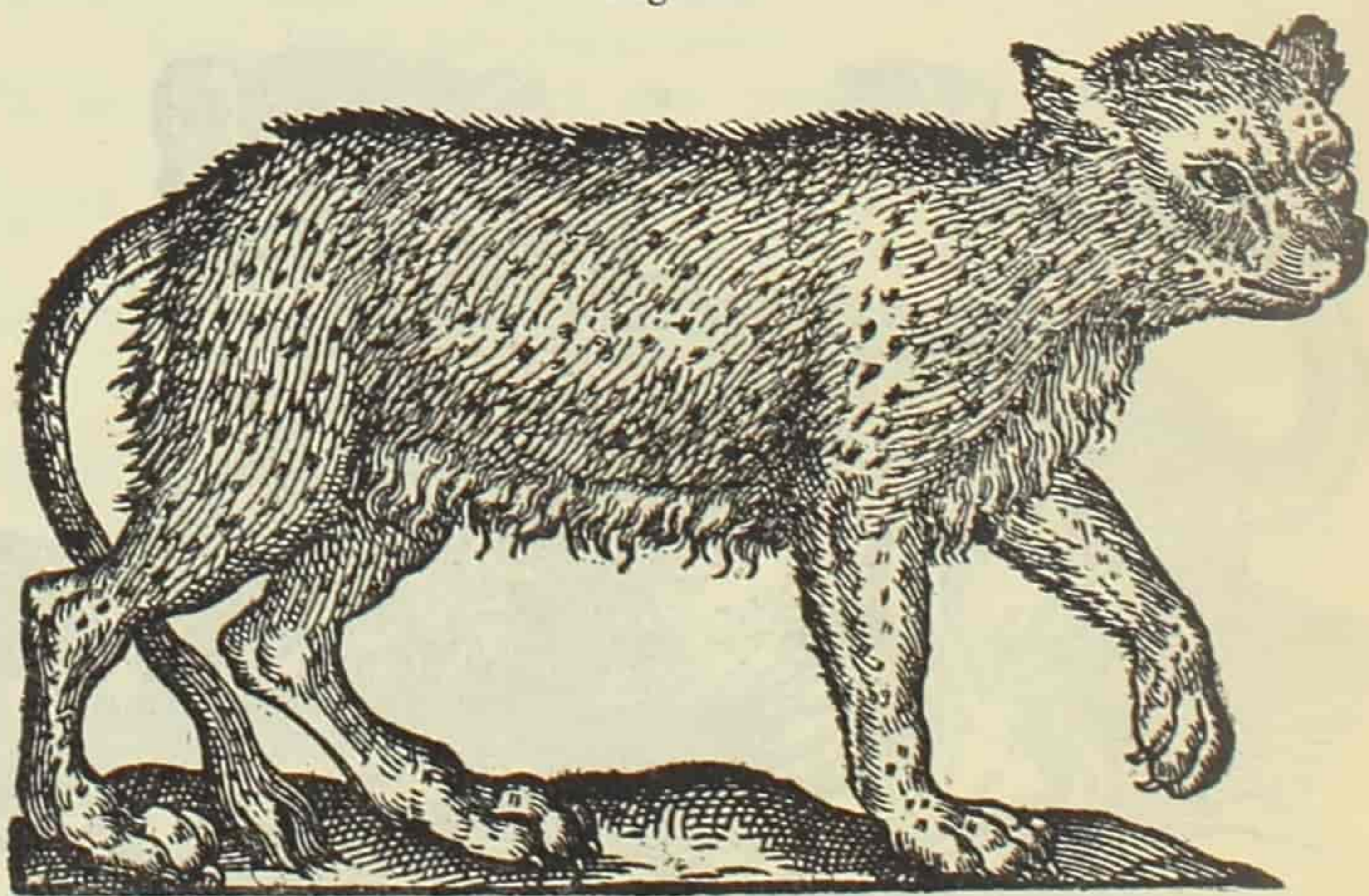


Fig. 4.

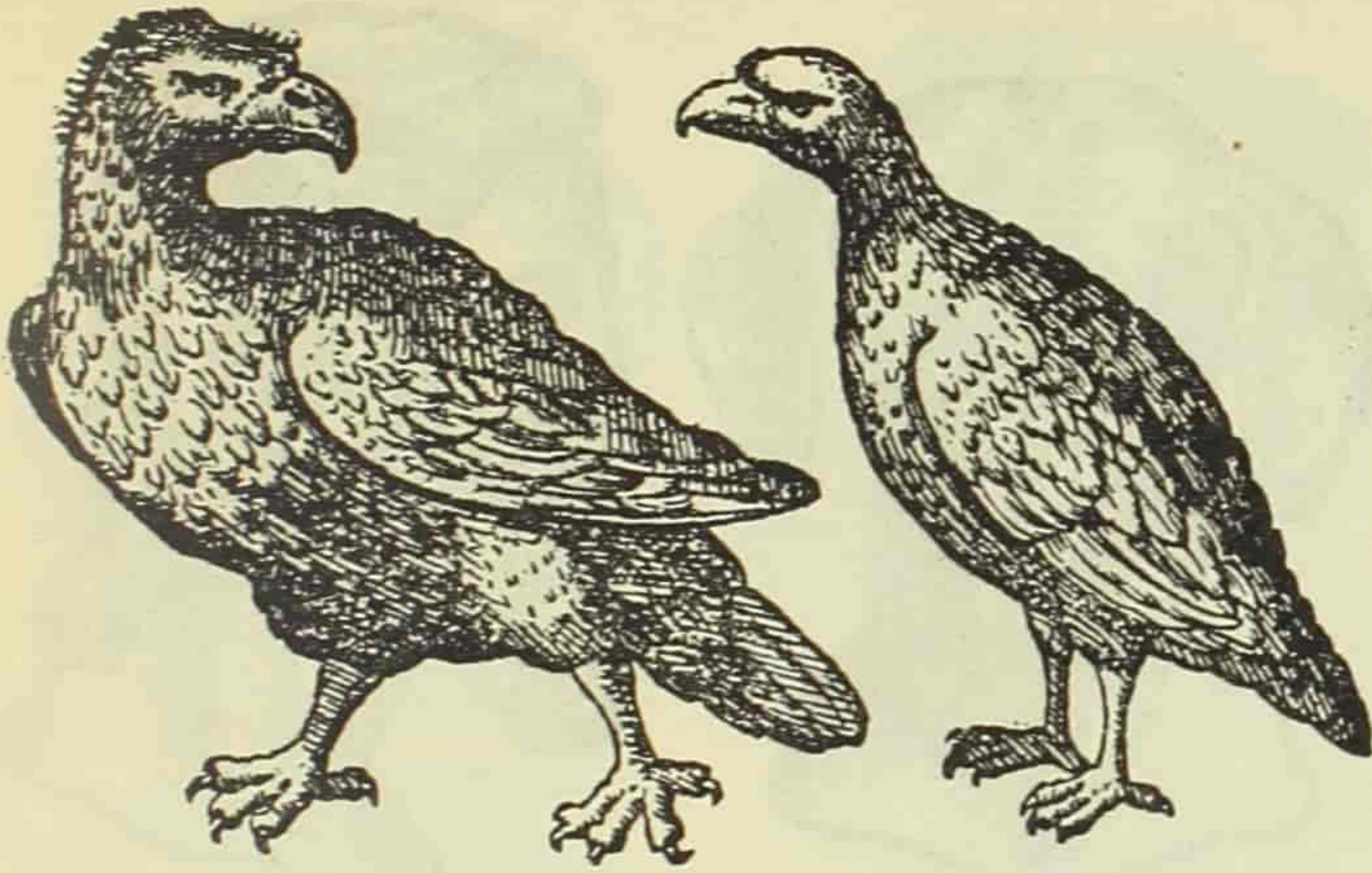


Fig. 5.

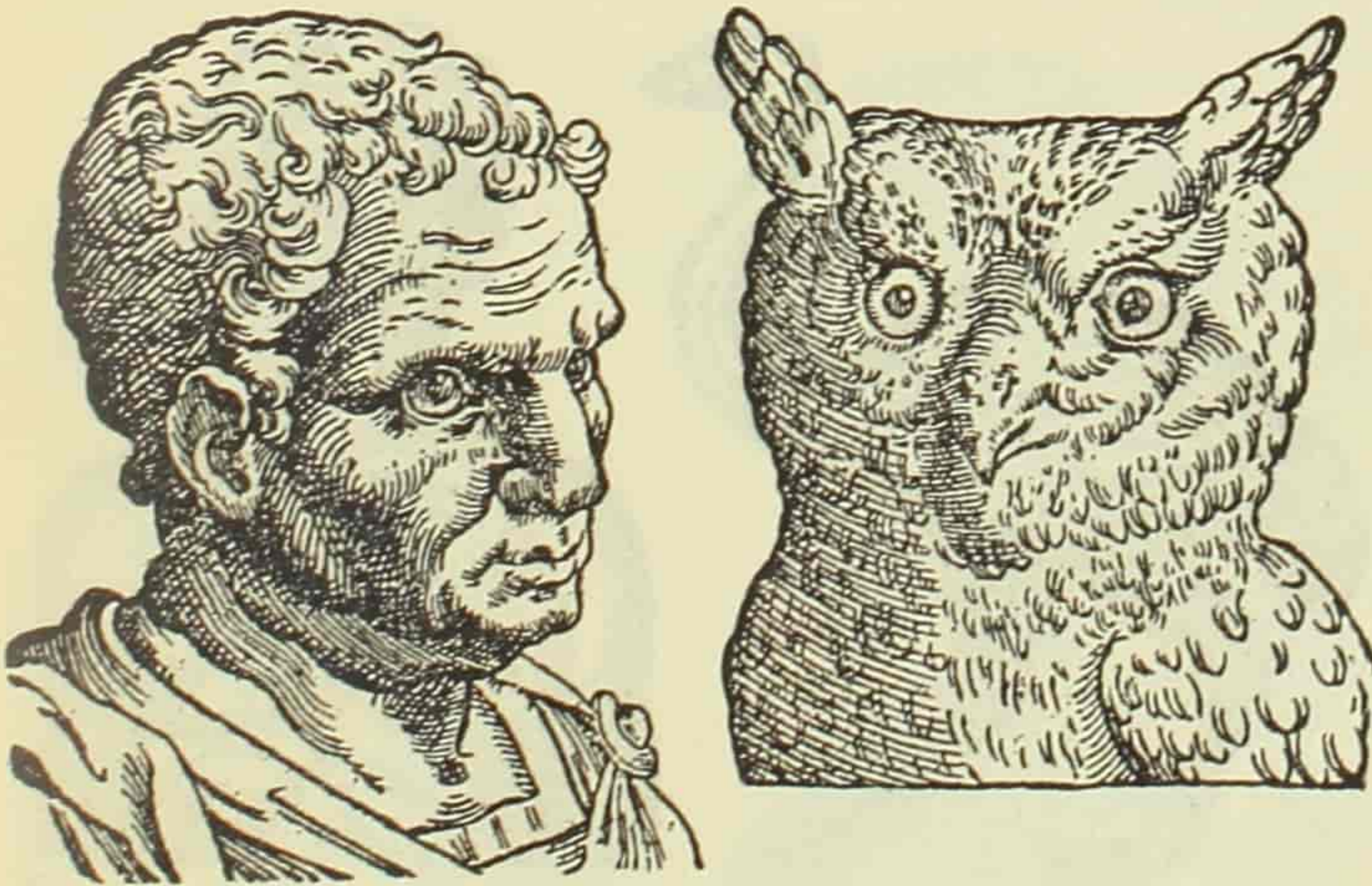


Fig. 6.

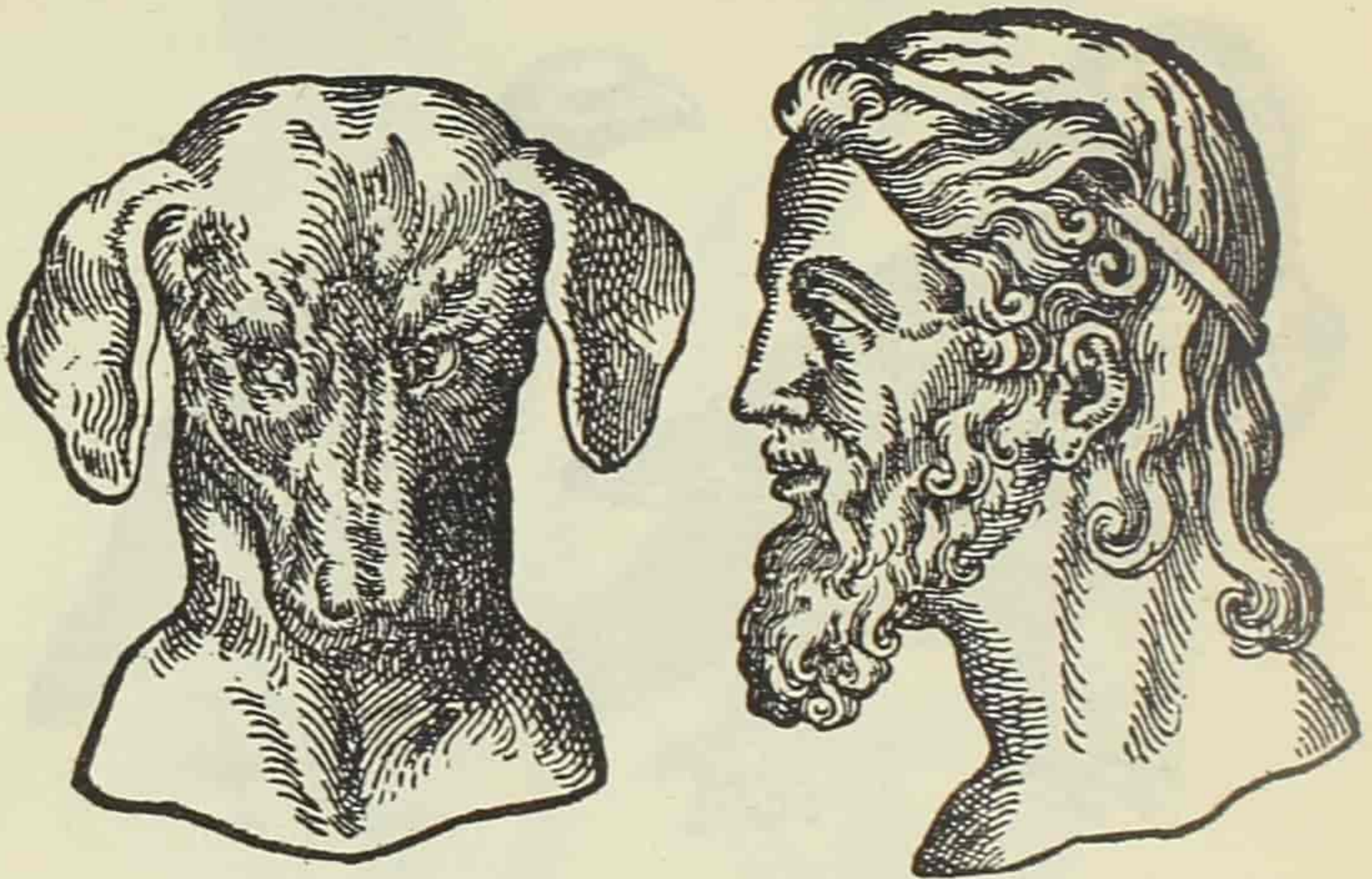


Fig. 7.



Fig. 8.



Fig. 9.



Fig. 10.



Fig. 11.

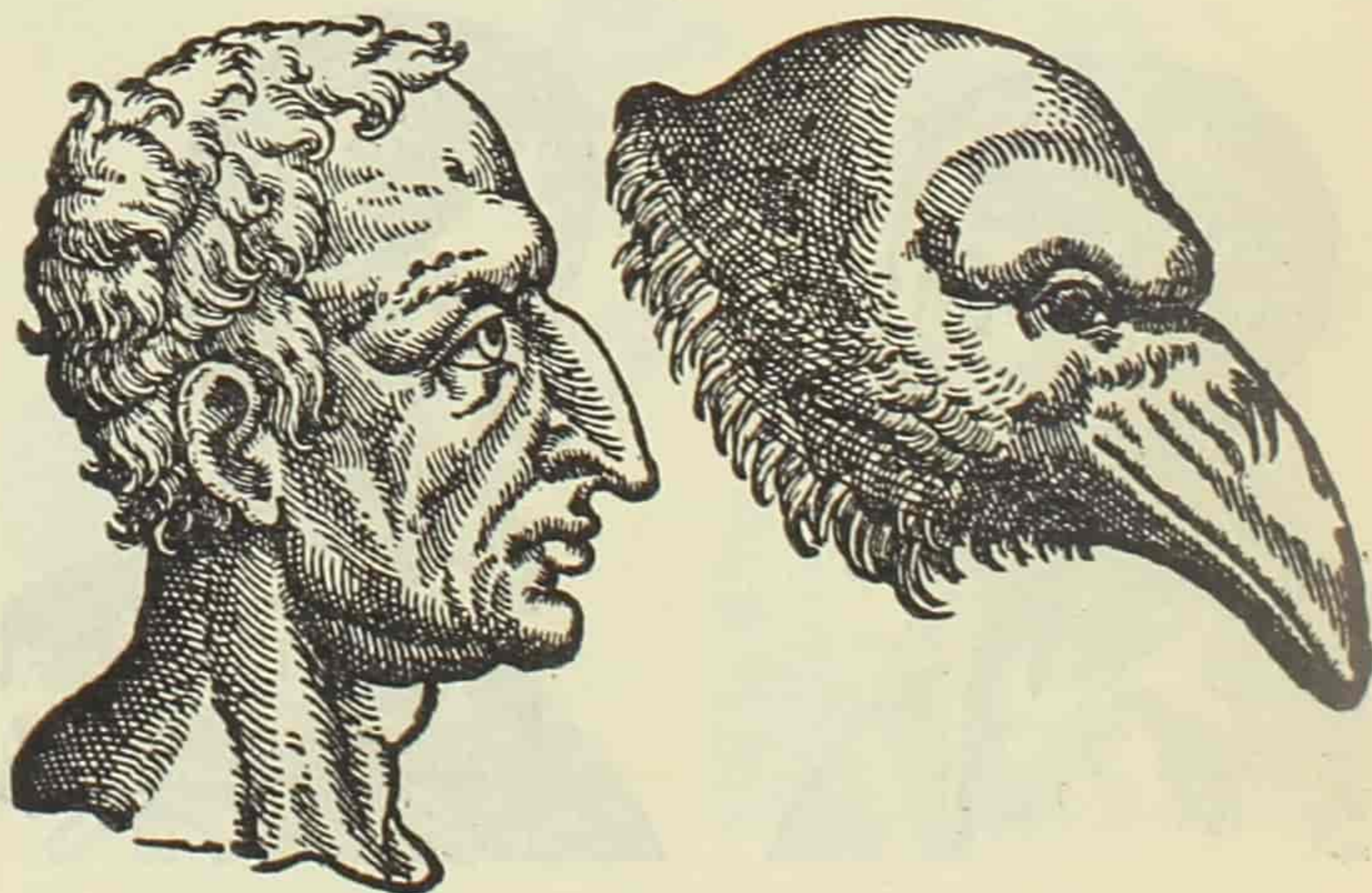


Fig. 12.



Fig. 13.



Fig. 14.



Fig. 15.

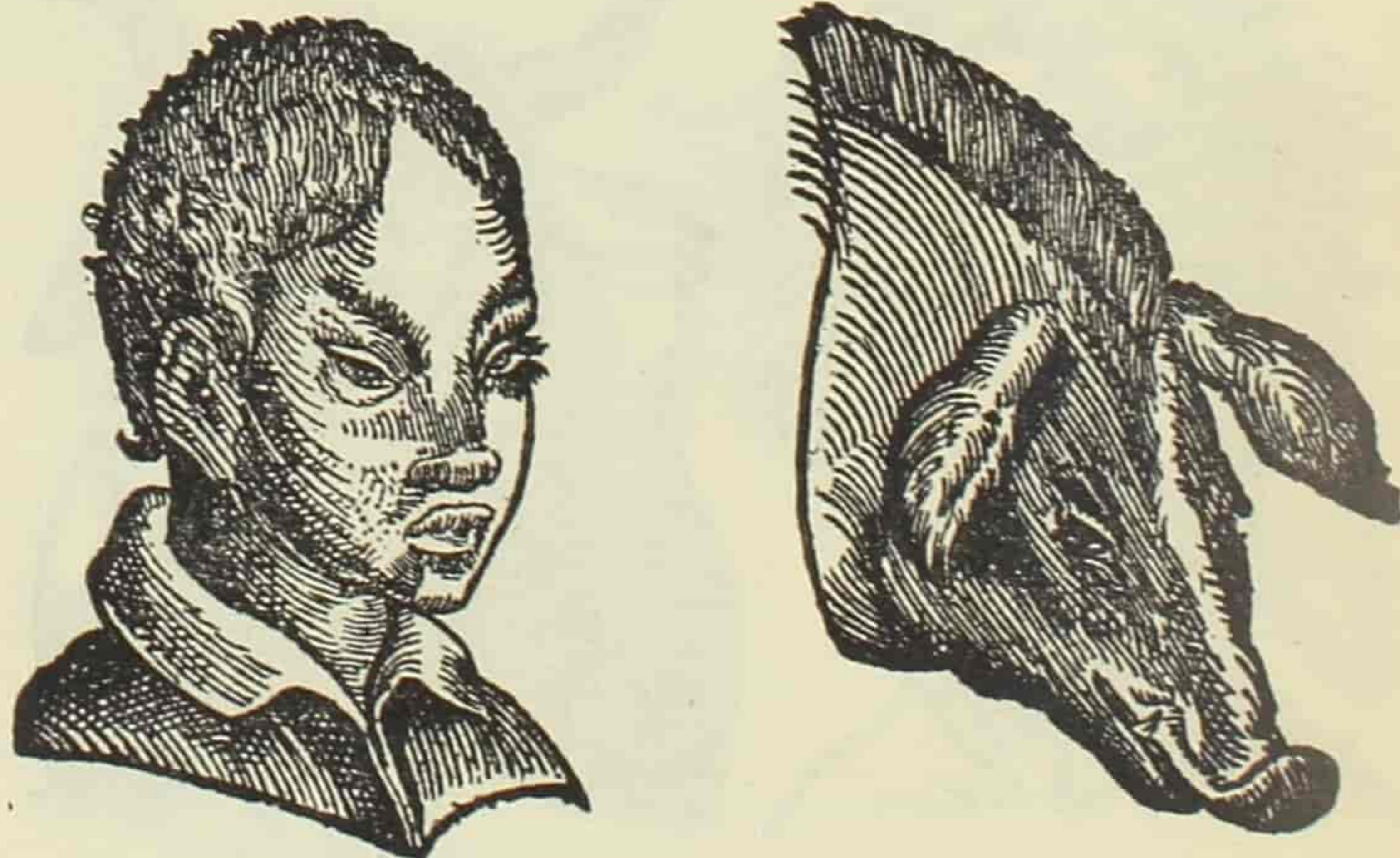


Fig. 16.

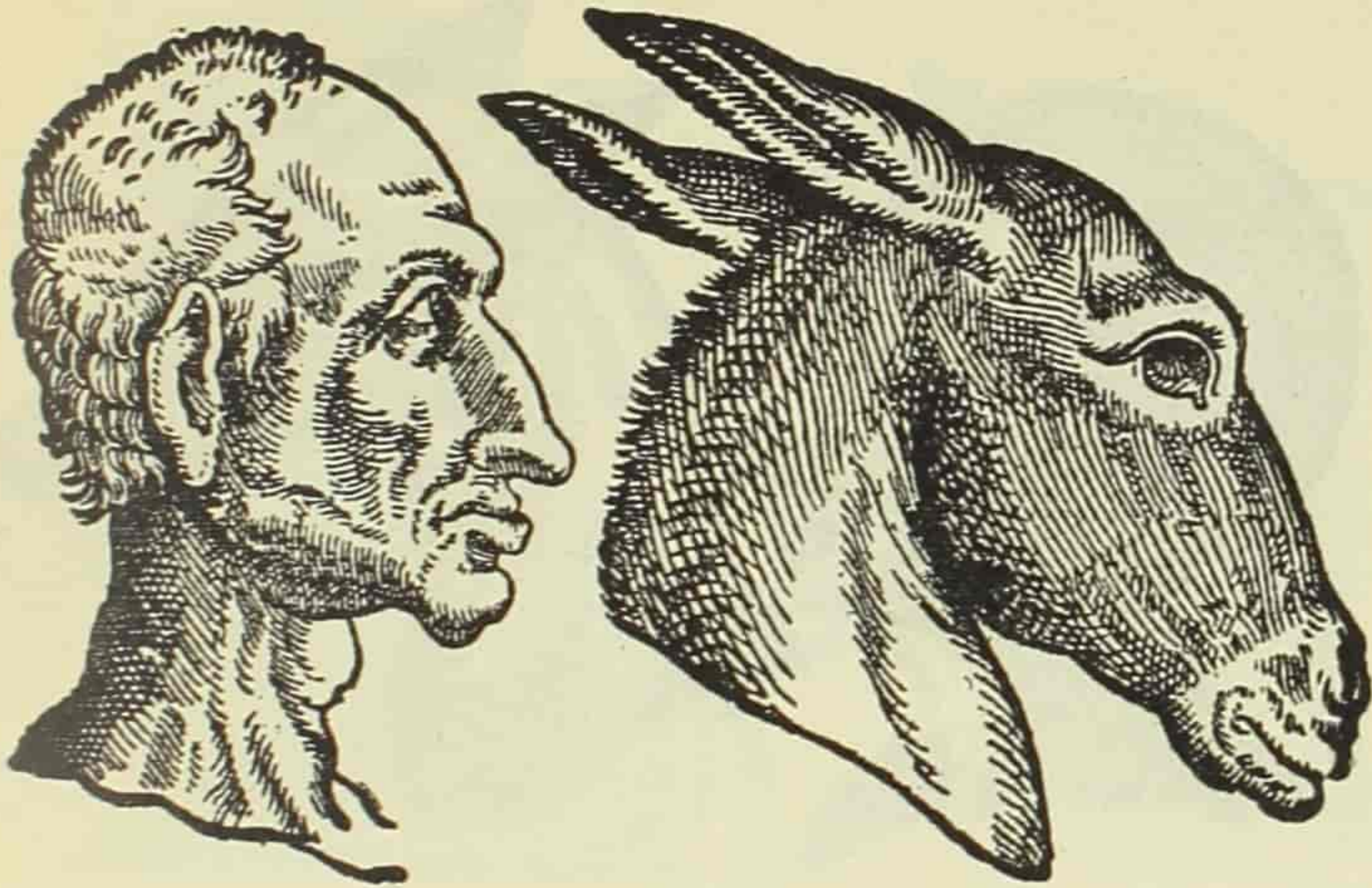


Fig. 17.



Fig. 18.



Fig. 19.

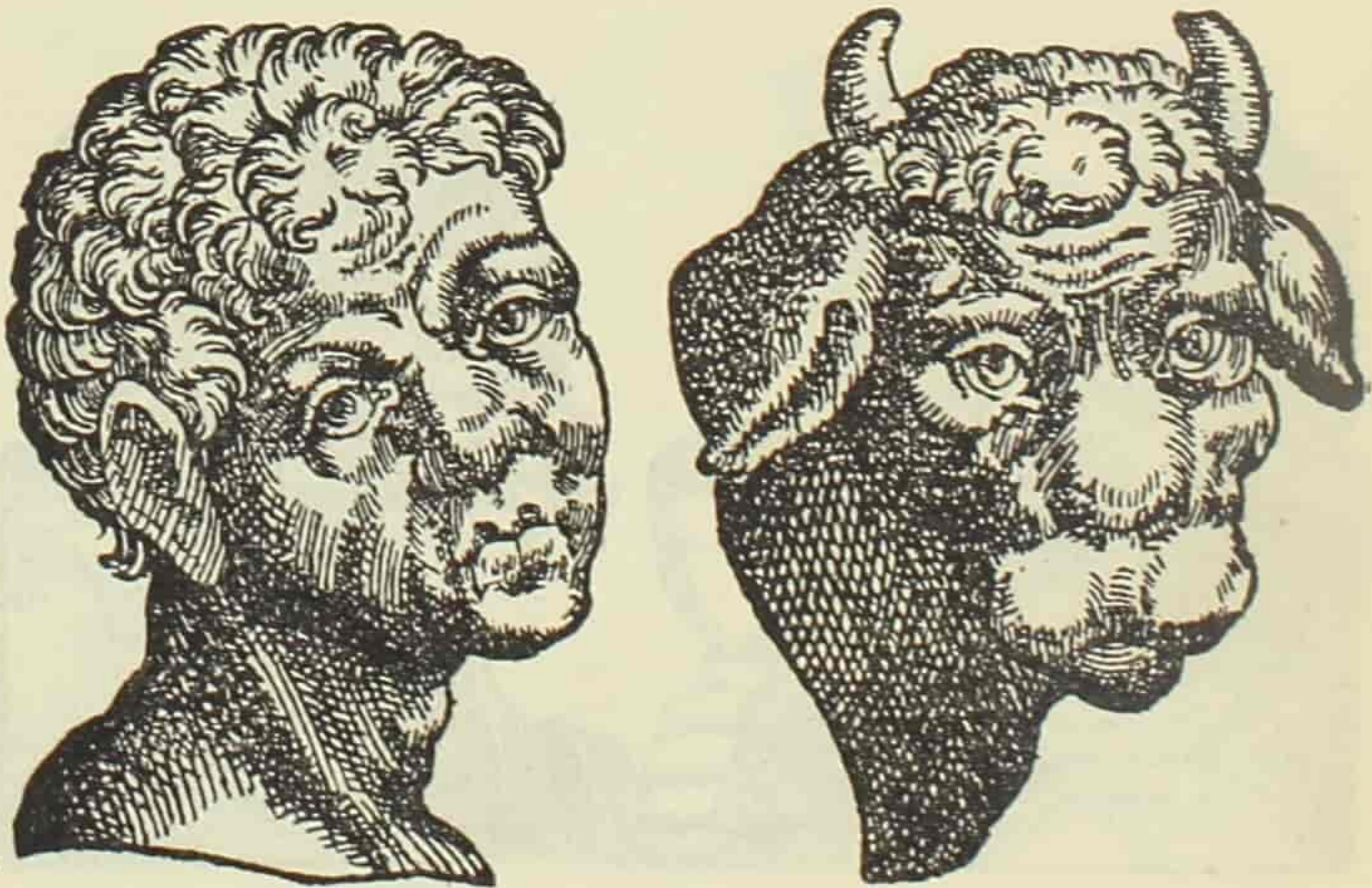


Fig. 20.



Fig. 21.

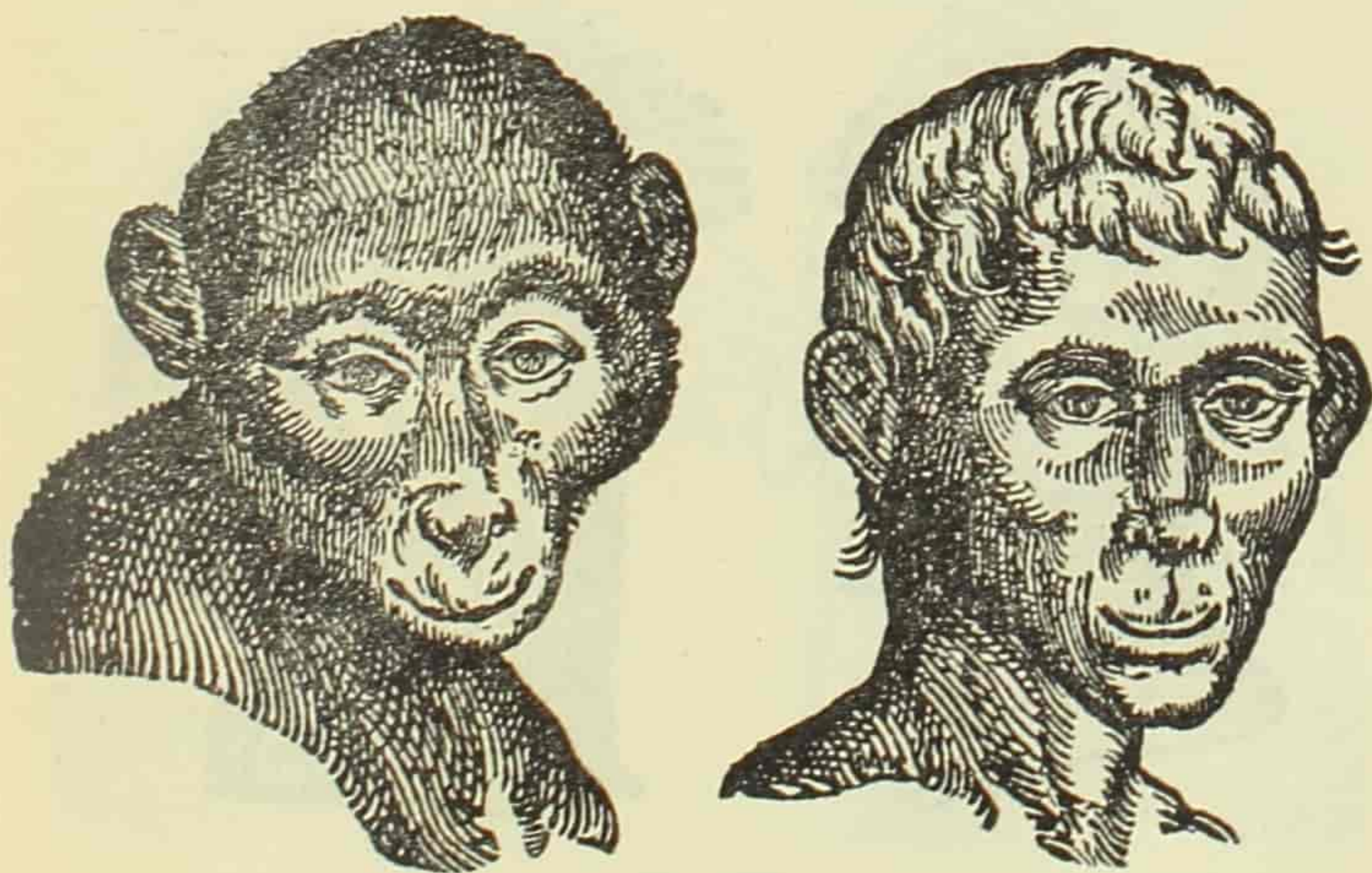


Fig. 22.



Fig. 23.

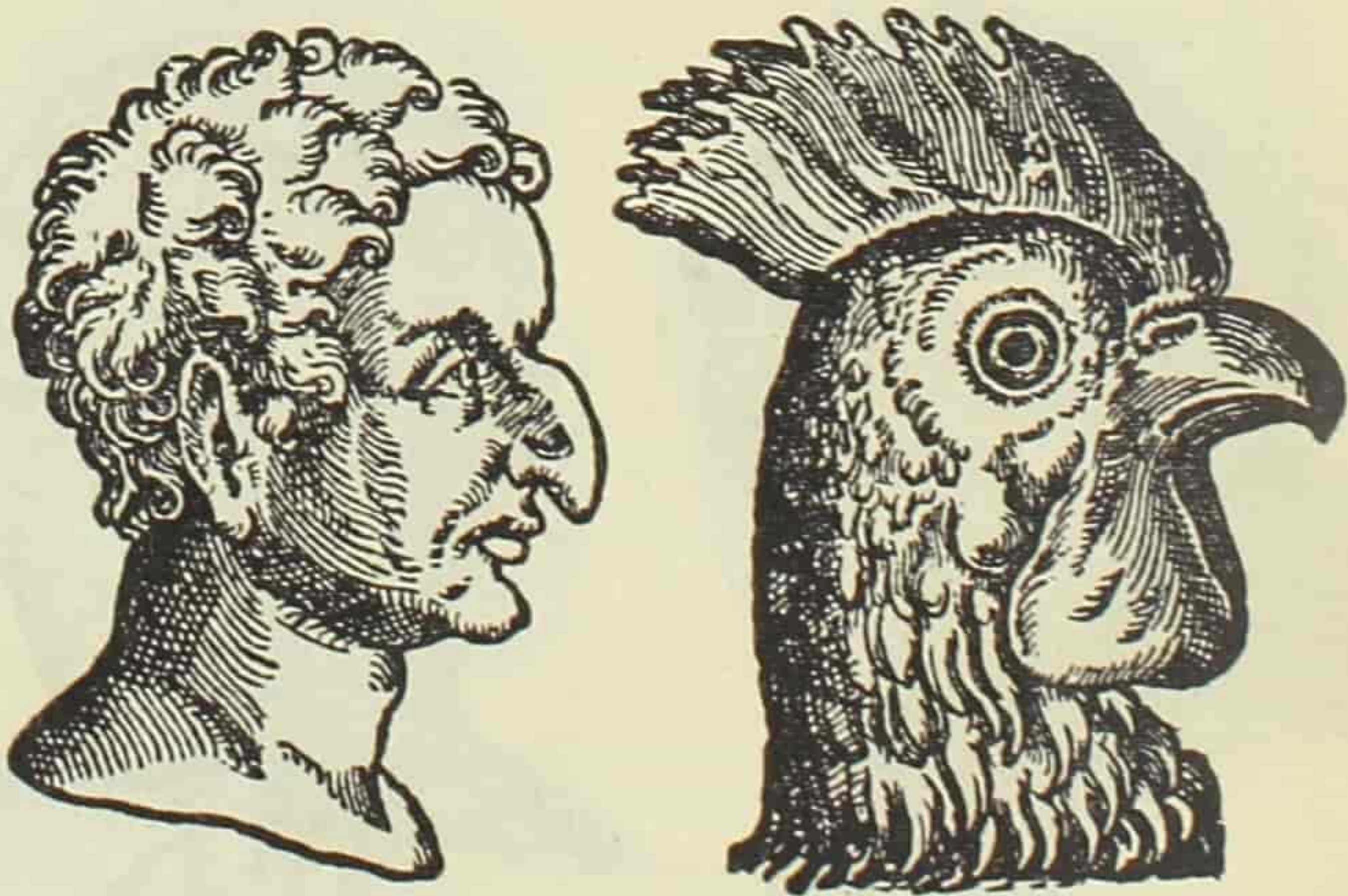


Fig. 24.

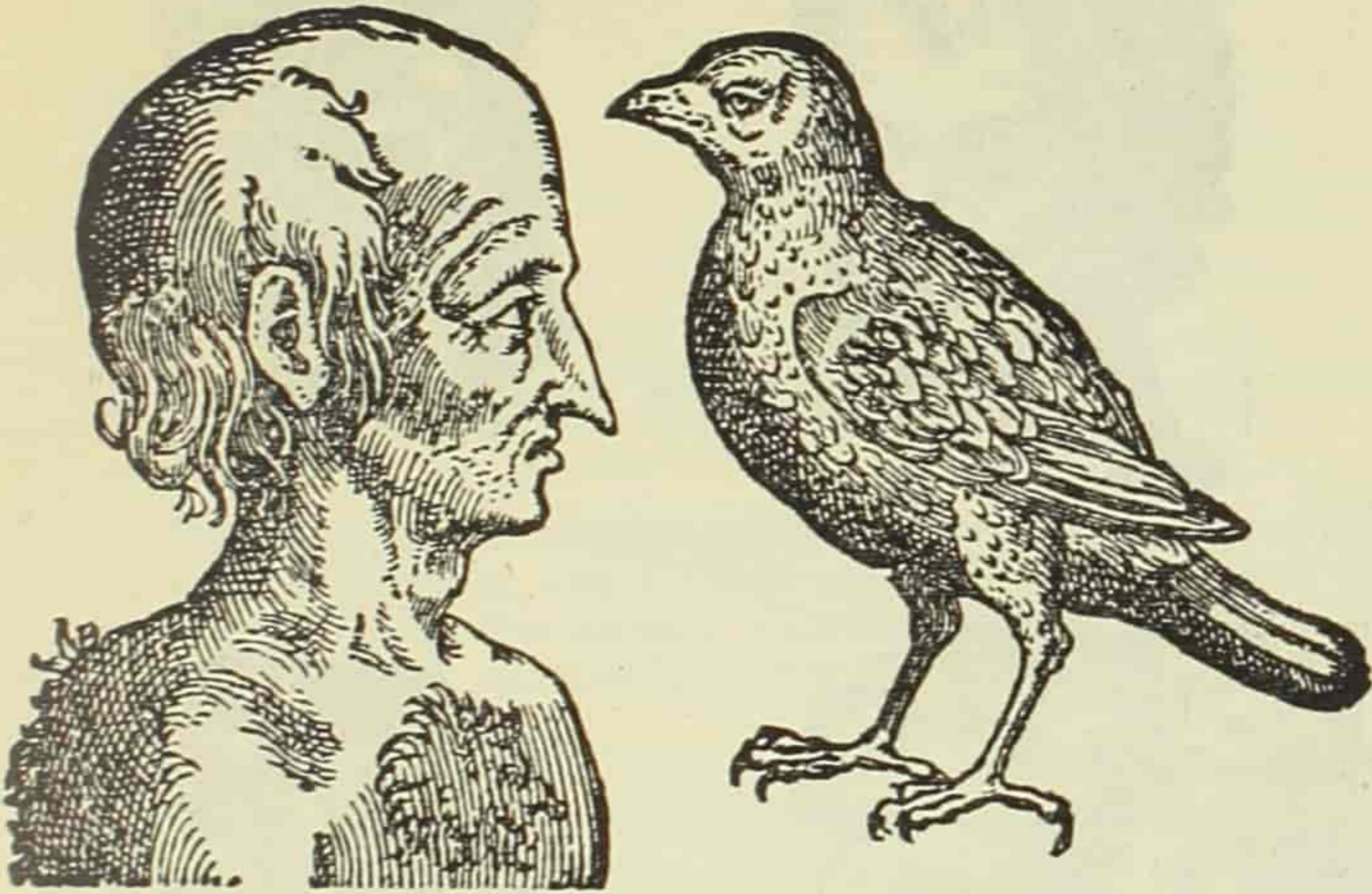


Fig. 25.

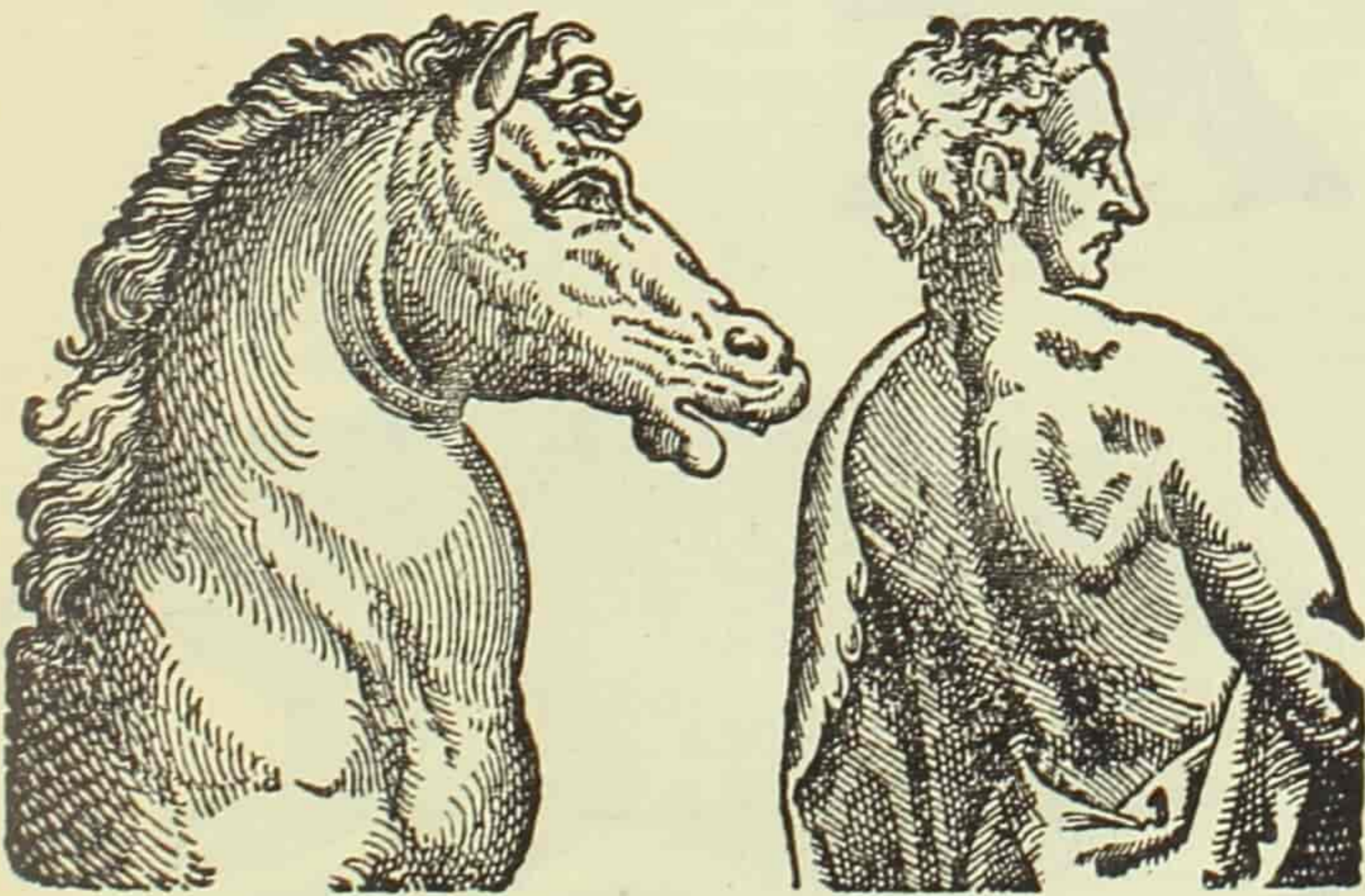


Fig. 26.



Fig. 27.



Fig. 28.

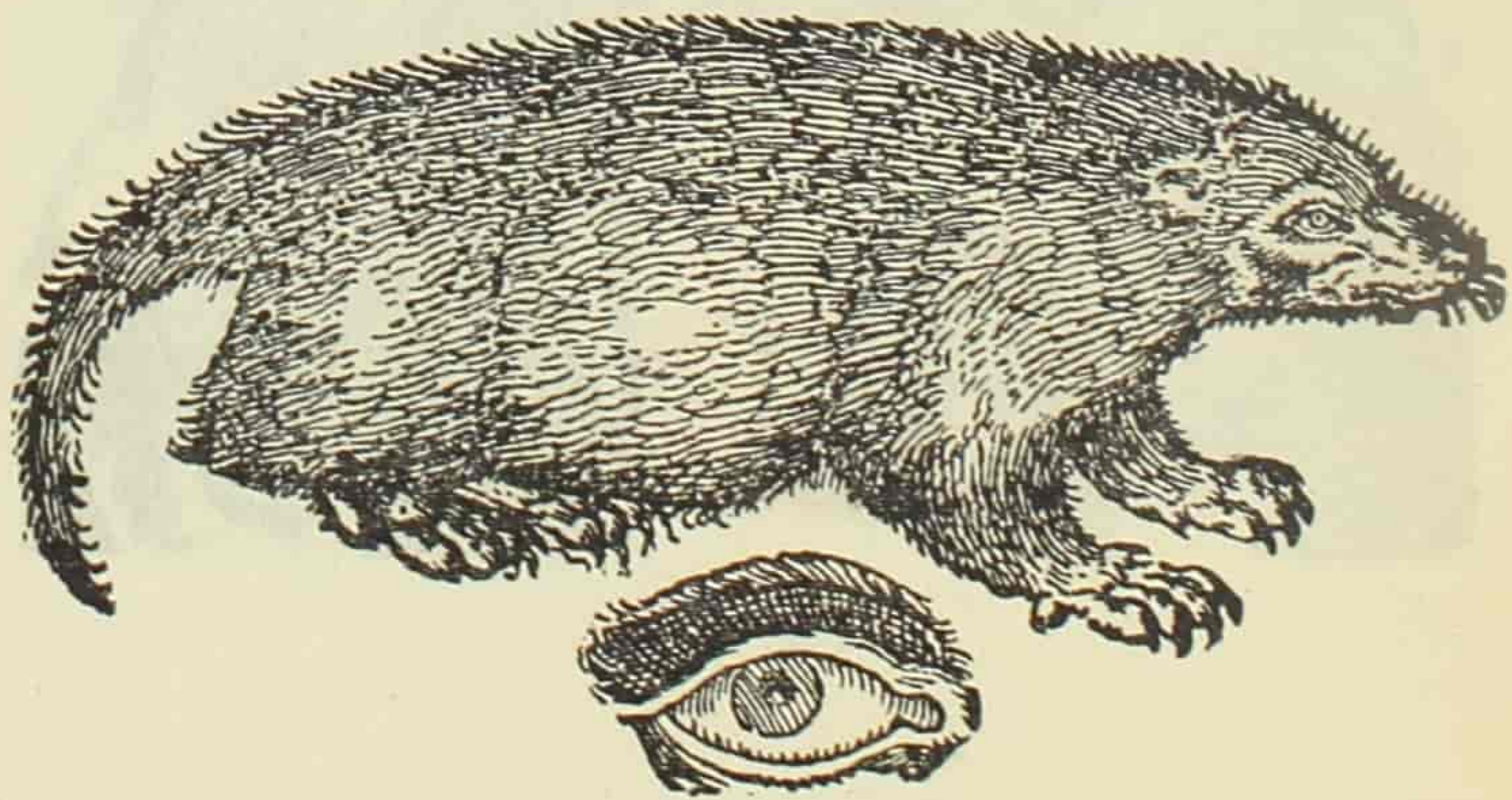


Fig. 29.

Anmerkungen des Übersetzers

Betreffs weiterer Literaturangaben verweise ich auf meine Kritische Bibliographie der Charakterologie, die laufend in der „Zeitschr. f. Menschenkunde“ (Verlag Kampmann, Heidelberg) erscheint und demnächst auch in Buchform herauskommen soll.

¹⁾ ad Polemon: Über Persönlichkeit und Leben dieses Mannes ist nichts Sicheres bekannt. Man kennt verschiedene Träger des Namens Polemon, der auch Polemo, Philemon, Palämon oder Polämon geschrieben wird (s. auch Anm. 13). In Athen lebte ein Philosoph Polemon, der ein Sohn des Philostrates, Schüler des Xenokrates und Lehrer des Zeno und Arkesilos war. — Dann gab es einen Polemon Periegeta mit dem Beinamen Helladikus, Schüler des Panaetius. — Ferner fand ich in der Literatur erwähnt einen Polemon aus Attika und einen Sophisten Polemon aus Laodicea. — Endlich lebte zu den Zeiten Trajans und Hadrians ein Redner Antonius Polemon, ebenfalls aus Laodicea, der 56 Jahre alt unter Antoninus Pius ums Jahr 144 starb (s. Foerster). Nach V. Rose (s. Anm. 16) starb er unter M. Aurel. Welcher der erwähnten Männer der Verfasser der erhaltenen Abhandlung über Physiognomik ist, steht nicht fest. Jedenfalls muß er vor Origenes gelebt haben, der ihn in seiner Schrift *Contra Celsum* L. 1. p. 26. anführt (s. Fabricius, *Bibliotheca Graec.* L. 3. c. 6.). Sein Buch, aus dem Porta zitiert, enthält in etwas anderer Anordnung und näherer Ausführung dasselbe wie die in Anm. 4 angeführte Schrift des Aristoteles; stellenweise gebraucht Polemon sogar dieselben Worte und Sätze wie Aristoteles. Die Bücher des Aristoteles, Polemon und Adamantius sind in der Folgezeit sehr viel benutzt worden und finden sich dauernd in der gesamten physiognomischen Literatur des Mittelalters mit und ohne Namensangabe der Verfasser wieder. — Näheres s. Rich. Foerster: *Scriptores Physiognomnici Graeci et Latini*, Bd. 1. In *Bibliotheca Script. Graec. et Roman.* Teubneriana, Leipzig 1893. (Man findet hier den arabischen und lateinischen Text des Polemon mit ausführlichen Anmerkungen.) — Rich. Foerster: *De Polemonis Physiognomonicis*, Kiel 1886. (Philologische Untersuchung der verschiedenen Handschriften. Vergleichende Textkritik.) — J. G. F. Franzius: *Scriptores Physiognomoniae veteres*, Altenburg 1780. (Enthält die Texte des Aristoteles, Polemon, Adamantius und Melampus, griechisch und lateinisch, mit eingehenden Anmerkungen.) — S. auch Anm. 23, Nikol. Petrejus.

²⁾ ad Adamantius: Adamantius ist bedeutend jünger als Polemon. Er soll ums Jahr 400 n. Chr. in Alexandria gelebt haben. Wahrscheinlich war er ein jüdischer Arzt und trat während der Amtsführung des konstantinopolitanischen Bischofs Atticus zum Christentum über. Mit Beinamen wird er gemeinhin der Sophist genannt. Drei Schriften sind unter seinem Namen auf unsere Zeit gekommen: *περὶ ἀνέμων*. — *περὶ ὀνείρων γενέσεως*. — *φυσιωγνωμονικά*. In dem letztgenannten, aus dem Porta zitiert, ist er der Paraphrast des Polemon. Sein Text ist vollständiger erhalten als der Polemons und in vielem genauer und zuverlässiger. — Näheres s. R. Foerster: *Script. Physiogn.* Bd. 1 a. a. O. (Griechischer Text des Adamantius nebst Anmerkungen.) — R. Foerster: *Quaestiones physiognomonicae*, Kiel 1890. (Textkritische Untersuchungen über Adamantius, Avicenna, Molinius usw.) — *La Phisionomie d'Adamant Sophiste, interpretée par J. Lebon*, Paris 1556. — Franzius a. a. O.

³⁾ ad Pythagoräer: Griechischer Philosophenbund in Kroton (Italien), der zu der Ärzteschule von Kroton in engsten Beziehungen stand. Sein Begründer, Pythagoras von Samos (etwa 575—500 v. Chr.), führte alles Körperliche und Geistige auf Zahlenharmonien zurück und ist der erste, von dem wir sicher wissen, daß er so etwas wie Physiognomik trieb. Seine Lehre von der Metempsychosis (Seelenwanderung) schließt das keineswegs aus, wie Porta an einer späteren Stelle (Buch 1. c. 3.) annimmt, sondern kann sogar als Beweis genutzt werden. Nach welchen Prinzipien Pythagoras die Physiognomien seiner Schüler prüfte, wissen wir nicht. Die Tatsache wird jedenfalls des öfteren erwähnt (s. z. B. Gellius, *Noct. Att.* I. 9. — und Porphyrius, *De vita Pythagorae*, p. 185, ed. Cantabr. 1655). Auch in späterer Zeit finden wir den gleichen Brauch, z. B. prüfte Sokrates genau Platos Gesicht und Gestalt, bevor er ihn als Schüler annahm (s. Apulejus, *De Philosophia*, I. 1.).

⁴⁾ ad Aristoteles: Aristoteles von Stagira (384—322 v. Chr.). Von seinen zahlreichen Schriften interessieren uns hier hauptsächlich die „*Physiognomonika*“, obwohl auch in seinen anderen Büchern sehr viele physiognomische Bemerkungen vorgefunden werden. Das erwähnte Buch ist das älteste erhaltene Werk dieses Gebietes; jedoch kann es nicht das erste sein, da Aristoteles sich im 1. Kapitel ausdrücklich auf frühere Bearbeiter beruft. Es ist ziemlich vollständig überliefert, muß aber, falls es wirklich von Aristoteles geschrieben wurde, was viele Gelehrte anzweifeln, von späteren Bearbeitern sehr grob behandelt sein, da es nicht die sonstige, klare, systematische Art dieses Philosophen zeigt, sondern sich oft wiederholt und ein seltsames Gemisch ungenauer Induktionen und Deduktionen enthält. Es beherrschte die physiognomische Literatur des ganzen Mittelalters, genau wie die anderen Lehren des Aristoteles jahrhundertlang als unabänderliche Dogmen verehrt wurden. Seine Beobachtungen und Spekulationen wurden ungeprüft übernommen, widersprechende, empirische Erkenntnisse wurden soweit umgebogen, daß sie in das Schema des Aristotelischen Textes paßten, wie wir das auch bei Porta sehen

(s. Anm. 26). Es ist interessant, daß mit Aristoteles, dem ersten Gelehrten, der versuchte, Gestaltkunde wissenschaftlich zu betreiben, jene unselige Spaltung in Somatologie und Psychologie anhebt, deren falsche methodologische Einstellung mehr als 2000 Jahre zu ihrer prinzipiellen Überwindung erforderte und deren unheilvolle Konsequenzen erst unsere Zeit ganz durchschaut hat (s. z. B. die Werke von C. G. Carus, besonders die „Symbolik der menschlichen Gestalt“, neu herausgegeben mit vorzüglichen, grundsätzlich klärenden Anmerkungen von Theodor Lessing, Celle 1925. — Theod. Lessing: Principien der Charakterologie, 1926, Halle. — G. R. Heyer: Das körperlich-seelische Zusammenwirken in den Lebensvorgängen, München 1925). — Von den zahllosen kritischen Textausgaben und Kommentaren erwähne ich nur folgende: R. Foerster: Script. Physiogn. Bd. 1 a. a. O. — R. Foerster: De Aristotelis quae feruntur physiognomonicis recensendis, Kiel 1882. (Vergleichender Bericht über die verschiedenen Codices.) — R. Foerster: De translatione latina Physiognomonicorum quae feruntur Aristotelis, Kiel 1884. (Lateinische Uebersetzung des griechischen Textes mit Anmerkungen.) — Franzius a. a. O. — Matthias Leucomannus Cygneus: Liber Aristotelis de physiognomia. Hieronymi Adami Bauczeni Elegia in physiognomiam Aristot., Leipzig 1517. — Ignatius Henrychowskius: Aristotelis, Polemonis, Adamantii doctrinae physiognomonicae in harmoniam redactae et emanatae, Vratislav 1868. — Die vielen Kommentatoren des Mittelalters findet man in meiner Bibliographie aufgeführt. — Nächst den „Physiognomonika“ zitiert Porta am häufigsten eine Schrift des Aristoteles an Alexander. Auch ihre Echtheit wird von den Fachgelehrten angezweifelt. Sie heißt *Secreta secretorum* und hat die Untertitel *De regimine principum* (regum, dominorum, ducum) vel de signis et moribus naturalibus hominis vel liber morum vel epistola Aristotelis ad Alexandrum. — S. R. Foerster: De Aristotelis quae feruntur secretis secretorum, Kiel 1888. (Enthält drei Texte aus verschiedenen Codices in lateinischer Übersetzung und umfangreiche historisch-kritische Ergänzungen.) — R. Foerster: Script. Physiogn. Bd. 2 a. a. O. — Die anderen von Porta angeführten Bücher, z. B. die „Probleme“ usw., gehören ihrem Hauptinhalt nach in andere Stoffgebiete und sind anderwärts nachzusuchen.

⁵⁾ ad Galen: Galen war ein hochberühmter Arzt. Er wurde im Jahre 129 n. Chr. (nach anderen Angaben 128 oder 130 n. Chr.) in Pergamon als Sohn eines wohlhabenden Architekten geboren. Nach ausgedehnten Reisen ließ er sich in Rom nieder, wo er eine umfangreiche Praxis ausübte. Gestorben ist er 201 n. Chr. Seine Ansichten beherrschten die Medizin des gesamten Mittelalters. Auf die physiognomische Literatur gewann er großen Einfluß durch seine humoralpathologische Lehre von den Temperamenten, deren er neun unterschied, vier einfache, vier zusammengesetzte und ein gemäßigtes oder gesundes (s. Anm. 9), und durch seine Lehre von den drei Seelen, die er von Plato und Aristoteles übernommen hat. (Plato unterscheidet drei Seelenarten, 1. die vernünftige Seele (λογιστικόν oder ἡγεμονικόν) im Gehirn, 2. die

zornbare Seele (*θυμοειδής*) im Herzen, 3. die begehrende und verabscheuende Seele (*ἐπιθυμητικόν*) in der Leber.) Wo Porta ganz allgemein von den Ansichten der Ärzte spricht, gibt er meistens Galen'sche Lehren wieder. Von den zahlreichen Schriften Galens, die noch nicht alle gedruckt sind, kommen für den Charakterologen hauptsächlich in Frage *Quod mores sequi. temper. corp.* und *De usu partium human. corp.* Seine fein ausgebaute Semiotik (Krankheitsdiagnostik nach äußeren Zeichen) verlangte geradezu nach physiognomischer Verarbeitung. So führte z. B. seine Lehre vom Puls (*De differentia pulsuum*), die er im Prinzip von der Ärzteschule der Pneumatiker (Athenaeus Attalensis, Agathinus (*De pulsibus*), Chrysermus usw.) übernommen hatte, zu einer ganz differenzierten Deutungskunst des Charakters aus der Beschaffenheit des Pulses.

⁶⁾ ad Hippokrates: Hippokrates stammte aus einem alten Asklepiadengeschlecht, wurde auf der Insel Kos um das Jahr 460 v. Chr. geboren und starb 377 v. Chr. in Larissa, lebte also etwa zur Zeit der 80. Olympiade. Die zahlreichen Anekdoten, die sich um sein Leben ranken, haben ihn zu einer fast mythischen Persönlichkeit gemacht. Er war der berühmteste Arzt des Altertums und der Begründer der Humoralpathologie. Seine äußerst scharfe Beobachtungsgabe ließ ihn viele physiognomisch wertvolle Bemerkungen machen. So lieferte er z. B. eine genaue Beschreibung der Gestalt und des Ausdrucks des Gesichtes von Sterbenden, die noch heute in dem medizinischen Fachausdruck *Facies hippokratika* fortlebt. — In seinen Schriften finden sich viele Bemerkungen zur allgemeinen („moralischen“) und besonders zur medizinischen Physiognomik. Im 2. Buch seines Werkes *De morb. vulg.* spricht er ausführlicher von ihr. Anutius Foesius, der eine Herausgabe seiner Schriften besorgte (Frankfurt 1624), überschrieb das betreffende Kapitel „*Physiognomonikon*“. — S. weiter *De morb. epid.* — *De aquis, aere et locis.* (Ableitung des Nationalcharakters aus den Faktoren der Umwelt.) — *De astrologia.* (Petrus de Abano übersetzte es im 14. Jahrh. ins Lateinische, s. Anm. 26.) — S. auch Anm. 25. Nikol. Petrejus.

⁷⁾ ad Avicenna: Avicenna oder Honain Abu Ali ben Sina oder Ebn Sina oder Ibn Sina lebte von 980—1037. Er war der berühmteste arabische Arzt und genoß eine ähnliche Autorität wie Aristoteles und Galen. Er schrieb ein fünfbandiges Lehrbuch der Medizin, den „umfangreichen Kanon“, der sich auf Galen stützt, und beschäftigte sich viel mit Astrologie (s. *De stellis fixis*). Vergl. die unter 2. angeführte Schrift von R. Foerster: *Quaest. physiogn.*

⁸⁾ Hinweis auf sein Buch *Phytognomonika*. S. Einleitung des Herausgebers.

⁹⁾ Nach humoralpathologischer Anschauung setzte sich der Körper des Menschen aus den vier Kardinalsäften (*humores*) zusammen: Blut (*sanguis*), Schleim (*phlegma*), schwarze Galle (*melancholia*) und gelbe Galle (*cholera*). Der am meisten überwiegende Saft bestimmte den Charakter der Mischung (Mischung = *temperamentum*). Dies war die Grundlage der Lehre von den vier Temperamenten, die also anfangs

rein morphologisch aufgefaßt wurden. Schon wenig später begründete man die Temperamente mit vier Eigenschaften des Körpers, mit dem Mischungsverhältnis von Hitze, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, indem man die alte Elementenlehre des Empedokles (s. Anm. 10) in die Humoralpathologie einbezog. Hier beginnt bereits die funktionale Betrachtungsweise, bis dann später das rein Bildhafte des Temperamentum, der Mischung, ganz vergessen wurde und man unter Temperament lediglich die Art der Reaktionsabläufe verstand. Wenn Porta vom Melancholiker redet, meint er damit den schwarzgalligen Menschen, wie er „leibt“ und „lebt“ (so drückt es die tiefe Weisheit der Volkssprache aus), während wir dabei nur an psychische Dynamik zu denken pflegen, deren leibliche Grundlage wir ganz vergessen haben. Dieser Wandel in der Auffassung der Temperamente geht mit der Entwicklung der Psychologie konform, die als reine Bewußtseinslehre nur noch funktionelle Abläufe kannte. Erst neuerdings beginnt die Wissenschaft eine späte Umkehr in die Gestaltenkunde, in der die Ganzheit des Lebendigen im Vordergrund steht. — Die klarsten und besten, grundsätzlich Neues bringenden Arbeiten in dieser Hinsicht sind die in Anm. 4 erwähnten von Theodor Lessing.

¹⁰⁾ ad Empedokles: Empedokles von Agrigent (heute Girgenti) in Sizilien, der bekannte Philosoph, begründete die Lehre von den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde, denen die vier Grundqualitäten Wärme, Feuchtigkeit, Kälte und Trockenheit entsprechen sollten, deren Harmonie die Gesundheit bedinge.

¹¹⁾ ad Hermes: In der Literatur wird des öfteren ein Hermes Trismegistus erwähnt, der sich mit Astrologie und Physiognomik beschäftigt haben soll. Er ist eine sagenhafte Persönlichkeit, angeblich ein Zeitgenosse von Moses. An Werken werden ihm (wohl fälschlich) zugeschrieben: De Melomantia. — Iatromathematica. — Centiloquium. — Über sein Leben ist nichts Näheres bekannt.

¹²⁾ ad Trogus: In der Literatur finde ich nur einen Trogus Pompejus erwähnt, der ums Jahr 9 n. Chr. lebte. Er verfaßte die erste lateinische Universalgeschichte (Historiae Philippicae), von der nur die Prologi und ein Auszug von Justinus erhalten sind. Außerdem soll er verschiedene botanische und zoologische Werke geschrieben haben. Näheres s. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur.

¹³⁾ ad Philon: Außer dem Namen Philo aus Lakedämon ist von diesem Mann nichts mehr bekannt. Aristoteles, der ihn angeblich zitiert haben soll, nennt ihn nicht. Von verschiedenen Seiten ist die Vermutung geäußert, es liege eine Verwechslung mit Polemon vor, dessen Name öfters ähnlich abgewandelt angeführt wird (s. Anm. 1).

¹⁴⁾ ad Loxus: Loxus, Loxius oder Loxias (erwähnt auch bei Origenes Contra Cels. I. p. 26.). Sicheres über ihn ist nicht bekannt. Λόξιος heißt der Schwankende und war ein Beinamen des Apollo, der zugleich seine Weissagungsgabe und die Unbestimmtheit seiner Orakel bezeichnen sollte. Falls er überhaupt eine historische Persönlichkeit war, muß er vor Aristoteles gelebt haben. Seine angebliche Schrift De Phy-

siognomia ist verlorengegangen. Er soll als Erster methodisch Menschen und Tiere verglichen haben. Manche Forscher vermuten, dieser Loxus sei identisch mit dem berühmten Arzt Eudoxus von Knidos, der ein Freund Platos und des griechischen Arztes Chrysippus aus der Ärzteschule von Knidos war.

¹⁵⁾ ad Ptolemaeus: Claudius Ptolemaeus Alexandrinus, berühmter Philosoph und Mathematiker, gehört der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. an. Er war gebürtig aus Pelusium, einer erzbischöflichen Stadt Ägyptens im alexandrinischen Patriarchat, und lebte unter M. Aurelius Antoninus. Die Griechen nannten ihn θαυμάσιος, den Wunderbaren. Er beschäftigte sich viel mit Astrologie und schrieb ein Buch Μεγάλη συντάξις = Magna constructio oder compositio, gewöhnlich De astrorum judiciis genannt. Dieses Werk spielte später in der arabischen Literatur eine große Rolle, in der es als Almagest bezeichnet wird (von το μέγιστον = das Größte, zum Unterschied von einem kleineren Codex). Es wurde unter dem Kalifen Abdalla Almamum ins Arabische übersetzt (s. Herbelot, Bibl. orient.) und häufig kommentiert. Durch viele Excerpte und Nachahmungen ging der Almagest in andere Literaturkreise über, z. B. den jüdischen. S. Anm. 24.

¹⁶⁾ ad Apulejus: Apulejus soll ums Jahr 130 n. Chr. geboren sein. Sicher lebte er im 2. Jahrhundert n. Chr. Näheres s. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur. — Sein physiognomisches Buch enthält Auszüge aus Loxus, Aristoteles und Polemon. Der Name des Verfassers war zeitweise vergessen. S. Val. Rose: Anecdota graeca et graecolatina, Berlin 1864. (Enthält neben guten historisch-kritischen Einleitungen den Text des Werkes und des Egidius Corboliensis Metra de Physonomiis (De signis morborum Liber 4.), die einen Auszug aus dem Buch des Apulejus in metrischer Form darstellen. S. auch Choulants Ausgabe der Carmina medica Aegidii Corboliensis, Lips. 1826.) — R. Foerster: Script. Physiogn. Bd. 2 (Anonymi de Physiognomia Liber latinus). — Das Buch des Antonius Molinius: De diversa hominum natura, prout a veteribus Philosophis ex corporum speciebus reperta est, cognoscenda liber, Antonii Molinii Matisconensis diligentia nunc primum in lucem emergens, Lugduni 1549, ist identisch mit der Schrift des Apulejus. Es ist sehr selten, ein Exemplar befindet sich in der ehem. Kgl. Bibl. Berlin. Italienische Ausgabe unter dem Titel: Fisionomia con grandissima brevità raccolta da i libri di antichi Filosofi, nuovamente fatta volgare per Paolo Pindzio. Et per la diligenza di M. Antonio del Moulin messa in luce, Lyon 1550. Ebenfalls äußerst selten. Vorhanden soll es sein in der Mailänder Bibliotheca Braydensis und in der Pariser Nationalbibliothek. — R. Foerster: Quaestiones physiogn. a. a. O. — R. Foerster: De Apul. quae fertur phys. recens., Anal. philol. suppl. 15 p. 563 op. — E. Kelter: Apul. qua fertur physiognomoniam quando composita sit, Kiel 1890, Diss.

¹⁷⁾ ad Chrysippus: Der Philosoph Chrysippus (280 bis 209 v. Chr.) gehörte der stoischen Schule an. Seine Lehrer waren Zeno Cittieus (aus Kittion auf Cypern), ein Zeitgenosse des mazedonischen Königs Antigones Gonatas, und

Cleanthes Assius, die beide verschiedentlich von Porta angeführt werden (s. Diogenes Laertius, De vitis Philos. Lib. 7. c. 1 und 2). Ein anderer Chrysippus war ein berühmter Arzt aus der Schule von Knidos und lebte im 4. Jahrhundert v. Chr. (s. Anm. 14).

¹⁸⁾ ad Scotus: Michael Scotus, ein Schottländer, lebte im 12./13. Jahrhundert, er starb im Jahr 1235. Nähere Nachweisungen s. Fabricius, Bibl. med. et inf. Latin. To. 5. p. 235. Seine Schriften sind unkritisch und außerordentlich verworren. Die Hauptwerke sind: De secretis Naturae sive de procreatione et hominis physionomia. (Es ist dem Kaiser Friedrich II. zugeeignet. Die beiden ersten Teile handeln von den Zeichen und Deutungen der Schwangerschaften, der Temperamente und Komplexionen, der Träume, der Ahnungen und des Niesens, der dritte Teil enthält eine Physiognomik nach Aristoteles, Polemon und Adamantius. Das Wort Physiognomik wird von dem Namen eines alten Gelehrten abgeleitet, der angeblich Physio geheißen haben soll [!]). — Ferner: De Chiromantia.

¹⁹⁾ ad Lactantius: Lactantius Lucius Coelius Firmianus war ein lateinischer Kirchenvater z. Zt. Konstantins d. Gr. Ums Jahr 300 Lehrer der Beredsamkeit in Nikomedien. Kirchenschriftsteller.

²⁰⁾ ad Albertus: Albertus Magnus von Bollstädt lebte von 1193—1280 und war Bischof zu Regensburg. Er zeichnete als erster einen in verschiedene Regionen abgeteilten Kopf, um bestimmte physiognomische Beziehungen festzulegen. De secretis mulierum, Argentor. 1601. (Enthält auch Scotus De secretis s. Anm. 18.) — De animalibus. — Albertus' des Großen Kunst, die Menschen kennen zu lernen. Ursprünglich aus alten Handschriften gezogen und jetzt zum ersten Male deutsch herausgegeben von Ephraim Benson. Mit physiognomischen Bemerkungen von Adamantius, Aristoteles usw., auch einer summarischen Darstellung des Gall'schen Systems. Reuttligen, bey Maecken jun. (Hauptsächlich aus Albertus De animalibus und Porta De hum. Physiogn. zusammengestellt). S. auch G. v. Hertling, Albertus Magnus. (Beiträge zur Gesch. d. Phil. des Mittelalters, 14,5 u. 6), 2. Auflage. Münster 1914.

²¹⁾ ad Rhases: Rhases oder Rhazes oder Arrafi war ein berühmter arabischer Arzt, der über 200 Schriften verfaßt haben soll. Er lebte von 850—923. Sein einflußreichstes Werk heißt Liber medicinalis ad Almansorem und enthält im 2. Buch eine Physiognomik, die man in lateinischer Übersetzung bei R. Förster findet im 2. Band seiner Script. Physiogn. — S. auch E. Teza: La fisiognomia trattatello in frances. antico colla versione italiana del trecento, Bologna 1864. Herausgegeben als Disp. 42 der Romagnoli'schen Scelta di curiosita litterarie inedite o rare. (Angeblich nach dem 4. Abschnitt eines „Avicenne en roumans“, ist aber eine Wiederholung der Physiognomik des Rhases.)

²²⁾ ad Hali Rhodan: Hali Rhodan oder Ali ben Ridhwan oder Hali Heben Rodoan war ein arabischer Arzt und Philosoph. Lebte etwa von 980 bis 1061. Schrieb Kommentare zu

Galen und zu des Ptolemaeus Centiloquium und Tetrabiblos (letzterer von Octavianus Scotus ins Lateinische übersetzt); ferner De projectione radiorum et de tribus nativitatibus.

²³⁾ ad Meletius: Der Philosoph Meletius schrieb einen Kommentar zu Aristoteles. S. ferner Nikolaus Petrejus: Meletii philosophi de natura structuraque hominis opus. — Polemonis Atheniensis insignis Philosophi naturae signorum interpretationes. — Hippokratis de hominis structura. — Dioclis ad Antigonum Regem de tuenda valetudine Epistola. — Melampi de naevis corporis Tractatus. Venetiis 1552.

²⁴⁾ ad Averroes: Averroes (eigentlich Abual Walid Mohammed, Ebn Achmed, Ebn Mohammed, Ebn Rosd), arabischer Arzt und Philosoph, lebte von 1126 bis etwa 1198. Er kommentierte Aristoteles (auch dessen „Physiognomonika“) und gab einen Auszug der Magna compositio des Ptolemaeus heraus (s. Anm. 15). Sein Hauptwerk sind 7 medizinische Bücher unter dem Titel „Colliget“.

²⁵⁾ ad Alexander Aphrodisiensis: Alexander Aphrodisiensis oder Aphrodiseus aus Aphrodisias in Karien lebte ums Jahr 200 n. Chr. als Lehrer der Philosophie in Athen. Exeget des Aristoteles.

²⁶⁾ ad Conciliator: Ein Schriftsteller dieses Namens ist mir unbekannt. Vermutlich ist mit Conciliator keine Person gemeint, sondern ein Buch. „Die Conciliatoren versuchten, wie ihr Name sagt, die Widersprüche zwischen den anerkannten Autoritäten, von denen man nicht gerne eine fallen lassen mochte, mit Hilfe einer subtilen Dialektik auszugleichen.“ (P. Diepgen, Geschichte der Medizin, Bd. 2. Berlin, Leipzig, 1914). Es wird wohl der Conciliator Differentiarum des Pietro d'Abano (1250—1315) gemeint sein. (s. Anm. 6.)

²⁷⁾ ad Hali Abbas: Hali oder Ali Abbas war ein berühmter arabischer Arzt des 10. Jahrhunderts. Sein Hauptwerk, die Dispositio regalis, worin die gesamte Medizin abgehandelt wird, gewann durch die lateinische Uebersetzung des Constantinus Africanus, die sog. Pantechne, eine große Verbreitung.

²⁸⁾ ad Metoposkopen: Aehnlich wie die Chiromanten die Handlinien, deuteten die Metoposkopen μέτωπον = die Stirn) die Linien der Stirn. Sie kannten hauptsächlich 6 wagerechte und eine senkrechte Linie, die nach den damals bekannten 5 Planeten nebst Sonne und Mond benannt wurden.

²⁹⁾ ad Ephesius: Michael Ephesius war ein bekannter Traumdeuter. Er kommentierte Aristotelis De juventute, De senectute, De divinatione per somnium, Basel 1541.

³⁰⁾ Aehnlich Simonides in seinem Carmen de Mulieribus (ed. Köler. Gött. 1781), wo die verschiedenen Charaktere der Weiber damit erklärt werden, daß Zeus ihre Seelen von allerlei Tieren genommen habe.

³¹⁾ ad Hali Abhenragel: Berühmter arabischer Astrologe. De judiciis astrorum Libri 8, von Anton Stupa und Peter Liechtenstein mit Excerpten und Abhandlungen von Messalae, Alkindi, Albenait, Omar und Zahel ins Lateinische übersetzt, Basel, 1551 und 1571. (Die ehemalige Kgl. Bibliothek zu Paris soll ein Exemplar dieses Buches besitzen). (S. Bayle

Dict. Tom. 1. p. 135.) Ferner: De stellarum fixarum motu et locis, von R. Juda ins Spanische übersetzt.

³²⁾ ad Melampus: Es gibt verschiedene Männer dieses Namens. Ein Arzt und Augur Melampus, Sohn von Amythaon und Dorippes, wird bei Homer (Odyssee, L. 15, v. 226 und L. 15, v. 370), Pausanias und Virgil erwähnt. — Ein anderer Melampus lebte unter Ptolemaeus Philadelphus (s. Fabricius, Biblioth. Graeca, Tom. 1. Lib. 1. c. 15.). Er nannte sich selbst Hierogrammateus. Herodot erwähnt einen Melampus Grammaticus, des Ithagenes Sohn, der mit dem vorigen identisch sein dürfte. Die Echtheit der Bücher, die unter seinem Namen angegeben werden, ist fraglich. Sie heißen *περὶ παλμῶν μαντική* (chiromantisches Werk) und *περὶ ἐλαιῶν τοῦ σώματος μαντική*. Aus dem zweiten zitiert Porta. S. Nikol. Petrejus (Anm. 23) und Franzius (a. a. O., s. Anm. 1), der noch eine dritte Schrift des Melampus bringt, *Ex palpitationibus divinatio. Secundum singula corporis membra Liber*.

³³⁾ ad Merlinus: Merlin, der Zauberer, ist eine sagenhafte Gestalt. Es existiert eine umfangreiche Literatur über ihn (s. z. B. Friedr. v. Schlegel, Geschichte des Zauberers Merlin, Leipzig 1804). Er soll sich angeblich viel mit Prophetie und Sterndeutung beschäftigt haben.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einführung von Theod. Lessing	III
Vorwort des Übersetzers	XV
Einleitung des Übersetzers	1
<i>Die Physiognomie des Menschen.</i> Von J. B. Porta . .	19
Dem geneigten Leser	21
Vorhalle	22
<i>Erstes Buch:</i>	
1. Kapitel: Über die Wechselbeziehungen zwischen Körper und Seele	28
2. Kapitel: Über die Beurteilung der Anlagen unvernünftiger Tiere nach ihren Körper- merkmalen	30
3. Kapitel: Ansichten des Altertums über die Physiognomik	33
4. Kapitel: Wie unsere Meister die Physiogno- mik gesehen und überliefert haben	34
5. Kapitel: Wie man aus der Komplexion des Organismus auf die Charakterart schließen kann	37
6. Kapitel: Von den Merkmalen der Herzklom- plexion	38
7. Kapitel: Von den Merkmalen der Gehirn- komplexion	39
8. Kapitel: Von unseren Körpersäften und ihren Beziehungen zum Charakter	42
9. Kapitel: Widerlegung Platos; was man aus dem Körper der Tiere schließen kann	45
10. Kapitel: Widerlegung des Trogus; die Ab- hängigkeit des menschlichen Charakters von verschiedenen Himmelsgegenden	49
11. Kapitel: Widerlegung Philons; die Beurtei- lung des Charakters aus dem Antlitz	54

	Seite
12. Kapitel: Wie wir den Charakter aus Gegensätzen beurteilen können	55
13. Kapitel: Von den körperlichen und geistigen Unterschieden bei Mann und Frau und ihren Beziehungen zur Charakterbeurteilung . . .	55
14. Kapitel: Wie durch bestimmte Eigenschaften auch andere gefunden werden können .	59
15. Kapitel: Von dem Einfluß der Ammen auf den Charakter	59
16. Kapitel: Von den für die Charakterdeutung wichtigsten Zeichen	61
17. Kapitel: Was die Physiognomik sei	63
18. Kapitel: Von dem Schluß der Physiognomik	64

Zweites Buch:

Vorrede	68
1. Der Kopf	69
Sehr große Köpfe. — Köpfe, die etwas größer sind als die Norm. — Sehr kleine Köpfe. — Köpfe, die ein wenig größer sind als die ganz kleinen. — Köpfe durchschnittlicher Größe. — Köpfe mit eingedrücktem Vorderhaupt. — Köpfe mit eingedrücktem Hinterhaupt. — Köpfe mit vorspringendem Vorderhaupt. — Köpfe mit vorspringendem Hinterhaupt. — Köpfe, die weder vorn noch hinten vorspringen. — Köpfe mit vorspringenden Schläfen. — Köpfe mit Höckern an Stirn und Hinterhaupt. — Spitze Köpfe. — Sehr hohe Köpfe. — Breite, flache Köpfe.	
2. Die Haupthaare	79
Aufrecht stehende Haare. — Krause Haare. — Die nur an der Spitze gekräuselten Haare. — Dünnstehende Haare. — Dichte Haare. — Mittelmäßiger Haarwuchs. — Weiche Haare. — Harte Haare. — Haare mittlerer Härte. — Haare, die von der Stirn zur Nase wachsen. — Haare, die nach oben und rückwärts wachsen. — Haare, die in den Nacken wachsen. — Haare, die den Nacken freilassen. — Auf die Stirn herabhängende Haare. — Lange Haare.	
3. Die Haarfarbe	88
Schwarze Haare. — Dunkle Haare. — Gerade, schwarze Haare. — Gerade, schwarze, dichte Haare. — Haare, die nicht schwarz und nicht hart sind. — Gelbliche Haare. — Weißgelbe Haare. — Gelbe Haare. — Goldfarbene Haare. — Rotgelbe Haare. — Feuerrote Haare. — Rötliche Haare. — Weiße Haare.	
4. Die Stirn	96
Die große Stirn. — Die große, fleischige, glatte Stirn. — Die kleine Stirn. — Die breite Stirn. — Die schmale	

Stirn. — Die lange Stirn. — Die viereckige Stirn. — Die runde Stirn. — Die runde, gewölbte Stirn. — Die eingedrückte Stirn. — Die nicht ganz flache Stirn. — Die rauhe Stirn mit Gruben und Höckern. — Die runzlige Stirn. — Die Stirn, deren Runzeln sich in der Mitte nach unten biegen. — Die Stirn, deren Runzeln sich nach oben ziehen. — Die entspannte Stirn. — Die glatte Stirn. — Die gerade, magere, mittelgroße Stirn, die weder rauh noch ganz glatt ist. — Die heitere Stirn. — Die getrübtte Stirn. — Die umzogene, wilde Stirn. — Die zwischen der heiteren und der getrübtten stehende Stirn. — Die erhobene Stirn. — Die unfreundliche Stirn.

5. Die Augenbrauen 104

Augenbrauen, die nicht gradlinig verlaufen. — Augenbrauen, die sich zur Nase hin ziehen. — Augenbrauen, die sich zur Schläfe hin ziehen. — Augenbrauen, die sich zur Nase hin senken und zur Schläfe hin ansteigen. — Gerade Augenbrauen. — Unbewegliche Augenbrauen. — Gesenkte Augenbrauen. — Zusammengewachsene Augenbrauen. — Verwachsene, dichte Augenbrauen. — Gewundene Augenbrauen. — Abwärts gebogene Augenbrauen. — Lange Augenbrauen. — Dünne Augenbrauen. — Augenbrauen mit wenigen langen Haaren.

6. Die Wimpern 107

Ausfallende Wimpern. — Nach unten gekrümmte Wimpern. — Feste, schwarze Wimpern.

7. Die Schläfen 108

Hohle Schläfen. — Mit geraden Haaren bedeckte Schläfen.

8. Die Ohren 109

Große Ohren. — Große, etwas schlaffe Ohren. — Große, aufgerichtete Ohren. — Sehr kleine Ohren. — Kleine, gestreckte Ohren. — Lange, schmale Ohren. — Runde Ohren. — Schön gehöhlte Ohren. — Ohren, die nicht schön gehöhlte sind. — Viereckige, mittelgroße Ohren. — Rote Ohren.

9. Die Nase 112

Die große Nase. — Die sehr große Nase. — Die sehr kleine Nase. — Die gerade Nase. — Die schiefe Nase. Die richtig proportionierte Nase. — Die unproportionierte Nase. — Die lange Nase, die bis zum Munde reicht. — Die dicke Nase. — Die mäßig lange, breite und offene Nase. — Die an der Wurzel eingebogene Nase. — Die Hakennase. — Die runde, an der Wurzel eingebogene Nase. — Die Nase mit breitem Rücken. — Die Nase mit dicker Spitze. — Die Nase mit dicker Wurzel. — Die Nase mit scharfer Spitze. — Die sehr spitze Nase. — Die runde Stumpfnase. — Die platte Nase. — Die Nase mit weiten Löchern. — Die Stulpnase. — Die verstopfte Nase. — Die Nase, deren Löcher nach oben auseinanderweichen.

- Seite
10. Die Miene 121
 Die traurige, leicht veränderliche Miene. — Die starre Miene. — Die schläfrige Miene. — Die gute, ruhige Miene. — Die verzagte Miene. — Die schlaffe Miene. — Die ernste Miene. — Die verwegene, unbesonnene Miene. — Die liebenswürdige Miene. — Die schöne Miene. — Die unedle Miene. — Die ehrwürdige Miene. — Die saure Miene.
11. Das Gesicht 125
 Das große Gesicht. — Das kleine Gesicht. — Das kleine, safrangelbe Gesicht. — Das mittelgroße Gesicht. — Das mittelgroße, feiste Gesicht. — Das fleischige Gesicht. — Das sehr fleischige Gesicht. — Das fleischige, sehr lange Gesicht. — Das magere Gesicht. — Das Gesicht, das weder fleischig noch mager ist. — Das knochige Gesicht. — Das längliche Gesicht. — Das platte Gesicht. — Das runde Gesicht. — Das runzelige Gesicht. — Das runzelige, magere Gesicht ohne Haare. — Das rote Gesicht.
12. Die Wangen 129
 Fleischige Wangen. — Zarte Wangen. — Dicke, herabhängende Wangen. — Runde Wangen. — Längliche Wangen. — Rote Wangen. — Haarige Wangen. — Eingezogene Wangen in einem traurigen Gesicht. — Eingezogene Wangen in einem heiteren Gesicht.
13. Schönheit und Häßlichkeit des Gesichtes . . 131
 Das schöne Gesicht. — Das feine Gesicht. — Das häßliche Gesicht.
14. Gesichts- und Körperfarbe 135
 Dunkle Farbe. — Helle Farbe. — Schmutzige Farbe. — Blasse Farbe. — Leichenfarbe. — Honigfarbe. — Rote Farbe. — Feurige Farbe. — Rötliche Farbe. — Rötlichweiße Farbe.
15. Die Lippen 142
 Dicke Lippen. — Über die Unterlippe vorstehende dicke Oberlippen. — Von dünnen Lippen an großem Munde, deren obere die untere überragen und die an den Mundwinkeln schlaff sind. — Dünne Lippen an kleinem Munde. — Dünne, harte Lippen, die an den Eckzähnen angeschwollen sind. — Dicke Oberlippen mit geschwollenem Zahnfleisch. — Vorspringende Oberlippen. — Vorspringende Unterlippen. — Lippen, die an den Schneidezähnen dick sind. — Lippen, die an den Eckzähnen dick sind. — Lippen, die das Antlitz entstellen. — Hängende Unterlippen. — Behaarte Lippen.
16. Der Mund 145
 Der große Mund. — Der kleine Mund. — Der kleine, zugespitzte Mund. — Der vorgeschobene Mund. — Der aufgeworfene Mund mit dicken, rundlichen Lippen. — Der niedrige, flache Mund. — Der Mund, der die Mitte zwischen vorgeschoben und flach hält. — Der weit gespaltene Mund. — Der offene Mund. — Der eingefallene Mund.

	Seite
17. Die Zähne	148
Zähne mit großen Zwischenräumen. — Große, starke, dichtstehende Zähne. — Zähne, die sich eng aneinander schmiegen. — Lang vorstehende, starke Eckzähne. — Lange, spitze, starke Zähne. — Spitze, gerade Zähne. — Verschiedenartige Zähne.	
18. Die Zunge	150
Die lispelnde, die stammelnde und die stotternde Zunge. — Die feine Zunge. — Die hastige Zunge. — Die schwerfällige Zunge.	
19. Der Atem	151
Der kräftige, hastige, volle Atem. — Ebenderselbe Atem bei Magerkeit von Leib und Brust. — Der schwache, geringe, langsame Atem. — Ebenderselbe Atem bei kleiner, glatter Brust. — Der mittelmäßige Atem. — Der gleichmäßige Atem. — Der leichte, geräuschlose Atem. — Der heftige Atem. — Der tiefe, volle, leichte Atem.	
20. Das Seufzen	153
Seufzendes Kopfschütteln. — Seufzendes Kopfschütteln mit starren Augen. — Das Gähnen.	
21. Das Lachen	154
Häufiges Lachen. — Lautes Lachen. — In Husten übergehendes Lachen. — Höhnisches Lachen, das die Wangen verzieht. — Das Lächeln. — Seltenes Lachen.	
22. Die Stimme	157
Die schwere Stimme. — Die schwere, laute Stimme. — Die schwere, grobe Stimme. — Die schwere, große, undeutliche Stimme. — Die schwere, weiche Stimme. — Die schwere, vollklingende Stimme. — Die zu Beginn der Rede schwere, am Ende der Rede scharfe Stimme. — Die schwere, hohle, geschmeidige Stimme. — Die scharfe, helle Stimme. — Die helle, angespannte Stimme. — Die scharfe, laute Stimme. — Die scharfe, schnatternde Stimme. — Die helle, weiche, gebrochene Stimme. — Die hohe, schreiende Stimme. — Die blökende, entstellte Stimme. — Die zwischen schwer und scharf liegende Stimme. — Die zwischen angespannt und schlaff liegende Stimme. — Die rauhe Stimme. — Die klare Stimme. — Die angenehme Stimme. — Die liebliche Stimme. — Die gesenkte Stimme. — Die schwache, weinerliche Stimme. — Die zierliche Stimme. — Die zitternde Stimme.	
23. Die Sprache	167
Sichere Sprache. — Heftige, nachdrückliche Sprache. — Rasche Sprache. — Zurückhaltende Sprache. — Schwerfällige Sprache. — Heftige Sprache. — Kurze Sprache. — Grobe, schwache Sprache. — Scharfe, unsaubere Sprache. — Scharfe, schwächliche Sprache. — Vom Sprechen durch die Nase. — Welche Sprache. — Mühsame Sprache. — Ruhige, gesammelte Sprache. — Bescheidene Sprache.	

	Seite
24. Kinnbacken und Kinn	169
Das kleine Kinn. — Das lange Kinn. — Das runde, haarlose Kinn. — Das viereckige Kinn. — Das gespaltene Kinn. — Das nur wenig gespaltene Kinn. — Das nach oben zurücktretende Kinn. — Das spitze Kinn. — Bartlose Menschen. — Bärtige Weiber. — Bartlose Weiber.	
25. Der Hals	172
Der dicke Hals. — Der dicke, fleischige Hals. — Der fette Hals. — Der schlanke, zierliche Hals. — Der schlanke, lange Hals. — Der nicht sehr lange und nicht sehr dicke Hals. — Der kurze Hals. — Der sehnig gespannte Hals. — Der schwache Hals. — Der Stummelhals. — Der harte Hals. — Der weiche Hals. — Der rauhe, fette Hals. — Der Hals mit großen Blutadern. — Der steife, unbewegliche Hals. — Der gleichsam gebrochene Hals. — Der gestreckte Hals. — Der nach vorn gebogene Hals. — Der nach rechts geneigte Hals. — Der nach links geneigte Hals.	
26. Die Kehle	178
Die rauhe Kehle. — Die vorspringende, knotige Kehle.	
27. Die Schlüsselbeine	178
Schlecht abgesetzte Schlüsselbeine. — Freie Schlüsselbeine. — Schön gelöste Schlüsselbeine.	
28. Der Nacken	180
Der dicke Nacken. — Der rauhe Nacken mit vorspringenden Schulterblättern. — Der runde Nacken und Hals. — Der behaarte Nacken.	
29. Die Schulterblätter	181
Große, breite Schulterblätter mit weitem Zwischenraum. — Hochstehende Schulterblätter.	
30. Der Rücken	182
Der große, starke Rücken. — Der schmale, schwache Rücken. — Der magere Rücken. — Der behaarte Rücken.	
31. Das Mittelstück des Rückens	183
Das große, fleischige, wohlgegliederte Mittelstück. — Das magere, schwache, schlecht gegliederte Mittelstück. — Das breite Mittelstück. — Das fleischige Mittelstück. — Das magere Mittelstück. — Das rückwärts gestreckte Mittelstück. — Das nach vorn gekrümmte Mittelstück mit zur Brust gezogenen Schultern und gleichsam geknicktem Körper. — Das weder rückwärts noch nach vorn gebogene Mittelstück. — Das behaarte Mittelstück.	
32. Der Buckel	184
Der Rückenbuckel. — Der Brustbuckel.	
33. Die Rippen	185
Gute Rippen. — Schlechte Rippen. — Kleine Rippen. — Große, gleichsam aufgeblasene Rippenbögen. — Fleischige, harte Rippen. — Rippen mit wenig Fleisch.	

	Seite
34. Die Lenden	186
Starke, knochige Lenden. — Kleine, schwache Lenden. — Fleischige Lenden. — Fleischige, weiche Lenden. — Spitzige Lenden. — Zitternde Lenden. — Länglichrunde, schlanke Lenden.	
35. Die Schultern	188
Starke Schultern. — Ungegliederte, schwache Schultern. — Schlecht gelöste Schultern. — Schlaffe Schultern. — Gelöste Schultern. — Große Schultern mit weitem Zwischenraum, die weder allzu gelöst, noch zu fest gebunden sind. — Fette Schultern. — Dünne, spitze Schultern. — Schwächliche, eingezogene Schultern. — Erhobene Schultern. — Behaarte Schultern.	
36. Der Brustkasten	190
Die große Brust. — Die schwächliche, schwache Brust. — Die breite Brust mit großen Schultern. — Die schmale Brust mit mittelgroßem Bauch. — Die fleischige Brust. — Die mittelmäßige Brust mit ebenem Rücken. — Die rote Brust. — Die behaarte Brust. — Menschen mit Haaren auf Brust und Bauch. — Die glatte Brust. — Die mäßig behaarte Brust.	
37. Die Brüste	192
Hängebrüste an einem weiten, mageren Leib. — Kleine, leere Brüste. — Mittelgroße Brüste.	
38. Der Bauch	193
Der weite, eingefallene Bauch. — Der große, fleischige, weiche Hängebauch. — Der magere Bauch. — Der harte Bauch. — Der weiche Bauch. — Der mittelmäßige Bauch.	
39. Der Nabel	194
Was es bedeutet, wenn der Abstand vom Nabel bis zur Scham größer ist als der vom Nabel bis zur Brust. — Was es bedeutet, wenn der Abstand vom Nabel bis zur unteren Brustgrenze größer ist als der vom Brustende bis zur unteren Halsgrenze. — Was es bedeutet, wenn die drei Abteilungen vom Nabel zur Scham, vom Nabel zur Brust und von hier zum Hals gleich sind.	
40. Die Geschlechtsteile	195
41. Die Arme	197
Starke, wohlgegliederte Arme. — Kleine, dürftige Arme. — Fleischige Arme. — Lange, bis zum Knie reichende Arme. — Arme, die so kurz sind, daß das Haupt ihnen beim Essen entgegenkommen muß. — Geäderte Arme.	
42. Die Hände	199
Große, wohlgegliederte, sehnige Hände. — Kleine, schmale, ungegliederte Hände. — Feine, weiche Hände. — Harte, allzu fleischige Hände. — Große, harte Hände. — Sehr kurze Hände. — Dicke Hände.	

- Völlige Hände mit langen Fingern. — Schmale, zarte Hände. — Sehr kleine Hände. — Zarte, gebogene Hände. — Lange Hände mit langen Fingern. — Gute Handknöchel. — Lange, dicke, rauhe Handknöchel. — Hände, die sich matt und schlaff bewegen. — Von dem Händereiben. — Menschen, die beim Sprechen Körper und Hände bewegen. — Menschen, die beim Sprechen die Hände stillhalten. — Behaarte Hände. — Links- und Rechtshändigkeit.
43. Die Finger 204
Kurze, dicke Finger. — Kurze, dünne Finger. — Lange Finger. — Lange, weiche Finger mit großen Zwischenräumen. — Rückwärts nach oben gebogene Finger. — Überzählige Finger. — Finger, die beim Reden bewegt werden.
44. Die Hüften 205
Äußerlich sichtbare Hüftknochen. — Schwächliche Hüftknochen.
45. Das Gesäß 206
Fette Gesäßbacken. — Das knochige, spitze Gesäß. — Das schwächliche, gleichsam vertrocknete Gesäß. — Das weder runzelige noch ganz glatte Gesäß.
46. Die Oberschenkel 207
Knochige, sehnige Oberschenkel. — Weiche, ungegliederte Oberschenkel. — Mäßig fleischige Oberschenkel. — Behaarte Oberschenkel und Lenden. — Kurze Oberschenkel.
47. Die Kniee 208
Fleischige Kniee. — Knarrende Kniee. — Nach innen gebogene, sich berührende Kniee.
48. Die Unterschenkel 209
Gegliederte, sehnige, starke Unterschenkel. — Ungegliederte, weiche Unterschenkel. — Sehr dürre Unterschenkel. — Schlanke, sehnige Unterschenkel. — Dicke Unterschenkel und Fesseln. — Unterschenkel mit fleischigen Knöcheln. — Behaarte Unterschenkel. — Das Hinken.
49. Die Waden 213
Sehr dicke Waden. — Abwärts gezogene Waden. — Aufwärts gezogene Waden. — Weiche Waden. — Mittelgroße Waden.
50. Die Fersen 214
Sehnige, gegliederte Fersen. — Ungegliederte, fleischige Fersen. — Schwächliche Fersen. — Menschen mit dicken Knöcheln, rauhen Fersen, fleischigen Füßen, kurzen Zehen und dicken Waden.
51. Die Füße 215
Wohlgeformte, große, gegliederte, sehnige Füße. — Kleine, schmale, ungegliederte Füße. — Fleischige, dicke Füße. — Kleine, schwächliche Füße. — Schön-

- geformte Fußgelenke. — Kurze, fette Füße. — Längliche Füße. — Gewölbte Füße mit hohler Sohle. — Plattfüße, die auf den Knöcheln zu gehen scheinen. — Füße mit mittlerer Wölbung.
52. Die Zehen 217
 Krumme Zehen. — Zehen, die durch häutige Falten verbunden sind. — Zusammengewachsene Zehen. — Zusammengekrümmte Zehen. — Zehen mit großem Zwischenraum. — Kurze, dürre Zehen. — Kurze, dicke Zehen. — Lange, schwächliche Zehen. — Mittlere, wohlgeformte Zehen.
53. Die Nägel 219
 Krumme Nägel. — Schmale, lange, krumme Nägel. — Runde Nägel. — Fleischige Nägel. — Kurze, blutlose, dunkle und rauhe Nägel. — Breite, helle, gelbliche Nägel.
54. Der Gang 220
 Der lange Schritt. — Der langsame Gang. — Der lange, langsame Schritt. — Der hastige Schritt. — Der kurze Schritt. — Der kurze, hastige Schritt. — Der bald schnelle, bald langsame Gang. — Der kurze, langsame Schritt. — Der lange, geschwinde Schritt. — Menschen mit hastigen Schritten, die sich fürchten, wenn man sie überrascht, ihr Gesicht zur Erde kehren und zusammenkriechen. — Menschen mit hastigen Schritten, die die Augen verdrehen, den Kopf unruhig hin und her bewegen und heftig schnaufen. — Menschen, die langsam gehen, ohne Ursache stehen bleiben und sich häufig umsehen. — Menschen, die mit einwärts gedrehten Beinen und Füßen gehen. — Menschen, die sich beim Gehen hin und her drehen und verbeugen. — Menschen, die Leib, Schultern und alle Glieder beim Gehen bewegen. — Menschen, die mit gestrecktem Körper gehen. — Menschen, die mit gebeugtem Körper gehen. — Menschen, die sich beim Gehen nach rechts neigen. — Menschen, die sich beim Gehen nach links neigen. — Menschen, die mit hängendem Körper und erhobenem Gesicht einhergehen. — Menschen, die aufrecht mit erhobenem Hals gehen und heftig die Schultern werfen. — Menschen mit eingekrümmten, bei jedem Schritt sich bewegenden Schultern.
55. Größe bzw. Kleinheit des Körpers 227
 Sehr kleiner Körper. — Kleine Körper mit trockenem Fleisch und einer Farbe, die auf Hitze deutet. — Kleine Körper mit feuchtem Fleisch und einer Farbe, die auf Kälte deutet. — Unförmliche Körper. — Sehr große Körper. — Große Körper mit feuchtem Fleisch und einer Farbe, die auf Kälte deutet. — Große Körper, mit hartem Fleisch und einer Farbe, die auf Hitze deutet. — Mittlere, mäßig fleischige Körper von mittlerer Farbe. — Das richtige Körpermaß. — Behaarte Körper. — Glatte Körper.

Drittes Buch:

- Vorrede 234
1. Die Größe der Augen 236
 Sehr große Augen. — Große, dunkle Augen. — Große, wohlgeformte Augen. — Sehr kleine Augen. — Kleine, wohlgeformte Augen. — Mittelgroße Augen.
2. Die Augenwinkel 238
 Lange Augenwinkel. — Kurze Augenwinkel. — Fleischige Augenwinkel.
3. Augenlider 239
 Blasenförmige Unterlider. — Blasenförmige Oberlider. — Augen mit blasenförmigen Ober- und Unterlidern. — Dicke, blutrote Lider. — Kurze Unterlider.
4. Die Pupille oder das Sehloch 240
 Große Pupillen. — Kleine Pupillen. — Mittelgroße Pupillen. — Ungleiche Pupillen. — Gleiche Pupillen. — Menschen mit ungleichen Pupillen und blauen, grünen, dunklen oder scheckigen Flecken auf der Stirn.
5. Lage und Stellung der Augen 242
 Weit vorstehende Augen. — Nach oben vorstehende Augen. — Nach unten vorstehende Augen. — Vorstehende, blutunterlaufene Augen. — Vorstehende, graue Augen. — Vorstehende Augen mit verklebten Brauen. — Vorstehende, trockene Augen. — Tiefliegende, kleine Augen. — Tiefliegende, kleine, trockene Augen. — Tiefliegende, große Augen. — Tiefliegende, starre Augen. — Tiefliegende, starre Trifaugen. — Tiefliegende, starre, weiche Augen. — Weder vorstehende noch tiefliegende Augen. — Längsgestellte Augen.
6. und 7. Die Farbe der Augen 245
 Grauweißliche Augen. — Graue Augen mit einem Stich ins Gelbliche. — Graue Augen mit kleinen Pupillen. — Graue, trockene Augen. — Graue Augen mit einem Stich ins Grünliche. — Himmelblaue, große ruhige, glänzende Augen. — Schwarze Augen. — Tiefschwarze Augen. — Schwarzbraune Augen. — Gelbe Augen. — Rotgelbe Augen. — Von der Augenfarbe, wie sie die Ziegen haben. — Rötliche Augen. — Rötliche, trockene Augen. — Rötliche, feuchte Augen. — Feurige Augen.
8. Die mehrfarbigen, punktierten Augen 252
 Gefleckte Augen. — Kleine, mehrfarbige Augen. — Rotgelbe Augen mit gleichgroßen Punkten. — Rotgelbe Augen mit ungleichen Punkten. — Schwarze Augen mit blutroten Punkten. — Schwarze Augen mit blassen Punkten. — Hellblaue und gelbe Punkte, in gleichen Abständen um die Pupille des mehrfarbigen Auges herum angeordnet. — Bleiche, feurige, graublaue Punkte in großen Augen mit blitzendem, zornigem Blick und offenen Augenlidern. — Vier-

- eckige, feurige und blasse Flecke sowie graue oder hellblaue Kreise um die Pupille.
9. Die Augen mit verschiedenfarbigen Kreisen 254
Schwache, weiße Kreise. — Mehrfarbige Kreise —
Feuchte Augen mit einem blutroten, schmalen, dunk-
len Kreis und einem feurigen Kreis über diesem. —
Kreise, die unten grün und oben schwarz sind. —
Trockene Augen mit regenbogenfarbenen Kreisen. —
Feuchte Augen mit regenbogenfarbenen Kreisen. —
Rauhe Augen mit regenbogenfarbenen Kreisen.
10. Die trüben und die klaren Augen 255
Trübe Augen. — Trübe, trockene Augen. — Trübe,
kleine Augen. — Trübe, düstere Augen. — Augen,
die nur schwach gefärbt sind. — Grimmige Augen. —
Häßliche Augen. — Dunkle, feuchte Augen von rich-
tiger Größe. — Klare Augen.
11. Glanz der Augen 257
Glänzende Augen. — Glänzende, graue oder blutrote
Augen. — Glänzende, rotgelbe Augen. — Glänzende,
schwarze Augen. — Glänzende, schwarze, große,
lächelnde Augen. — Glänzende, finster blickende
Augen. — Glänzende, trockene Augen. — Glänzende,
hohle, kleine Augen. — Schimmernde Augen. —
Strahlende, feuchte Augen.
12. Die ruhigen Augen 259
Feststehende Augen. — Ruhige, feuchte Augen. —
Stillstehende, trockene Augen. — Ruhige, blasse
Augen. — Ruhige, graue, trübe Augen. — Menschen
mit starren Augen, die die Augenbrauen in die Höhe
ziehen und tief seufzen. — Stillstehende, rötliche,
große Augen. — Stillstehende, große, rötliche, unter
sich blickende Augen. — Unbewegliche, kleine Augen.
— Unbewegliche, kleine, vorstehende Augen mit ge-
runzelter Stirn und zusammengezogenen Brauen. —
Menschen mit unbeweglichen, kleinen, vorstehenden
Augen, die Stirn und Brauen runzeln und die Schul-
tern in die Höhe ziehen. — Unbewegliche, kleine
Augen mit beweglichen Augenlidern unter einer
großen Stirn.
13. Die beweglichen Augen 261
Augen mit einem weißen Fleck, die sich häufig be-
wegen, doch stillzustehen scheinen. — Bewegliche,
gleichsam verwirrte Augen. — Bewegliche Augen mit
beweglichen Lidern. — Kleine Augen, die sich zu-
gleich mit den Lidern viel bewegen. — Bewegliche
Augen mit stillstehenden Lidern. — Finstere, rollende
Augen. — Langsam sich bewegende Augen. — Augen
mit mittelmäßiger Beweglichkeit.
14. und 15. Die zitternden Augen 262
Kleine zitternde Augen. — Große zitternde Augen. —
Stark zitternde, gleichsam tanzende Augen. — Zit-
ternde, tanzende, große, glänzende, leuchtende Augen.
— Zitternde, trübe Augen.

16. Das häufige Schließen der Augen 263
 Beim Schließen nach oben abweichende, unbewegliche Augen. — Menschen mit glatter Stirn und feuchten, glänzenden Augen von rechter Größe, die beim Schließen geradeaus blicken. — Menschen mit glatter Stirn und trockenen Augen von rechter Größe, die beim Schließen geradeaus blicken. — Häufig sich schließende Augen mit schiefen Augenbrauen und harten, verwachsenen Lidern unter einer rauhen Stirn.
17. Das häufige Öffnen der Augen 264
 Unbeweglich offene, gleichsam nachdenkliche Augen. — Stets offene, dunkle, feuchte Augen. — Stets offene, dunkle, feuchte, sanft blickende Augen. — Offene, trockene, glänzende, hell leuchtende Augen. — Menschen, die mit offenen Augen schlafen.
18. Die Augen, die sich häufig schließen und öffnen 265
19. Das Zwinkern 265
 Blinzeln, trockene Augen. — Blinzeln, verdrehte, etwas blasse Augen.
20. Die Augen, die nicht blinzeln 266
 Augen mit hartem Blick, die nicht blinzeln. — Nicht zwinkernde, feuchte Augen mit sanftem Blick. — Nicht zwinkernde, bleiche, rötliche, trockene Augen.
21. Die schnell beweglichen Augen 266
 Schnell bewegliche, scharfsichtige Augen. — Schnell bewegliche, rötliche Augen. — Schwachsichtige Augen.
22. Die lachenden und die traurigen Augen . . 267
 Lächelnde, fröhliche Augen. — Lächelnde, trockene Augen mit oberflächlichem Blick. — Lächelnde, hohle Augen. — Menschen mit lachenden Augen, die Stirn, Wangen, Brauen und Lippen bewegen. — Lächelnde Augen mit starrem, drohendem Blick. — Lächelnde, offene Augen mit drohendem Blick. — Lächelnde, weit offene, trockene Augen. — Lachende, feuchte Augen. — Lachende, feuchte Augen mit gesenkten Lidern, langer Stirn und ausgezogenen Schläfen. — Traurige Augen. — Traurige, feuchte Augen. — Traurige, trockene Augen. — Traurige Augen mit gerunzelten Brauen und herabgezogener, unwirscher Stirn. — Traurige, trockene Augen mit starrem Blick, geraden Lidern und rauher Stirn.
23. Die aufwärts und die abwärts gerichteten Augen 269
 Abwärts gerichtete Augen. — Aufwärts gerichtete, zitternde Augen. — Aufwärts gerichtete, blasse Augen. — Aufwärts gerichtete, rötliche Augen. — Abwärts gewandte, gleichsam flehende Augen. — Menschen mit zitternden Augen, deren eines aufwärts, das andere abwärts gerichtet ist, und mit rauhem, dickem Atem.

	Seite
24. Die schielenden Augen	270
Nach rechts gedrehte Augen. — Nach links gedrehte Augen. — Zur Nase gedrehte Augen. — Trockene, weit offene, nicht zitternde Schielaugen. — Trockene, weit offene, zitternde Schielaugen.	

Viertes Buch:

Vorrede	274
1. Der Gerechte und der Ungerechte	276
Der Gerechte, den Löwen vergleichbar. — Der Ungerechte.	
2. Der Rechtschaffene	277
Der Rechtschaffene. — Der gute Charakter.	
3. Der Verworfenene	278
Der Verworfenene. — Der Giftmischer. — Der Mörder.	
4. Der Treue und der Untreue	279
Der Treue, Zuverlässige. — Der Untreue, Unzuverlässige.	
5. Der Kluge und der Unverständige	279
Der Kluge. — Der Unverständige, den Eseln vergleichbar. — Der Dumme, den Eseln vergleichbar.	
6. Der Geistreiche	280
Der Geistreiche, wie ihn Aristoteles dem Alexander beschreibt. — Der Geistreiche nach des Aristoteles, Polemon und Adamantius „Physiognomonika“. — Der Empfindliche. — Der kunstreiche Handwerker. — Der Nachdenkliche. — Der Gelehrsame. — Der Beständige.	
7. Der Stumpfsinnige	282
Der Stumpfsinnige. — Der Empfindungslose, den Eseln vergleichbar. — Der Rohe, Ungehobelte, den Schweinen und Bären vergleichbar. — Der Ungelehrsame, den Eseln vergleichbar. — Der Unweise. — Der Törichte, den Vögeln und Affen vergleichbar. — Der Schwachsinnige. — Der Fallsüchtige. — Der Besessene. — Der leicht Bewegliche, den Vögeln vergleichbar.	
8. Der Gedächtnisstarke und der Vergeßliche	284
Der Gedächtnisstarke nach Aristoteles. — Der Vergeßliche.	
9. Der Kühne	284
Der Kühne, den Stieren vergleichbar. — Der Verwegene. — Der Hoffärtige.	
10. Der Furchtsame	285
Der Furchtsame, den Weibern, Hirschen, Hasen, Kaninchen und Wachteln vergleichbar.	
11. Der Weichling	286
Der Weichling, den Weibern vergleichbar. — Der	

	Seite
Weibische. — Der Schwächling, den Weibern vergleichbar.	
12. Der Tapfere	288
Der Starke, Tapfere, den Männern, Löwen, Stieren und großen Hunden vergleichbar. — Der Beherzte, den Löwen vergleichbar. — Der Mannhafte. — Der Kriegerische.	
13. Der Aufgeblasene	290
Der Ruhmsüchtige, den Pferden vergleichbar.	
14. Der Kleinmütige	291
Der Kleinmütige, den Katzen und Affen vergleichbar. — Der Klagsüchtige, den Vögeln vergleichbar.	
15. Der Großmütige	291
Der Großmütige, den Löwen und Adlern vergleichbar.	
16. Der Habsüchtige	292
Der Gewinnsüchtige. — Der Profitgierige. — Der Geizhals. — Der Sparsame. — Der zähe Filz.	
17. Der Freigebige	293
Der Freigebige, den Löwen vergleichbar. — Der Hochherzige, den Löwen vergleichbar.	
18. Der Zornmütige	294
Der Zornmütige, den Löwen, Ochsen, Hunden, Bären und Wildschweinen vergleichbar. — Der Verbitterte, Grausame, der sich nur schwer beruhigen läßt. — Der Rasende. — Der Jähzornige, nach Plutarch. — Der Jähzornige, nach Lactantius.	
19. Der Tölpel	296
Der Tölpel, den Eseln und Ziegen vergleichbar. — Der Knechtische, den Eseln vergleichbar.	
20. Der Gelassene	297
Der Gelassene. — Der Sanftmütige, den Weibern, Hirschen und Hasen vergleichbar.	
21. Der Unmäßige	297
Der Unmäßige. — Der Geile, den Affen, Hirschen, Böcken, Schweinen, Hähnen und Panthern vergleichbar. — Der Ehebrecher. — Der Buhler und der Huldreiche. — Der Liebhaber. — Der Gefräßige, den Schweinen und Wölfen vergleichbar. — Der Trunksüchtige. — Der gefräßige Trinker. — Der Schlaf-süchtige. — Der Träge, den Ochsen und Eseln vergleichbar. — Der Sorglose.	
22. Der Dumme, Verblüffte	301
23. Der Maßvolle	301
24. Der Schamlose, Unverschämte	301
Der Schamlose, Unverschämte, den Raben und Hunden vergleichbar.	

	Seite
25. Der Schamhafte, Verschämte	302
26. Der Traurige	302
Der Traurige. — Der Steife, Bäurische.	
27. Der Verbitterte	303
Der Mißtrauische. — Der Besessene.	
28. Der Liebenswürdige, Kurzweilige	304
29. Der Anmaßende	304
Der Anmaßende. — Der Prahlhans. — Der Eitle, Hochtrabende, den Vögeln vergleichbar.	
30. Der Heuchler	305
31. Der Lügner	305
32. Der Wahrhafte	305
33. Der Schmeichler	306
Der Nachgiebige. — Der Schmeichler.	
34. Der Verdrießliche	306
Der Verdrießliche. — Der Hartnäckige. — Der Zän- kische. — Der Lästige, Rücksichtslose.	
35. Der Mißgünstige	307
36. Der Gottlose	307
37. Der Mitleidige	308
38. Der Unbillige	308
39. Der Spieler	309
Der Spieler. — Der leidenschaftliche Jäger, den Hunden vergleichbar.	
40. Der Schwätzer	309
Der törichte Schwätzer, den Vögeln vergleichbar. — Der Schreihals, den Hunden vergleichbar. — Der Be- redte.	
41. Der Tatkräftige und der Unpraktische	310
Der Unpraktische. — Der Tatkräftige. — Der Vor- eilige, Hitzige. — Der Umsichtige. — Der Besorgte. — Der Arbeitsame.	
42. Der gottlose Tor	310
Der gottlose Tor, den Bären vergleichbar. — Der Tierische. — Der durchaus schlechte Charakter. — Der Nichtswürdige.	
43. Der Erhabene	312
44. Das Muttermal und die Zeichen des Gesichtes in ihrem Verhältnis zu anderen Körperteilen	312
Bildanhang	317
Anmerkungen des Übersetzers	333

